

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Aus dem Leben der beiden ersten deutschen Kaiser und ihrer Frauen

Nippold, Friedrich Wilhelm Franz

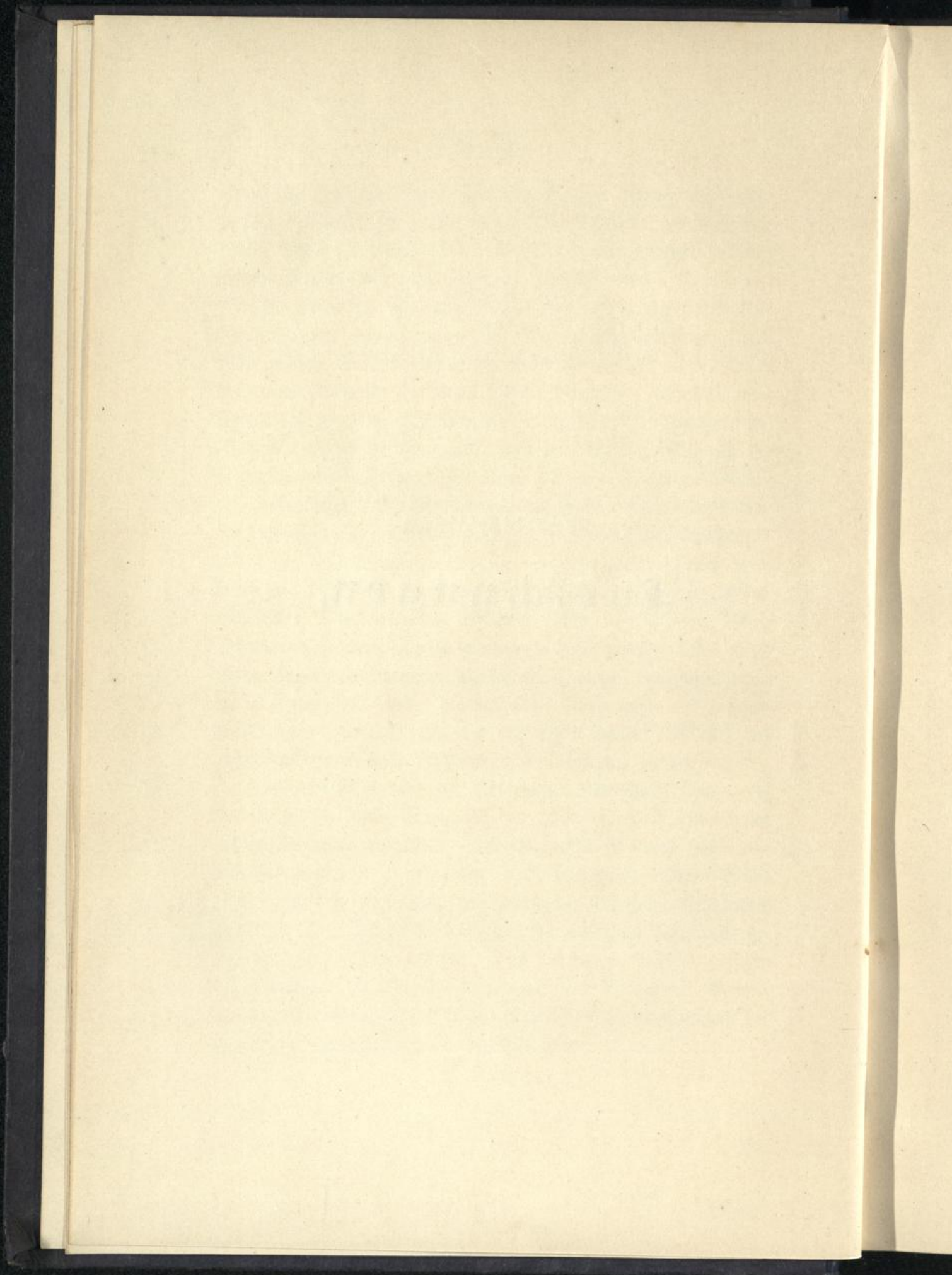
Berlin, 1906

Erste Abteilung. Forschungen.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-5681

Erste Abteilung.

Forschungen.



A. Aus dem Bunsenschen Familienarchiv.

I. Der Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England im Jahre 1844.

1. Briefe des Prinzen an Bunsen vor Antritt der Reise.

Homburg, den 25./7. 44.

Empfangen Sie meinen besten Dank für die so schnelle Beforgung meiner Dienstangelegenheit. Die Antwort ist mir natürlich sehr erfreulich gewesen; doch kann ich aber nicht daran denken, vor der Niederkunft*) und vor Ablauf der ersten drei Wochen einzutreffen, wohl verstanden, daß alles glücklich gehet. Freilich verliere ich dadurch die letzten Reste der Saison und den Glanz Londons; indessen da mein Besuch der Königin diesmal allein gilt, so muß ich auf alles verzichten und dies auf ein zweites Mal aufsparen. Ich würde also, wenn wir gute Nachrichten erhalten, mich so einrichten, daß ich gegen Ablauf der dritten Woche in London einträfe, was also relativ vor oder nach dem 12. August sein würde.

Doch Sie wissen, daß mir der König im Fall der Nichtannahme in Windsor die Regierungsgeschäfte vom 1. an auf vierzehn Tage übertragen wollte. Ich muß also abwarten, wie er die Antwort des Prinzen Albert ansiehet. Ich habe bereits vorgestern durch den

*) Der Königin Viktoria.

Telegraphen angefragt, aber noch keine Antwort. Da ich Herrn Thile aber nicht länger aufhalten darf, für dessen Sendung ich Ihnen sehr dankbar bin, so habe ich den Stand der Dinge dem Prinzen Albert mitgeteilt, mir eine fernere Mitteilung an denselben und an Sie vorbehaltend.

Da mein Aufenthalt nur 16—18 Tage dauern kann, indem ich den 1. September jedenfalls London verlassen muß, so muß ich mich auf London beschränken, wenn nicht die Dampfschnelligkeit mich zu Exkursionen verleitet.

Hoffentlich auf Wiedersehen in Ihrem Hotel!

Ihr

Prinz von Preußen.

* * *

Homburg, den 26./7. 44.

Soeben erhalte ich Ihr zweites Schreiben vom 23. d. M. Ich sehe aus demselben, daß ich bereits früher erwartet werde, als es mir Ihr erstes Schreiben als rätlich erscheinen ließ und unsere Berliner Unterredungen zuließen. Darum habe ich Ihnen auch gestern geschrieben, daß ich erst in der dritten Woche nach der Einladung eintreffen würde, und schrieb so auch an Prinz Albert. Wenn ich nun aber sehe, daß man mich jedenfalls vor der dritten Woche erwartet, so bin ich natürlich nur zu bereit, früher zu reisen, wenn Sie gewiß sind, daß es keinen nachteiligen Eindruck macht, wenn ich schon andere Besuche mache, ehe ich die Königin sehe. Auf alle Fälle glaube ich aber doch die Entbindungsnachricht abwarten zu müssen, wenn Sie mir nicht umgehend schreiben, daß ich auch dieses nicht abzuwarten brauche. Freilich kann ich nun doch nicht darauf rechnen, in Southampton zu sein, was ich sehr betraure, und auch der Hochzeit in Trentham nicht beiwohnen, weil dies alles schon in den nächsten Tagen ist. — Übrigens bin ich sehr geschmeichelt, daß man schon freund-

lich für mich sorgt, auch ohne mich zu kennen, und muß nur wünschen, daß man mich nicht après coup fallen läßt, namentlich da ich nicht englisch spreche.

Mein Plan würde nun noch dahin gehen, sogleich nach erhaltener Nachricht der Entbindung abzureisen, in Carlton House-Terrace einzufahren und von dort aus die weiteren Operationspläne zu treffen. Sollte sich die Niederkunft ungewöhnlich verzögern, so erwarte ich also, umgehender Post, ob Sie mir gewissenhaft raten können, schon vor derselben sogar einzutreffen.

Ich habe heute auch per Telegraph die Genehmigung des Königs zur Reise erhalten, indem Prinz Wilhelm die Geschäfte übernehmen wird. So sehe ich mich also dem Ziel schon nahe gerückt, was mich ganz heiß macht! Wenn nur nichts dazwischen kommt!

Ihr

Prinz von Preußen.

2. Briefe Bunsens an Herrn von Stockmar*) während der Reise.

Carlton Terrace, Freitag, 9. August.

Verehrter Freund!

Fortunatus Wünschhütlein existiert also noch, und zwar in Windsor Schloß! Kaum eingekehrt, gehe ich aus, esse und finde beim Zuhausekommen Ihren gütigen Brief: kaum am Morgen aufgestanden, meldet sich Lord Hardington, infolge der von Sir Robert Peel ihm bereits zugekommenen Befehle Ihrer Majestät, und so geht es den ganzen Tag, so daß ich gegen Abend dem Prinzen eine lange Liste von gnädigen Anordnungen und Anerbietungen zugeschickt habe. Ich eile, Ihnen meinen innigsten Dank

*) Damals Kabinettssekretär des Prinzen Albert.

12 I. Der Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England im Jahre 1844.

für Ihre gütige, wahrhaft freundschaftliche Vermittlung abzustatten, indem ich diese selbst wieder in Anspruch nehme, um meine untertänige Dankbarkeit dem Prinzen und Ihrer Majestät zu Füßen legen zu können.

Der Dampfer „Prinzeß Alice“ wird von Sonntag Nachmittag zu des Prinzen Verfügung in Ostende sein.

Ich denke, Montag früh wird einer vom Gefolge dem Prinzen voraneilen.

Capt. Meynell ist mir von der Zeit des königl. Aufenthaltes wohl bekannt und mir immer so erschienen, wie Sie ihn schildern.

Verzeihen Sie die Flüchtigkeit dieser Zeilen: es ist Posttag, und tausend Geschäfte stürmen auf mich ein.

Mit wahrer Verehrung

Bunsen.

* * *

Carlton House Terrace, Sonnabend früh 17. August 1844.

Verehrter Freund!

Der Prinz trägt mir auf, Sie ergebenst zu bitten, Ihrer Majestät der Königin den schönsten Dank zu melden für die überaus gnädige Einladung nach Windsor, zum 31. dieses bis einschließlich zum 3. September. Der Prinz hat den König infolge des Unterbleibens des Aufrufs der Landwehr zu den Übungen in Ostpreußen um Verlängerung Seines Urlaubs bis zum 18. September (dem Vorabende des Beginnes der Übungen der Gardes, der vom Prinzen selbst befehligten Heeresabteilung) gebeten, was wegen der Notwendigkeit der Reise über den Haag die Abreise am 8. oder früh am 9. bedingt.

Diese Verlängerung (welche natürlich erfolgt) hat der Prinz ganz besonders deswegen gewünscht, weil er alsdann hoffen durfte, Ihrer Majestät nach vollendeter Herstellung aufwarten zu können.

Der gnädige Befehl der Königin kommt diesem Wunsche so schön entgegen, daß der Prinz doppelt dankbar dafür ist.

Dem gnädigsten Befehle gemäß werde ich mit dem Gefolge des Prinzen aufzuwarten die Ehre haben. Dies besteht aus Graf Königsmark, Adjutant, Graf Bückler, Hofmarschall, Freiherr v. Schleinitz (ehemaliger Geschäftsträger in London), Kammerherr Seiner Königlichen Hoheit.

Capt'n Meynell habe ich von Ihrem Schreiben und dieser Antwort sogleich Kenntniß gegeben.

Mit wahrer Freundschaft

Der Ihrige

Bunsen.

* * *

Apethorpe, Mittwoch, den 27. August 1844.

Mein verehrter Freund!

Hier sind wir, vom hohen Norden Großbritanniens im äußersten Osten, um morgen nach dem entferntesten Westen zu fliegen. Wir werden in Badminton 48 Stunden bleiben und Sonnabend in Slough eintreffen, mit dem Zuge, welcher um 5 Uhr 25 Minuten dort ankommt.

Seit meinem letzten Schreiben ist der, vom König dem Prinzen noch nachgesandte, Baron v. Berg zu uns gestoßen, um den Prinzen zu begleiten. Er war als Attaché bei der Krönung mit Fürst Puttbus und kennt England sehr gut. Für ihn also möchte ich mir, im Namen des Prinzen, durch Ihre freundschaftliche Vermittlung die Erlaubniß Ihrer Majestät erbitten, daß er den Prinzen nach Windsor begleiten dürfe. Den 26. haben unsere innigsten Wünsche begrüßt. — Wir haben viel gesehen, und, für den Zweck, alles gut und sehr glücklich. Der Zweck war, dem Prinzen eine Anschauung von dem zu geben, was Englands Größe ausmacht, was sie gegründet hat und erhält. In diesem

Sinne hat er, nach Woolwich, Portsmouth gesehen, und (eines der beiden geistigen Zeughäuser) Oxford; von Städten Edinburgh, Glasgow, Liverpool; von Sitzen: Nuneham (mit dem Erzbischof) und Drayton mit Peel; außerdem noch Stowe, Chatsworth, Warwick, Hamilton, Belvoir und Apethorpe, den väterlichen Sitz des Gesandten der Königin in Berlin; von den Naturschönheiten zwei der Seen von Westmoreland. Wir beschließen den Zug mit Badminton, um dann dahin zurückzukehren, wo der Prinz angefangen — nach Windsor. Die Heeresübungen in Preußen sind abbestellt: der Prinz schifft sich also Sonnabend Abend den 8. ein, um einen Tag wenigstens für den Haag zu gewinnen; wenn irgend möglich, wird er jedoch nach Ostende gehen, um den König Leopold, der ihm sehr freundlich ein Stellbichein angeboten, persönlich zu begrüßen. Am 16. beginnen seine Gardes ihre Übungen vor dem Könige. — Die wenigen Tage in London werden gerade hinreichen, um das Nöthigste dort zu sehen.

Der Eindruck des Gesehenen auf den Prinzen ist ganz der, welchen ich gewünscht und gehofft: in einem Grade, der selbst meine Hoffnungen übertrifft und meine Wünsche reichlich erfüllt. Gott sei dafür gedankt! Mündlich mehr! Unterdessen herzlich

Ihr

Bunsen.

* * *

Bl., Dienstag 3 Uhr 1844.

Mein verehrter Freund!

Ich finde, daß sämtliche Herren von des Prinzen Gefolge, die auf der ersten Liste standen, eingeladen sind, was ihnen große Freude macht und dem Prinzen nicht weniger. Herr v. Berg aber, den ich erst später anmelden konnte, weil er später vom König nachgesendet wurde, ist nicht eingeladen.

Sollte dies nicht absichtlich sein, sondern von jenem zufälligen

Umstände herrühren, so möchte ich wohl wünschen (in des Prinzen Seele), daß H. v. B. auch mit einer Einladung beehrt würde. Er ist der Intelligenteste und Gebildetste in der Adjutantensphäre, die sich um den Prinz bewegt, und sehr anglophil.

Ich selbst erwartete gar keine Einladung und erfreue mich also derselben um so mehr; sie kommt mir eben von London zu.

Herzlich der Ihrige

Bunsen.

* * *

E. L., Sonnabend 2 Uhr 1844.

Soeben erhalte ich Ihre lieben Zeilen. Von Sir James ist noch nichts eingegangen, es wird aber gewiß erfolgen; ich brauche die Papiere jetzt gar nicht.

Ihr Lesciap. von 1842 kopiert erfolgt anbei.

Ich gehe, meine Kinder zu umarmen, und bin Montag früh, von 11 Uhr präzis an, Ihres zugesagten Besuches gewärtig, je früher desto besser.

In treuer Freundschaft

Bunsen.

Der Prinz wird um 4 Uhr in Greenwich sein, und um 7 $\frac{1}{2}$ sich einschiffen. Er wünscht noch ganz besonders, daß durch Ihre gütige Vermittlung Ihrer Majestät und dem Prinzen Albert ausgesprochen werde, wie sehr er sich durch die ihm gewordene Auszeichnung, Ihre Majestät die Königin zur Kapelle haben führen zu dürfen, geehrt und geschmeichelt fühlt. Ich bin überzeugt, daß es den König nicht weniger rühren wird, daß gestern Seine Gesundheit ausgebracht worden.

Eine lange Unterredung mit dem Prinzen diesen Morgen hat alle meine Hoffnungen und Wünsche hinsichtlich des Eindruckes von England auf Sein Gemüt im höchsten Grade erfüllt. Gott gebe Seinen Segen dazu!

3. Bericht Bunsens an den König nach der Reise.

London, den 9. September 1844.

Eurer Königlichen Majestät

beeile ich mich über den Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England einen geheimen, rückhaltslosen Bericht zu erstatten.

Eure Majestät werden geruhen Sich zu erinnern, daß ich von Anfang an den Gedanken dieser Reise mit freudiger Zuversicht begrüßte, trotz der mannigfachen Bedenken, welche die Umstände der Ausführung entgegensezten. Ich gab mich der Hoffnung hin, daß eine Anschauung der englischen Zustände manche Vorurteile beseitigen, das edle, ritterliche, fürstliche Herz des Prinzen öffnen und seinen politischen und kirchlichen Gesichtskreis erweitern werde. Ich wagte auch zu hoffen, daß dieser Aufenthalt Gelegenheit geben würde, in dem Herzen des Prinzen die frühere gnädige Zuneigung gegen mich soweit wenigstens herzustellen, daß er spätere Vorurteile und ungünstige Meinungen fahren ließe. Durch alles dieses wagte ich zu hoffen, daß ein näheres Verständnis mit Eurer Majestät gefördert werden dürfte, zum Heile des Landes und zum Besten der Monarchie.

Eurer Majestät gnädigstes Schreiben von Erdmannsdorf machte mir die größte Offenheit gegen den Prinzen von neuem zur Pflicht.

Es erfüllt mich mit der größten Dankbarkeit gegen Gott, daß jene Hoffnungen und Eurer Majestät Wünsche hinsichtlich des Prinzen in einem Grade erfüllt worden sind, welcher alle meine Erwartungen übertrifft.

Erlauben mir Eure Majestät, daß ich meinen gedrängten, aber rückhaltslosen Bericht in drei Abschnitte theile, indem ich Eurer Majestät zuerst einiges Charakteristische über die Reise vortrage, dann meine Gespräche mit dem Prinzen über Staat und Kirche nach ihrem wesentlichen Inhalt mittheile und endlich des Prinzen per-

fönliche Äußerungen über mich und meine Stellung Allerhöchstenselben ehrfurchtsvoll melde.

Die Grundidee, von welcher ich bei der Reise des Prinzen ausging, war die, daß ich vorzugsweise dasjenige in Vorschlag brächte, was diesem Fürsten die Größe, Macht und Herrlichkeit Englands zeigte und ihm so viel als möglich die Quellen derselben anschaulich machte: also die Denkmäler und die Ursachen der Größe Englands.

Der Prinz genehmigte dieses, und der Eindruck war über alle Erwartung. Ich kann Eurer Majestät nicht genug sagen, wie treffend die Bemerkungen, wie verständig und auf den Kern der Sache eingehend alle Fragen und Erkundigungen des edlen Fürsten waren. Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Städte fand er mit der größten Ehrfurcht vor der Monarchie, mit der feinsten Achtung vor allem Aristokratischen und mit geregelter Geseßlichkeit verbunden; er bemerkte, wie der Geist der Gemeinschaft in den rein bürgerlichen und gewerblichen Angelegenheiten ganz frei die großen Denkmäler der Städte geschaffen; wie aber die monarchisch-aristokratische Natur des germanischen Königtums das republikanische Element an seinen richtigen Platz gesteckt und in der Regierung des Reiches zwar billig berücksichtigt, aber doch untergeordnet. Glasgow, das aus nichts die dritte Stadt des Reiches geworden und jetzt an den beiden Meeren seinen Hafen hat, traf ihn besonders in dieser Beziehung. Die Stadt hat den Hügel hinter der alten verlassenen Kathedrale als Denkmal-Kirchhof benützt und mit den Grab- und Ehrendenkmalern ihrer großen Mitbürger prachtvoll geschmückt. Es war am 24. August, daß wir die herrlichen Inschriften auf dem Postamente der Säule lasen, welches das 16' hohe vortreffliche eherne Standbild von John Knox trägt, worin es heißt:

On the 24. of August 1559 J. K. presented the confession of faith to the Scottish Parliament, which declared Popery to be no more the religion of the country. Eine andere Stelle der Inschrift sagte, die Stadt habe dieses Denkmal auf der Spitze

des Hügels dem Manne errichtet „who never feared man“, in der festen Überzeugung, daß Schottland seine ganze Größe „der gesegneten Reformation“ verdanke. Weiter zurück nach dem Abhange stand in bescheidener Größe das Denkmal von Watts, dem Erfinder der Dampfmaschinen: der Mann, ohne welchen der Prinz nicht in 14 Tagen beide Reiche durchfliegen konnte, neben dem Heros, ohne dessen Geist der Prinz an diesem Flecke nichts Merkwürdiges gesehen haben würde, als eine mittelalterliche Kirche!

Der Fürst erfreute sich allenthalben in diesen großen Städten der Zeichen der größten Achtung und Liebe. Als er in Liverpool ganz spät in der Nacht angekommen, am nächsten Morgen mit dem Mayor in dessen Staatswagen die Stadt durchfuhr, läuteten alle Glocken: die ungeheure Volksmenge drängte sich, ohne je beschwerlich zu fallen, auf seinen Schritten: die vielen hunderte von Schiffen (17000 liegen im Laufe des Jahres hier) flaggten wie an hohen Festtagen mitten unter der preußischen Flagge, die auf jedem Schiffe aufgezogen wurde, das er betrat; die Kaufmannschaft, in der großen Börsenhalle vereinigt, schwang ehrerbietig ihre Hüte und brachte ihm ein donnerndes Lebehoch, und bei der Rückfahrt um 11 Uhr wehten von 100 Fenstern die Tücher der vornehmsten Frauen, und Segenswünsche erschollen von den Umstehenden. Der Prinz sagte und befahl mir englisch zu wiederholen: „er wisse wohl, daß er diese liebevolle Aufnahme der Liebe verdanke, welche die Einwohner gegen den König, seinen Bruder, hegten, und der Achtung und Zuneigung, deren sich der preußische Name in dem Lande seiner Waffenbrüder erfreue: er danke aber nicht weniger herzlich, daß sie ihm so viel Ehre und Liebe erwiesen, ohne ihn zu kennen.“

Was würde der Prinz aber erst von dieser Liebe und Achtung gesehen haben, wenn die Reise nicht ein Durchflug im eigentlichen Sinne gewesen wäre, wobei es meistens gar nicht einmal möglich war, den Behörden auch nur bei der Ankunft wissen zu lassen, daß der Prinz von Preußen in ihren Mauern weilte! Wie oft, wo

man es nur zufällig beim Pferdewechsel erfuhr, strömte das Volk nach der Kirche, um ein festliches Geläut anzustimmen.

Diese herzliche Liebe des englischen und schottischen Volks zu dem ersten evangelischen Fürstenhause und zu den Waffenbrüdern von Waterloo zeigte sich auch tätlich bei allen bürgerlichen Körperschaften. Ohne Verabredung untereinander verweigerten die Direktionen aller Eisenbahnen im Lande, irgend einen Pfennig anzunehmen für einen Extrazug (special train), den wir fast allenthalben nötig hatten, um das Unmögliche zu leisten, was uns aufgelegt war. „Es ist uns eine Ehre, einen preussischen Prinzen ganz allein zu der ihm beliebigen Stunde und der ihm gefälligen Frist (z. B. 50 Millien die Stunde) auf unserer Bahn fortzuschicken; aber er darf nicht mehr bezahlen, als wenn er auf einem gewöhnlichen Zuge führe.“ Der oberste Ingenieur führte immer persönlich den Zug. In Liverpool gab sogar die Direktion jenen Betrag zurück, und Eurer Majestät Konsul wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sie bat, das Geld einer mildtätigen Anstalt zu schenken.

So viel von den Städten und Bürgern. Der Prinz sah und fühlte, daß die Monarchie des neunzehnten Jahrhunderts nicht groß sein könne, als mit großen, freien, reichen Städten; daß hier die Baronien der Gegenwart sind, und daß das Geheimnis wahrer germanischer Staatsweisheit darin bestehen muß, die Einsicht, Tatkraft und Reichtümer, welche sich hier erzeugen, dergestalt mit dem Landbesitze in Verbindung zu setzen, daß alle gemeinschaftlich dem Landadel, der landsässigen Ritterschaft, durch Assimilation des Lebens, durch gemeinsames politisches Recht und durch Heirat und Erbschaft zusießen und in ihren höchsten Potenzen allmählich die Pairie in Gut und Blut verjüngen helfen.

Die Stellung des hohen Adels im Lande wurde dem Fürsten recht anschaulich beim Besuche der großen, zum Teil königlichen Landsitze desselben. Er sah den Reichtum und das Ansehen von Jahrhunderten jung und frisch in den gotischen Mauern von

Belvoir, Louth und Warwick, wie in den klassischen Räumen von Stowe und Chatsworth und Hamilton grünen und blühen. Er sah auch hier die unsichtbaren Fäden, welche das Mittelalter und die neue Zeit, alten und neuen Adel, Geschlecht und Ruhm, Ruhm und Reichthum verbinden. Er sah, wie die Schlösser die Mittelpunkte politischen Einflusses sind, der Stolz des Landes, Gegenstand der Liebe und Verehrung der freien Mitbürger. Auch hier (wie er selbst bemerkte) vermittelt die Monarchie die beiden Elemente, das aristokratische und demokratische, und erhält sie, indem sie ihnen gesetzliche Schranken anweist und beide über die Genußsucht und den Egoismus zur Liebe des gemeinsamen, geliebten Vaterlandes erhebt. „Wie viel glücklicher (sagte er) leben diese englischen Großen als die kleinen deutschen Fürsten.“

Auch von dem Leben der zweiten Aristokratie Englands, der gentry, sahen wir manches. Lord West-Moreland führte ihn zu einer alten, unbetitelten, landsässigen Familie, Mr. Tryon, die mit ihm und anderen adeligen Häusern vielfach verwandt war. Ich hatte die Freude, ihm Leigh-Court und Kings Weston, die Landsitze der Familie Miles (Bürger von Bristol, der Vater und die Söhne Parlamentsmitglieder für Stadt und Grafschaft), und das daran stoßende Blaise Castle, Eigentum des kunstliebenden Mr. Harford, einst Quäkers und Kaufmanns, dann Anglikaners, Parlamentsmitgliedes und Übersetzers des Agamemnon von Aeschylus, zu zeigen. Der Herzog von Beaufort begleitete den Prinzen und fand sich dort ebenso zu Hause wie die anderen Gäste, nur daß er mit aller einem Pair und Herzoge gebührenden Ehrerbietigkeit ausgezeichnet wurde.

Endlich sah der Prinz mehrere der großen Männer, welche Englands Schicksal im Dienste der Krone lenken: Wellington, Peel und Aberdeen. Der Held von England tat für den Prinzen, was er nie getan: er führte ihn selbst allenthalben, wo es nur ihm nützlich sein konnte. Es fiel nicht schwer, ihn bei diesen Gelegen-

heiten dahin zu bringen, sich über fast alle wichtigen Punkte der Politik auszusprechen. Ich bitte mir die Erlaubnis aus, diese Aussprüche nächstens zusammengestellt Eurer Majestät vorlegen zu dürfen. Mit Peel und Aberdeen berührte der Prinz auch die Verfassungsfrage und das Verhältnis zu Eurer Majestät als Staatsminister und General. „Was die Verfassung betreffe, so sehe er wohl ein, daß man vorwärts gehen müsse, allein er sei der Ansicht, daß er Eurer Majestät und dem Lande am besten diene, wenn er gegen alle nicht offenbar notwendigen Veränderungen sei, wegen der Gefahren, welche damit verbunden sein könnten. Allmählicher Übergang in ein anderes Regierungssystem schiene ihm das Beste. Hier und in der Verwaltung des Heeres treten nun bisweilen Verschiedenheiten der Ansicht zwischen ihm und Eurer Majestät ein; er halte es aber nicht für Recht, deshalb, wie sein Schwager und Freund, Prinz Friedrich der Niederlande, getan, sich aus dem Dienste zurückzuziehen, solange sein Gewissen es ihm nicht gebiete. Eure Majestät haben aber keinen aufrichtigeren Bewunderer Ihrer großen und seltenen Eigenschaften, und er wisse, daß er der erste sein müsse im Gehorchen.“ So ungefähr teilte mir der Prinz und teilten mir jene Männer den Inhalt des vertraulichen Zwiegesprächs mit. Diese Mitteilungen gaben mir Gelegenheit, jenen beiden zuverlässigen und ergebenen Staatsmännern manches Erläuternde zu sagen: sie führten mich zu den Unterredungen mit dem Prinzen, welche der Gegenstand des zweiten Teiles meines untertänigen Berichts sein werden. Nur das muß ich hier noch bemerken, daß jene Männer nicht weniger als Wellington sich der Gesinnung und des Geistes erfreuten, welche aus den Worten des Prinzen mit seiner einfachen, natürlichen Beredsamkeit hervorleuchteten. Ich selbst habe den Prinzen nie so offen, weitherzig, lebendig und wahrhaft beredt gesehen, als namentlich in den letzten 14 Tagen seines hiesigen Aufenthaltes. Ich erkannte alle die schönen und liebenswürdigen Züge wieder, die ich 1822 in Rom bewundern und lieben gelernt

hatte, gereift durch 20 jährige Erfahrung, wenn auch in Berlin vielleicht nicht so hervortretend.

*

Als die Mittheilungen, Eindrücke und Bemerkungen über englisches Leben- und englische Verwaltung und Verfassung die Gespräche im Reisewagen (wobei nur Capt. Meynell gegenwärtig war, der sich dabei ausruhte) auf die große Frage der Gegenwart lenkten und der Prinz mich um meine Ansichten fragte, begann ich damit, daß ich mich glücklich schätzen werde, ihm dieselben ohne allen Rückhalt auch in denjenigen Theilen vorzutragen, welche nur Eurer Majestät bekannt seien. Ich hatte dazu Eurer Majestät volle Ermächtigung.

Die Methode, welche ich bei dem so eingeleiteten Vortrage befolgte, war folgende:

Ich bat zuvörderst den Prinzen, die Frage vorerst ganz beiseitigen zu dürfen, ob im gegenwärtigen Augenblick irgend etwas in der Entwicklung der ständischen Institutionen geschehen solle oder nicht. Meine Aufgabe solle nur die sein, zu zeigen, daß, ehe irgend ein Schritt, wie unbedeutend er auch scheine, vorwärts geschehe, gewisse Vorfragen müßten in Beratung genommen werden. Diese Vorfragen betreffen Punkte der höchsten Wichtigkeit, deren Übersehen die Ursache des größten Theiles der Übelstände sei, welche die Einführung der neuen Verfassungen hervorgerufen: Punkte, die auch eine Stunde nach der Herbeirufung allgemeiner Stände zur Kenntnißnahme des Staatshaushalts und Beratung über denselben nicht mehr in Freiheit und im Sinne der Monarchie hergestellt werden könnten. Es scheine mir besser, daß der König und sein Staatsministerium über die Natur und Bedeutung dieser Punkte einige Jahre früher als einen Augenblick zu spät ins klare kämen.

Diese Vorfragen betreffen das Verhältnis
des Fürstengutes zu dem Staatsvermögen,
der Stände zu den beiden Kirchen,

des Adels zum Bürgerstande,
der Ritterschaft zum Herrenstande,
der Krone zu den Beamten,

und endlich eine gute, praktische Geschäftsordnung und eine Erörterung des Verhältnisses der Provinzialstände zu allgemeinen reichsständischen Wahlen.

Der Prinz folgte meinem Vortrage nicht allein mit der größten Aufmerksamkeit, sondern auch mit der größten Einsicht. Die englischen Zustände und Eindrücke gaben allenthalben den erwünschtesten Anhaltspunkt, wobei ich nur wiederholte, daß mir nichts ferner liege, als der Gedanke an ein Übertragen englischer Formen auf Preußen, daß ich vielmehr überzeugt sei, solche Nachahmung würde töricht und schädlich sein, daß aber im Geiste der englischen Einrichtungen und Zustände die fruchtbarsten Winke zu finden seien, in ihrem Gegensatz gegen das moderne Repräsentativ-System der romanischen Staaten und der katholischen Völker.

Der Prinz gab mir seine Zufriedenheit über diese Ansicht und seine Zustimmung über fast alle leitenden Punkte jener Erörterungen mit einem solchen Ausdrucke von Verständnis und mit solchem Eingehen in die Hauptsache zu erkennen, daß ich ebenso erfreut als überrascht war.

Diese Gespräche führten den Prinzen aber bald zu tiefer eindringenden Fragen. Er verlangte zu wissen, welche Form von Verfassung aus der Beantwortung jener Vorfragen hervorgehen dürfte? Und ob ich auch darüber mit mir ins Reine gekommen sei und Eurer Majestät etwas vorgetragen habe?

Ich erwiderte dem Prinzen:

„Allerdings habe ich mir auch diese letzte Frage suchen müssen zu beantworten; auch habe ich Eurer Majestät auf Befehl (wie alles Vorhergehende) meine unmaßgeblichen Gedanken darüber in den letzten Tagen vorgelegt; und ich fühle mich vollkommen ermächtigt,

Seiner Königlichen Hoheit die Blätter vorzulegen, auf welchen diese Gedanken angedeutet seien."

Der Prinz erinnerte mich hieran, sobald wir noch London zurückkamen, und ich hatte das Glück, am Tage der Abreise selbst Ihm einen zusammenhängenden Vortrag darüber zu halten.

Meine Methode war dabei folgende:

Ich wiederholte zuvörderst die obige Verwahrung, indem ich ausdrücklich bevortwortete: es handle sich hier gar nicht um die Frage, ob jetzt irgend etwas in der Fortbildung der ständischen Einrichtungen geschehen solle oder dürfe. Dann aber fügte ich die zweite Bevortwortung hinzu:

Der Prinz möge mich nicht für so töricht und anmaßend halten, daß ich glaubte, eine Verfassung für Preußen improvisieren zu können; mir habe nur obgelegen, anschaulich zu machen, wie ich mir die Sache nach den durch die Vorfragen gefundenen Hauptpunkten im wesentlichen denke; was ich anstrebe aber, sei nur, daß auch diese Form erörtert und in Beratung gezogen werde.

Der Prinz nahm diese Erklärung mit derselben Güte und mit demselben bereitwilligen und einsichtsvollen Eingehen auf. Ich legte ihm nun folgende drei Papiere vor:

- A Die Übersicht der in den einzelnen Denkschriften erörterten Hauptpunkte, mit der Andeutung, wie die Stände die wesentlichen Bestandteile des Staatsrates und ein ganz neues Widerstands-Element in sich schließen.
- B. Die Zusammenstellung der Elemente zweier ständischen Häuser.
- C. Das Programm oder die zehn Punkte, welche meiner unmaßgeblichen Ansicht nach jeder Beratung in der ständischen Kommission zum Grunde gelegt werden müßten.

Der Prinz wünschte diese drei Papiere, nachdem ich sie ihm erläuternd vorgelegt, für seinen eigenen Gebrauch zu besitzen; ich

glaubte auch hier keinen Anstand nehmen zu dürfen, seinem Wunsche zu willfahren, nachdem ich ihm wiederholt, daß diese Papiere nur für Eurer Majestät persönliche Kenntnissnahme bestimmt seien. — Die merkwürdigen Worte, welche der Prinz nach ausführlicher Durchsprechung der sämtlichen Papiere mir sagte, waren ungefähr folgende:

„Ich bin noch immer nicht ganz überzeugt, daß im gegenwärtigen Augenblicke irgend etwas Neues durchaus notwendig sei. — Allein ich stimme Ihnen ganz bei, daß es wichtig und notwendig ist, daß jene Vorfragen in Erwägung gezogen und beraten werden, damit die Regierung über alles klar werde, was beim Vorwärtsgen zur Sprache kommen muß. Endlich glaube ich auch, daß, wenn man etwas tun will und muß, es viel besser ist, etwas Ganzes und Großes zu tun, als sich einzelne Konzessionen abdrängen zu lassen, und daß eine Gestaltung der Verfassung, wie sie hier angedeutet, wünschenswert sei.“

Eurer Majestät darf ich nicht sagen, mit welcher Rührung ich dem Prinzen meine Freude und Dankbarkeit über diese Worte ausdrückte, und mit welchen Gefühlen ich sie heute Eurer Majestät melde.

*

Es bleibt mir noch übrig, einige Worte über die Unterredung hinzuzufügen, welche während der Reise und in London hinsichtlich der kirchlichen Angelegenheiten stattgefunden. Der Prinz ergriff auch hier die Initiative. Er sei, wie Eure Majestät, von der Wichtigkeit der Religion und dem Segen wahrer Religiosität überzeugt; er sehe auch, was beide in England bedeuten, allein er fürchte, das gegenwärtige System, Pietisten vorzuziehen, führe zur Heuchelei und mache außerdem die Mehrheit der Nation auffässig. „Tatsachen,“ fügte er hinzu, „wisse er allerdings nicht gegen Eichhorn aufzuführen, allein die öffentliche Stimme behaupte, es werde nach

jenem Systeme verfahren, und namentlich behaupten dies die vorzüglichsten Beamten jenes Ministeriums selbst."

Es erschien mir unter den Umständen und in der Kürze der Zeit am angemessensten, die Lage der Sache nach meiner Überzeugung folgendermaßen auszusprechen.

Es finden sich in der evangelischen Bevölkerung und namentlich auch in der evangelischen Pfarrgeistlichkeit und in den Lehrern, welchen die religiöse Erziehung des Volkes, der höheren Stände und der Theologen anvertraut sei, drei Schichten:

die deistische, besonders stark in den Pfarrern und Lehrern über 45 Jahre,

die pantheistische, in dem jüngeren Geschlecht,

die positiv-christliche.

Der hochselige König habe wohl eingesehen, daß die ersten seichte und gehaltlose Lehrer und Pfarrer abgäben; die zweiten aber eine zerstörende und verwirrende, sehr oft auch entsittlichende Wirkung ausübten. Er habe gewußt und erfahren, daß jene Männer ebensowenig den Gemeinden und der Jugend Trost und Stärkung geben könnten als der Regierung Sicherheit und Kraft. Die Ansicht sei politisch ebenso wahr, als sie es für den Christen sein müsse. Daher die Liturgie als Festhalten des positiven Elements. Dies sei als Grundgedanke der Regierung Friedrich Wilhems des Dritten festzuhalten. Aber es sei nicht zu leugnen, daß Herr von Altenstein, unter dem Einflusse der Anhänger des Hegelschen Systems einerseits und seichter Rationalisten andererseits, in der Besetzung von Pfarrstellen, und noch mehr in der von Lehrstellen und theologischen Professuren, dieser Grundidee des Königs geradezu entgegen gehandelt. Das sei denjenigen, welche die Literatur der Theologie und Pädagogik zu verfolgen den Beruf haben, lange schon klar gewesen; nun sei es in den letzten Jahren durch die Schriften von Feuerbach und die Hallischen Jahrbücher offenkundig und allen schreckhaft vorgetreten.

Es habe also die erste Sorge Eurer Majestät sein müssen, diesem Unheil zu wehren. Solcher Same müsse auch politisch zerstörende Früchte tragen. Man müsse christliche Lehrer und Pfarrer anstellen und befördern. Natürlich habe man hier zuerst die falschen Brüder auszuscheiden; denn die Schlechtigkeit nehme alle Masken an.

Gerade deswegen wünschten Eure Majestät die Kandidaten so zu stellen, daß sie praktisch, in Leben und Wirken, durch Armen- und Krankenpflege, Schulhalten und Tätigkeit als Hilfsprediger, mit einem Worte durch ein aufopferndes Streben sich bewähren können und müßten, eine selbständige Stelle zu erhalten.

Ähnlich werde es in England gehalten. Der Plan Eurer Majestät sei aber viel freier, geistiger und umfassender.

Unter den echt befundenen christlichen Lehrern und Pfarrern nun gebe es natürlich viele Schattierungen. Es gebe darunter Männer, welche vielleicht nicht buchstäblich orthodoxe Anhänger der christlichen Bekenntnisse seien, obwohl in den Hauptlehren fest, andere, welche den süßlichen Ton, das kopfhängerische Äußere hätten, welches man als pietistisch bezeichne. Man müsse da von beiden Seiten duldsam und weitherzig sein: den einen erbaue mehr die eine Weise, den andern die andere. Ein Staatsmann und ein König müßten innerhalb des allgemein evangelisch Christlichen ja keine Partei nehmen. Niemand sei gewiß weniger Kopfhänger oder Eiferer als Eure Majestät.

Nach diesem Grundsatz handle, bewußt und redlich, Minister Eichhorn, ganz Eurer Majestät Absichten gemäß. Mißgriffe würden allenthalben vorkommen, man müsse jedoch dabei die Tatsachen genau untersuchen. Die Anschuldigungen von Männern wie Neander, Ladenberg, Schulze beweisen nichts, sie zeigen nur, daß jene Männer unzufrieden seien, weil nicht in ihrem Geiste, oder nach ihren Vorurteilen gehandelt werde. Es sei ein Unglück, daß der Minister statt ihrer nicht befreundete Räte habe, niemand fühle dies mehr als der Minister, allein es sei nicht seine Schuld, wenn er mit unter-

geordneten Beamten arbeiten müsse, sondern die Schuld der namenlosen Verwirrung des letzten Ministeriums.

Die Gefahr der Heuchler sei allerdings in Epochen wie die gegenwärtige immer groß; allein gerade deshalb wünschten Eure Majestät den Gemeinden eine Stimme und Recht zu Beschwerden zu geben, damit jeder nach seinem Leben und Wirken beurteilt werde. Eine Pfaffenregierung sei das Letzte, was Eurer Majestät je in den Sinn kommen könnte. Ich glaube nicht, daß im Grunde die Ansichten Seiner Königlichen Hoheit verschieden seien von denen Eurer Majestät; wer das Christentum für wahr halte und Religiosität als die Grundlage der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse betrachte, müsse in der gegenwärtigen Zeit dem Unglauben entgegengetreten. Es handle sich nicht um Spitzfindigkeiten, Grübeleien, geheimnisvolle Philosopheme, sondern um das Bestehen des Christentums überhaupt, und namentlich der evangelischen Kirche in ihrem Kampfe gegen Aberglauben und Unglauben. Auch hinsichtlich der bischöflichen Verfassung müsse ein Staatsmann die Sache vom Standpunkte der Regierung und der Zucht auffassen. Gefahren gebe es bei jeder Institution; die des Aberglaubens einiger Anglikaner über die Verschiedenheit der bischöflichen Sukzession, von der des übrigen geistlichen Amtes, finde ihr Gegengewicht schon in der Unmöglichkeit, eine so abergläubische und unctionsartige Ansicht in Deutschland auch nur zu verteidigen. Hinsichtlich der Liturgie wollen Eure Majestät hauptsächlich größere Teilnahme der Gemeinde, und das habe ja dem Prinzen in England besonders gefallen.

Der Prinz hörte alle diese Herzensergießungen aufmerksam und gnädig an; das Gespräch wurde unterbrochen, aber mir ist die Ueberzeugung geblieben, daß vom praktischen Standpunkte sich ein Verständnis erreichen läßt.

Es sind Schemen und Schatten und Lasterungen, nicht Wirklichkeiten, die demselben entgegenstehen. Eure Majestät werden nicht übersehen, daß des Prinzen eigene Worte das bestätigen, was Aller-

höchstdenjelben ich oft zu sagen mir erlaubt habe: daß die Opposition gegen Ihren geistlichen Minister ebensowohl aus seinem eigenen Ministerium ausgeht, als die gegen Eurer Majestät Regierungsgang im Innern überhaupt von dem Trio W. A. R., und namentlich von dem ersten W. ausgeht. Verzeihen Eure Majestät dem treuen Diener diese Bemerkung; sie drängt sich mir immer stärker und stärker auf, je mehr ich mir die in Berlin angeschauten Zustände klar zu machen suche. Die Feinde jenes Ministers und die Gegner der Regierungsweise Eurer Majestät haben gerade Kenntniß und Macht genug, um beide zu verraten und den öffentlichen Geist zu vergiften, dabei diejenigen, welche Eurer Majestät mit Hingebung oder wenigstens mit Treue und Einsicht dienen, zu entmutigen und einzuschüchtern.

Nochmals Vergebung für meine Kühnheit! Ich habe es jetzt mit Händen gegriffen, daß es diese Menschen sind, welche zwischen Eurer Majestät und dem Prinzen von Preußen stehen, vielleicht nicht aus reiner Bosheit, aber gewiß dann aus falscher Stellung und zu Eurer Majestät Schaden.

*

So ungern ich von mir selbst rede, bin ich es doch Eurer Majestät schuldig, einige Worte über des Prinzen Ansicht von meiner persönlichen Stellung zu sagen. Irre ich nicht ganz, so hat der Prinz gesehen, daß ich hier gern bin, und er hat mir selbst wiederholt Seine Zufriedenheit über meine Stellung in der Gesellschaft und bei Hofe sowohl, als im Lande überhaupt, und endlich nicht minder über meine häusliche Einrichtung ausgedrückt. Ich darf Eurer Majestät nicht sagen, wie glücklich und dankbar ich bin, daß es mir zuteil geworden, den Prinzen von Preußen mit seinem ganzen Gefolge und der gesamten Dienerschaft, während seines Aufenthaltes in London zu beherbergen und zu bewirten. Die Vorzüglichkeit der amtlichen Wohnung, welche Eurer Majestät Gnade mir gewährt, hat hierbei eine glänzende Probe bestanden; denn ich bin imstande ge-

wesen, während der Prinz mit Gefolge und Dienerschaft, nebst mir, einem Sohne und dem Legationssekretär das Haus bewohnte, ein Festmahl von 34 Gedecken und darauf eine Abendgesellschaft und Ball von 300 Personen zu geben ohne alle Unbequemlichkeit und Gedränge. Was meine persönliche Stellung betrifft, so war es der Prinz, welcher bemerkte, es scheine ihm passend, daß Eure Majestät mich, wie meine Kollegen an den übrigen großen Höfen, zum Wirklichen Geh. Rats-Rang erheben. Dies allerdings, möchte ich glauben, wäre für den Gesandten Eurer Majestät, der in London die einzige Ausnahme bildet, passend; es ist nichts demütigender, als sich gesellschaftlich Titel geben lassen zu müssen, die für wesentlich zur Stelle gehörig gehalten werden und einem doch nicht zukommen. Ich habe dies dem Prinzen auf jene Äußerung mit gewohnter Offenheit gesagt und deshalb es für meine Pflicht gehalten, Eurer Majestät von diesem Beweise der persönlichen Zuneigung des Prinzen Meldung zu tun. Übrigens will ich nichts hinzufügen, als daß mein Kreditiv älter ist, als das einiger Kollegen.

Was nun eine Wirksamkeit in Berlin betrifft, so glaube ich, daß der Prinz jetzt so wenig wünscht, mich in derselben zu sehen, als ich es wünsche: nämlich sofern es sich von einer festen amtlichen Stellung dort handeln sollte. Aber ich bin gewiß, der Prinz würde mich bei einer Beratung in einer ständischen Kommission über jene große Frage gern als ein Mitglied sehen. Er schien etwas der Art zu erwarten, wenn die Zeit für eine solche Beratung kommen sollte.

Seiner Ansicht nach (wenigstens so wie er sich hier aussprach) dürfte dieser Zeitpunkt noch nicht gekommen sein. Jedenfalls scheint es mir, er sei der Meinung, man müsse erst den Ausgang der nächsten Landtage erwarten.

Soweit meine Meldung. Wenn Eure Majestät meine eigene Ansicht zu wissen verlangen, so glaube ich auch, daß eine Beratung erst dann fruchtbar werden wird, wenn der Prinz sich überzeugt hat, daß etwas geschehen muß. Dieses Etwas erwartet der Prinz von

Eurer Majestät zu erfahren, um sich damit vertraut zu machen. Alsdann erst, wenn der Prinz erst von jener Überzeugung durchdrungen ist, läßt sich hoffen, daß er nicht erschrecken werde auch vor anderen Namen als der meinige, der ihm noch vor 2 Monaten so schrecklich klang. Ich meine H. v. Schön, falls Eure Majestät, was ich doch vermute, diesen Staatsmann zur Beratung hinziehen wollten, nicht über das was, sondern über das wie. Es fällt mir hierbei eine Bemerkung Peels ein: I hope when the king enters into deliberation, he will not be afraid of any intelligence. Necker slighted Mirabeau: different as the circumstances are, such cases always occur. If you leave notable intelligences out of your counsels, you are sure to have them against you: partakers of deliberation, they will be for you. — Eine seiner Fragen war: „Would the institution of States Imperial weaken or strengthen Prussia's influence and power in Germany?“ Als ich meine Überzeugung aussprach, Preußen werde erst dadurch festen Grund und Boden bei den deutschen Völkerschaften gewinnen, so rief er aus: „Than I wish for States Imperial: for Germany must be strong and she cannot be strong without Prussia.“ „No more (antwortete ich) than Prussia without Germany.“ Eure Majestät können auf Peel rechnen: die Stärke des Germanic body ist seine einzige europäisch-politische Idee. Des Prinzen Erscheinung hat ihm, wie seinen Kollegen, einen vortrefflichen Eindruck zurückgelassen.

Soweit mein Bericht über des Prinzen merkwürdige Anwesenheit, der ich in tiefster Ehrfurcht ersterbe u.

gez. Bunsen.

II. Briefe des Prinzen Albert aus den Jahren 1845—1848.

a) Vom Beginn des Briefwechsels mit Bunsen bis zur schweizerischen Sonderbundsfrage.

1. Mein verehrter Herr Minister!

Ich habe Eurer Exzellenz Brief von gestern richtig erhalten, aber bis jetzt die Zeitung nicht, auf deren Artikel Sie mich verweisen. Ich habe bis zu dieser letzten Gelegenheit, Ihnen heute eine Antwort zukommen zu lassen, gewartet, schreibe jedoch jetzt, damit Sie doch etwas von mir hören. — Wir haben noch keinen Bericht von dem Verlaufe der gestrigen Verhandlungen im Unterhause erhalten; doch war Sir Robert Peel der Meinung, daß, wenn er in dieser Nacht seine estimates ganz durchbringen könnte, nichts Vorherzusehendes dem Parlamentsschlusse am 9. im Wege stehen würde. Wir würden in dem Falle noch denselben Abend uns einschiffen und am Montage beim Könige eintreffen. — Was Bonn und das Beethovenfest betrifft, so erlauben wir uns nicht, irgend einen Plan zu machen, indem wir uns innerhalb der vier Nächte, welche wir unter des Königs Dach zubringen können, ganz zu seinen Befehlen betrachten — und in Nichts die Anordnungen desselben stören möchten. — —

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Eurer Exzellenz

treu ergebener

Osborne Juli 31, 1845.

Albert.

Schon der zweite Brief, einige Monate nach der Rückkehr der Königin und des Prinzen aus Deutschland geschrieben, nimmt eine gemeinsame Tätigkeit zu einem bestimmten Zwecke in Aussicht.

2. Verehrter Herr Geheimer Rat!

Ich sende Eurer Exzellenz hiermit einen Brief, welchen ich soeben vom Baron Stockmar erhielt. Er enthält den Ausdruck einer Hoffnung auf Ihr freundschaftliches Mitwirken in einer Sache, welche ihm sehr am Herzen liegt. Wollten sich Eure Exzellenz dem Auftrage unterziehen, so werden Sie der Königin und mir einen großen Gefallen erweisen, und ich glaube zugleich, daß Sie Ihrem Könige einen guten Dienst leisten werden. —

Ich benutze diese Gelegenheit, um Ihnen zu sagen, mit wie viel Interesse und Freude ich Ihre vortreffliche Schrift über die „Kirche der Zukunft“ gelesen habe.

Mit aufrichtiger Hochachtung stets

Ihr getreuer

Albert.

Osborne, 9. Dezember 1845.

Der Gegenstand, auf welchen sich der Wunsch des Prinzen bezieht, ist aus der Biographie Stockmars nicht ersichtlich. Dagegen ist aus dem folgenden Jahre 1846 anderweitig bekannt, wie sich der Prinz und der Gesandte in dem gemeinsamen Interesse an dem genialen List begegnet sind. Der schwergeprüfte Mann hatte am 25. August 1846 durch Vermittlung Stockmars eine Denkschrift an den Prinzen Albert gerichtet. Von englischer Seite — vergl. die Briefe Sir Robert Peels und Lord Palmerstons vom 22. August und 8. September — fand er wenig Ermutigung. Um so mehr bemühte sich Bunsen im Einklang mit dem Prinzen, List in der eignen Heimat tatkräftige Unterstützung seiner Ideen zu verschaffen.

Aus dem Jahre 1847 liegt zunächst ein kurzes Dankschreiben

vor, das aber zumal mit Bezug auf die sinnvollen Hausandachten des Prinzen von Interesse ist.

3. Eure Exzellenz

haben mir mit Ihrem schönen Ostergeschenk große Freude gemacht. Ich habe mich schon an das Studium der schönen Choräle gemacht und manchen alten Bekannten darunter wieder begrüßt. Die Harmonisierung ist einfach und rein und ganz würdig, und die Sammlung erscheint mir sehr vollständig.

Mit meinem verbindlichsten Danke

Ihr treu ergebener

Albert.

Windsor Castle, 2. April 1847.

Diesem Briefe des Prinzen reiht sich noch im gleichem Monat ein Brief Bunsens an, in welchem ein Auftrag des Königs für seinen Paten, den Prinzen von Wales, zur Ausführung gebracht wird.

London, 27. April 1847.

4. Durchlachtigster Prinz,

Gnädigster Fürst und Herr!

Der König, mein allergnädigster Herr, trägt mir in einem eigenhändigen Schreiben vom 13. dieses auf, bei Überreichung des Glaubensschildes, Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Wales in Seinem Königlichen Namen zu sagen:

„Das sei von Seinem treuen Paten, für Ihn, damit Er sich, Ich hoffte, recht, recht sehr lange darauf vorbereiten, und darüber nachdenken solle, einst „Defender of the Faith“ zu werden.

So oft Er es betrachten würde, hät' Ich Ihn, Seine Augen auf den Glauben, die Hoffnung, die Gerechtigkeit und die Liebe zu heften, und auf die heiligen Verkünder, die mit den Emblemen jener Tugenden erschienen, aber vor

allem auf den Zusammenhang derselben mit dem Ganzen, das heißt vornehmlich darauf, daß diese Tugenden, wenn es solche wirklich sein sollten, nur aus dem Mittelpunkte ausgehen, und auf dem Kreuze ruhen könnten.“

Der Sinn dieser Worte scheint mir so ernst, und der Ausdruck so vollkommen, daß ich glaube, des Königlichen Auftrages mich nicht besser entledigen zu können, als indem ich mir erlaube, die eigenen Königlichen Worte Ew. Königlichen Hoheit heute, als am Tage der Überreichung des Schildes, zu übergeben, damit der teure junge Fürst, wie Er weiter aufwächst, von Seinem Durchlachtigsten Herrn Vater selbst auf den Sinn aufmerksam gemacht werden möge, aus welchem das Königliche Patengeschenk in der Seele des Königs hervorgegangen, und in welchem Er wünsche, daß dasselbe von dem künftigen Defender of the Faith möge betrachtet werden.

Indem ich mir erlaube, dieser Botschaft des Königs meine ehrfurchtsvollen Wünsche hinzuzufügen, habe ich die Ehre, in tiefer Ehrerbietigkeit zu verharren.

Ew. Königlichen Hoheit

untertänigster

Bunsen.

Fragen der großen Politik sind somit zwischen dem Prinzen und dem Gesandten bisher noch nicht direkt behandelt. Allerdings hat bereits in der gleichen Zeit ein eingehender Briefwechsel zwischen dem Prinzen und dem König Friedrich Wilhelm IV. stattgefunden. So hat der König im Februar und März ausführlich geschrieben, der Prinz am 2. Mai ebenso ausführlich geantwortet. Die Übersendung der Leiningenschen Denkschrift hat somit schon eine längere Vorgeschichte. Aber erst vom September an findet sich ein eigentlich politischer Meinungsaustrausch zwischen dem Prinzen und dem Gesandten, um von da an rasch zuzunehmen.

Der erste, auf eine allgemeine politische Frage bezügliche Brief

Bunsens an den Prinzen bezieht sich auf den Plan einer Blockade Griechenlands.

London, 4. September 1847.

5. Durchlachtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr!

Im Vertrauen auf die bewährte Freundschaft Ew. Königlichen Hoheit gegen den König, meinen Herrn, und ermuntert durch vielfache gnädige Beweise Ihrer Güte und Gnade gegen mich, erlaube ich mir, die mir heut zugegangene Einlage zu Höchstero Kenntnis zu bringen.

Ich bin fest überzeugt, daß Lord Palmerston von S. M. der Königin die Erlaubnis weder verlangt noch weniger erhalten hat, eine königliche Flotte Großbritanniens zur Exekution der griechischen Regierung für rückständige Zinsen zu verwenden, und zwar durch Aufbringen griechischer Handelsschiffe und durch Zerstörung der Handelsmarine eines jungen aufstrebenden Volkes, dessen einzige Hilfsquelle im großen eben dieser Handel ist. Ich habe sogar eine vertrauliche Äußerung im Auswärtigen Amte in diesen Tagen so verstanden, daß man wegen der Zahlung im September zwar mahnen, aber keine Zwangsmaßregeln anwenden wolle.

Es scheint mir die ganze Atmosphäre Thierscher Philippiken à la Urquhart gegen Lord Palmerston in der A. A. Z. dazu zu gehören, um sich durch irgend eine mißverständene Äußerung Cettos oder durch irgend einen Mißverstand dieses Diplomaten selbst zu einer so abenteuerlichen Besorgnis aufschrauben zu lassen. Allerdings alles ist möglich, wo ein deutscher Fürst eine Lola zur Gräfin erhebt, und der Nestor deutscher Staatsmänner, der Verwalter der größten Monarchie von Mittel-Europa, den Papst zwingt, gegen Oesterreich sich zu waffnen und in Turin einen Zufluchtsort für das Haupt der katholischen Kirche zu suchen, den König von Sardinien aber noch dazu an die Spitze der italienischen Bewegung zu stellen

und Frankreichs Regierung zur Opposition zu zwingen die unglückselige Geschicklichkeit hat. Quos deus vult perdere, prius dementat. Ich habe im März dem Könige vertraulichst das mir von Ew. K. H. damals anvertraute beruhigende Wort geschrieben: seitdem schlafe ich über diesen Punkt ruhig.

Wollen und können Ew. K. H. mir einen Wink geben, daß ich diese Beruhigung wiederholen darf, so erweisen Höchstdieselben meinem Herrn eine große Liebe. Ew. K. H. können darauf rechnen, daß hier, wie in Berlin, die größte Diskretion beobachtet werden wird. Ich denke, das Schreiben unterbleibt am besten ganz.

Der König trifft (aus Italien!) am 19. d. M. wieder am Rheine ein

Bunsen.

Schon der Tenor dieses Bunsenschen Briefs läßt die gemeinsame Grundanschauung erkennen: sowohl in dem echt humanen Interesse an einem jungen, aufstrebenden, aber schon vor der Ermöglichung seines selbständigen Staatskörpers durch unmöglich zu erfüllende Forderungen bedrückten Volke, wie in dem schon so bald durch die Tatsachen als zutreffend bewährten Urteil über die Errungenschaften der Metternichschen Staatsweisheit. Den gleichen Eindruck der nahe verwandten Anschauungsweise des englischen Fürsten und des preußischen Staatsmannes gewähren aber auch die Briefe des ersteren. Eben darum genügen dem Brieffschreiber oft kurze Andeutungen, die einen regen mündlichen Gedankenaustausch voraussetzen. Dessen ungeachtet hat Prinz Albert an demselben 21. September zwei gleichzeitige Briefe an Bunsen gerichtet. Der erste hat die verwickelten Verhältnisse in Südeuropa im Auge.

6. Verehrtester Herr Geheimer Rat!

Ich habe Ihren freundlichen Brief vom 13. September in Adverifikation erhalten und Ihre Einschlüsse mit nach England*) zurück-

*) England hier im Unterschied von Schottland.

gebracht; heute in London eingetroffen, beeile ich mich, dieselben Eurer Exzellenz mit meinem besten Dank wieder zuzustellen. Die Data über Ezrivas usw. sind zugeständenerweise von einem der französischen Konsuln entlehnt, müssen darum mit mehr als gewöhnlicher Diffidenz behandelt werden. Die Spanische Mission paßt allerdings wie die Faust aufs Auge. —

Über Griechenland, Italien und Deutschland hätte ich gern bald eine Gelegenheit, mit Ihnen zu verhandeln; vielleicht findet sich die. — Der Brüsseler Kongreß ist von großer Wichtigkeit und wird nicht ohne Folgen bleiben.

Euer Exzellenz

getreuer

Albert.

Buckingham Palace, 21. September 1847.

Der zweite Brief vom gleichen Tage ist von hohem psychologischem Interesse für die persönliche Stellung des Prinzen zu seiner Heimat. In dem Bemühen, bei dem gerade damals in Aussicht genommenen Eisenbahnnetz die Vaterstadt vor schwerer Schädigung ihrer Interessen zu bewahren, spiegelt sich jene warme Teilnahme Prinz Alberts am Wohl und Wehe seiner alten Mitbürger, wie sie in der Erinnerung der Koburger noch durch zahlreiche ähnliche Thatfachen fortlebt.

7. Verehrtester Herr Geheimer Rat!

Ich wollte Ihrer gütigen Vertretung noch eine Angelegenheit empfehlen, die mir sehr am Herzen liegt. Es ist eine Eisenbahnangelegenheit. Eine Bahn von Bayern (Bamberg, Lichtenfels) über Koburg, Hildburghausen, Meiningen nach Eisenach und dort in die Gotha-Erfurt-Weimar- und auf der anderen Seite in die Kasseler und auch Frankfurter Bahn (durch Fulda) mündend, ist im Werke. Nach allerhand Schwierigkeiten ist Bayern bereit, die Bahn zu bauen, und Koburg und Meiningen, sie fortzusetzen, doch will

Bayern nur unter der Bedingung, daß Weimar sie nach Eisenach fortsetzt. Weimar würde dies gern tun, wenn Preußen nicht dort einen Druck ausübte, der der Sache hinderlich ist. Ich glaube, Preußen protegirt eine Bahn von Hof nach Erfurt mit gänzlicher Umbauung der sächsischen Herzogtümer. Die Gründe hierzu sind mir nicht bekannt. Mein Wunsch geht dahin, daß Preußen Weimar nicht abhalten möge, in eine Sache einzugehen, die eine Lebensfrage für mein kleines Vaterland ist und für Preußen kaum ein großes politisches Interesse haben kann. Könnte Ew. Excellenz gelegentlich etwas in der Sache tun, so würde es mich sehr freuen. —

Stets Ihr getreuer

Albert.

B. P. 21./9. 1847.

b) Aus der Zeit der Sonderbundsfrage.

Während die bisherigen Briefe jeder einzeln für sich stehen, sind eine Reihe anderer durch einen gemeinsamen Gegenstand miteinander verbunden. Schon der Brief Bunsens vom 25. September streift die schweizerische Sonderbundsfrage, hat sowohl um dieser, wie um der griechischen Frage willen den Vorschlag gemacht, daß Sir Stratford Canning auf dem Wege nach Athen und Konstantinopel in Berlin persönliche Rücksprache mit dem Könige nehmen möge. Vor allem aber sind es sieben schnell aufeinanderfolgende Briefe des Prinzen, in welchen das Bemühen, ein Einvernehmen zwischen England und Preußen in der Schweizer Frage anzubahnen, den roten Faden bildet. Wenn dieselben einerseits den Weitblick des Brieffschreibers erkennen lassen, so andererseits das schwere Verhängnis, in welches die Berliner Politik schon damals durch das verzwickte Verhältnis des preussischen Königs zu einem schweizerischen Kanton geraten war. Gleich der erste dieser Briefe gibt zugleich eine Kennzeichnung der englischen Verfassungsbestimmungen in Be-

zug auf die auswärtigen Fragen, wie sie zutreffender kaum gedacht werden kann.

London, Sonnabend den 25. September 1847.

1. Ew. Königl. Hoheit

habe ich meinen ehrerbietigsten Dank für die beiden gnädigen Schreiben vom 21. nicht eher ausdrücken wollen, bis ich die Antwort mitsenden könnte, welche ich dem Herrn von Canitz zu machen gedachte auf das vertrauliche Schreiben, das Ew. Königl. Hoheit für das geheime Register wünschten. Indem ich also Höchstdenselben jenes Schreiben zu Ihrer Verfügung stelle, wage ich die Bitte, daß Ew. K. H. zugleich die (für mich in der Eile von meiner Tochter angefertigte) Abschrift meiner Beantwortung der Frage eines Blickes würdigen wollen.

Die Gelegenheit war schon verschwunden: ich werde also den Brief und anderes Vertrauliche Dienstag mit einem Kanzlisten nach Berlin über Hamburg senden. Es versteht sich, daß der Courier zu Ew. K. H. Verfügung steht bis 8 Uhr abends.

Mit dieser Gelegenheit werde ich dem Könige auch über die Eisenbahnfrage schreiben, welche Ew. K. H. mir anzuvertrauen die Gnade gehabt.

Soeben geht Lord Minto's erstes vorläufiges Schreiben ein von Bern. Ochsenbein sagt und Lord M. mit ihm:

Laßt die Jesuiten zurückrufen, und alles löst sich in Frieden auf, sonst ist der Bürgerkrieg unvermeidlich.

Da ich gerade dasselbe gestern (obwohl nicht zum ersten Male) geschrieben, so erlaube ich mir für Ew. K. H. hochgeneigte Kenntnissnahme das Konzept dieser Depesche vorzulegen.

Gestern erfuhr ich von Sir Stratford C., daß er am 7. Oktober nach Constantinopel abgeht.

Dies hat mir die Idee gegeben, Lord P. vorzuschlagen: Sir

Stratford über Berlin und Athen gehen zu lassen. Der König hat lange gewünscht, ihn kennen zu lernen: er ist ein Mann für ihn (obwohl nicht für Caniz!): er wird mit ihm über Griechenland und Jerusalem sprechen: hinsichtlich dieses ihm danken für viele freundliche Fürsorge: hinsichtlich jenes von ihm manches hören, das ihm gut ist zu hören. Sir Stratfords Bericht über Athen wird hier nicht unnütz sein, für Berlin vielleicht noch entscheidender.

Da die Zeit drängte, konnte ich Ew. K. H. Ansicht und Willensmeinung nicht vorher einholen; ich habe deshalb sogleich mit Lord P. gesprochen, und er ist darauf gern eingegangen, obwohl er zuerst fürchtete, die Pforte könnte ungern sehen, daß er in Athen gewesen. Er gab aber zu, daß unter den jetzigen Umständen es ihr nur erwünscht sein könne. Es gilt, König D. zu bewegen, nicht Cleomenes den Mörder (wie der König ihn 1839 nannte) und Glaraki den Dummkopf, und Patamidi den übergelaufenen Radikalen an die Spitze Griechenlands zu stellen: nicht Coletti unsterblich zu machen, und damit unter anderen auch den Streit über Musurus. Ich hoffe also nicht, gegen Ew. K. H. Ansicht gehandelt zu haben.

Mit ehrerbietigster und dankbarer

Ergebenheit

Bunsen.

* * *

2. Ew. Erzellenz

Brief vom 25. habe ich richtig erhalten. Ihre Antwort an H. v. Caniz ist ganz vortrefflich, sie gibt ein so klares und in meisterhaften Strichen gezeichnetes Bild der Notwendigkeit, welche die hiesige Politik treibt, daß an dieses Bild sich haltend, ein kontinentaler Staatsmann nicht einen Augenblick darüber in Zweifel sein kann, was er von hier in betreff jeder europäischen Frage zu erwarten hat. Man schreibt auf dem Kontinente den einzelnen Persönlichkeiten englischer Staatsmänner noch immer viel zu viel Gewicht und Ein-

fluß zu, glaubt mit ihren Capricen zu tun zu haben und darum ihre Meinungen leicht durch Vorstellungen modifizieren und ändern zu können und wundert sich dann über die Hartnäckigkeit und den schlechten Willen, den sie zeigen, indem sie die Vorstellungen kaum zu berücksichtigen scheinen (in Lord Palmerston ist dies alles am stärksten ausgeprägt und wird es am meisten gesucht, doch ist dies ein Irrtum, der zu einer Menge falscher Urtheile und Schritte von Seiten der Kontinentalpolitiker führt) —

Ich freue mich, zu hören, daß Sir Stratford Canning doch noch über Athen gehen soll. Der Moment von Colettis Tod und Wallersteins Eintritt ins bayerische Ministerium muß nicht vorübergelassen werden, ohne zu suchen, mit Griechenland wieder ein anständigeres Verhältnis herzustellen. —

Mein verehrter Herr Geheimer Rat

Ihr getreuer

Albert.

Osborne, 28. September 1847.

* * *

3. Mein verehrtester Herr Geheimer Rat!

Tausend Dank für Ihre gütigen Mittheilungen. Wir haben die Schweizer Angelegenheiten vielfach mit Lord Palmerston behandelt und sind darüber einig, daß wir mit Hand anlegen müssen, um dem Bürgerkriege vorzubeugen; über das Wie ist es noch zu keinem Entschlusse gekommen: das Kabinett soll sich heute darüber beraten. Es wird wahrscheinlich zu einem Contre-projet de Note kommen, das auf jeden Fall ganz anders lauten muß, als die französische Note, in welcher Lord Palmerston mit Recht die größte Ähnlichkeit mit dem Krakauer Manifeste, ja dieselben Ausdrücke findet.

Das wäre allerdings den Bock zum Gärtner machen, wenn man dem Pabste die Entscheidung über die Jesuiten überlassen wollte. —

Die praktischen Punkte, die zu erstreben sind, sind diese: Abschaffung der Jesuiten, Auflösung des Sonderbundes, Einstellung aller Angriffsmaßregeln von seiten der Tagsatzung, Auflösung der Freikorps, Garantie des Federal Compact, wie er im Wiener Kongresse festgesetzt worden, solange er nicht auf legalem, organischem Wege von den Schweizern abgeändert oder reformiert worden ist. (Ein Schweizer Parlament in Baden mit fünf Ministern der großen Mächte zur Revision des Bundes wäre eine ganz untunliche Sache). Können sich die Mächte über die eben angegebenen Punkte verständigen, so wird die Art und Weise, sie den Schweizern annehmbar zu machen, nicht so schwer zu finden sein. Leider drängt indessen die Zeit.

Ewig Euer Erzellenz getreuer

Albert.

W. G. 10./11. 1847.

* * *

4. Verehrtester Herr Geheimer Rat!

Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Übersendung von Professor Gelzers Memoir, welches ich nun Ew. Erzellenz wieder zurückstelle. Die Lektüre von Grote's Pamphlet und darauf dieses Memoirs läßt einen sehr klaren Blick in die sonst so verwickelten Zustände tun. Lord Palmerston hat seine Note noch nicht zur Einsicht eingeschickt: ich vermute also, daß er studiert und sich Mühe gibt, gründlich zu sein, worauf es ankommt. Er riet mir an, Grote zu lesen, den er also selbst gelesen haben mußte, und er wird mehr darin gefunden haben als in den Depeschen aus der Schweiz. Gelzers Vorschläge scheinen mir die richtigsten und sind ebenso radikal als konservativ. —

Ich habe auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, zu definieren, was man unter Expulsion of the Jesuits meint, und glaube mit Ihnen, daß die Sache erleichtert wird durch alleinige

Beziehung auf Luzern; wird aber der vielleicht schon gemachte Angriff auf Freiburg dies noch erlauben?

Ewig Ihr getreuer

Albert.

W. C. 15./11. 1847.

* * *

5. Eurer Exzellenz

sage ich meinen verbindlichsten Dank für die Übersendung Ihrer interessanten Depesche zu meinen Akten. Ich hoffe doch noch, daß die fünf Mächte sich vereinigen werden.

The small still voice ist biblisch, ich glaube indessen, daß der Ausdruck nur in bezug auf das „Gewissen“ gebraucht wird; keine andere voice könnte still sein. Diese spricht, wird verstanden, aber wird nicht gehört. —

Hochachtungsvoll Eurer Exzellenz treu ergebener

Albert.

W. C., 21./11. 1847.

* * *

6. Eurer Exzellenz!

Ihr Brief an den König ist außerordentlich gut, klar und offen, und ich kann dem Könige nicht genug Glück dazu wünschen, einen Diener zu besitzen, der ihm so scharf und unverhohlen die Wahrheit hinstellt, sollte diese auch mit den Gefühlen und Wünschen des Herrn im Widerspruche stehen. —

Von Lord Palmerston werden Sie nunmehr schon gehört haben. Es tut mir leid, daß Sie in Ihrem Briefe an ihn nichts von dem politischen Inhalte von des Königs Schreiben erwähnten, sondern nur den Dank für das Gemälde als Zweck desselben nannten. Westmoreland hatte, scheint es, schon über dieses Schreiben an Lord Palmerston berichtet, da ihm der König selbst davon, als seine

Wünsche, in betreff der Schweiz enthaltend, gesprochen hatte; übrigens war auch die Sendung an Sie (wie Sie mir schrieben) auf die Post gekommen, und da wir wußten, daß es ein politisches Dokument sein werde, mußten wir wünschen, dem Minister kein Geheimnis davon zu machen.

Ich bedaure sehr zu hören, daß auch Sie der Influenza nicht haben entgehen können. In der Hoffnung, daß Sie sich bald wieder vollkommen erholt haben werden, bin ich

Iurer Exzellenz treu ergebener

Albert.

Osborne, 2. Dezember 1847.

c.) Aus dem Briefwechsel Prinz Alberts über den geplanten Staatsstreich in Kurhessen.

Des hohen Wertes der neuen Beiträge zur Geschichte der Sonderbundskrise ungeachtet dürfte sich das Interesse des deutschen Lesers doch in erster Reihe demjenigen Teile des Briefwechsels zuwenden, welcher die stetige Zunahme der Spannung in den deutschen Zuständen am Vorabend der Revolution illustriert. Es ist der in Kurhessen geplante Umsturz der Verfassung, in welchen wir ungeahnte Einblicke erhalten, die obenan für das in den folgenden Jahren noch schärfer zugespitzte Verhältnis der beiden deutschen Großmächte in der hessischen Frage von Belang sind. Den zwischen dem Prinzen und Bunsen direkt gewechselten Briefen können hier nämlich auch diejenigen an und von dem Könige selbst eingereiht werden. Die verschiedene Anschauungsweise der Brieffschreiber gibt diesen Dokumenten ein ähnliches psychologisches Interesse wie denjenigen über die Leiningensche Denkschrift. Dabei reihen dieselben sich in einer Weise aneinander an, die hier jeden Kommentar überflüssig macht.

1. Prinz Albert an Bunfen.

Eurer Excellenz

schicke ich erst jetzt die Briefe, welche ich Ihnen zur Durchsicht versprach.

Ewig Ihr getreuer

Albert.

Osborne, 14./12. 1847.

* * *

2. Prinz Albert an König Friedrich Wilhelm IV. *)

Eurer Majestät

fühle ich mich unmittelbar bei dem Empfange des so gnädigen und vertrauensvollen Schreibens vom 6. vorigen Monats gedrungen, meinen wärmsten Dank für diesen neuen Beweis Ihrer Freundschaft zu sagen.

Nichts konnte für mich belehrender und zugleich aufmunternder sein, als die Versicherung, meine Denkschrift sei Ihnen — bis auf zwei Stellen — aus der Seele geschrieben. Wenn ich dem ohngeachtet diesem Drange nicht augenblicklich folgte, so geschah dies, weil ich in dem Bedürfnisse, mich in allen Punkten mit Eurer Majestät zu verständigen und übereinstimmend zu fühlen, mir vorgenommen hatte, Ihnen eine längere Antwort zu schreiben, in welcher jene beiden von Eurer Majestät gemißbilligten Punkte gerechtfertigt, und zugleich auch die, wie es mir scheint, von Eurer Majestät nicht verstandenen Ansichten meines Schwagers von Leiningen genauer entwickelt werden sollten. Da kam die Schweizer Lawine, um allen meinen Vorhaben für den Augenblick den Weg zu verschütten.

Und jetzt — noch ehe ich in dieser Angelegenheit wieder Licht sehe, bricht ein neues, und wenigstens für Deutschland noch gefähr-

*) Der Anfang dieses Briefes gehört zugleich in den folgenden Abschnitt im Anschluß an S. 78 ff.

licheres Ereignis herein, das mich antreibt, Sie jetzt vor allem um unmittelbares Einschreiten gegen diese Gefahr anzurufen, ja anzuflehen.

Ich meine den drohenden Umsturz der Hessischen Verfassung.

Wohl teile ich mit Eurer Majestät die ganze Ausdehnung Ihrer Besorgnisse wegen der radikalistischen und sozialistischen Gärung in Europa und namentlich in Deutschland, sowie auch wegen des Impulses, den diese Gärung durch den Sieg der Radikalen in der Schweiz erhalten muß. Auch hier haben diese gezeigt, worin ihre Macht liegt: nämlich in ihrer Anzahl und der eigentümlichen, entschiedenen Verbindung politischer, sozialer und religiöser (das heißt antireligiöser) Grundsätze, von denen sie getrieben werden, gegenüber von Staaten und Kirchen, die über ihren eigenen Beruf und über ihr gegenseitiges Verhältnis in auffallender Unklarheit und Zerrissenheit dastehen.

Es ist aber meine feste Überzeugung, daß der einzige Weg, auf welchem dieser Zerstörung drohenden Andränge begegnet werden kann, der ist, den bemittelten und intelligenten Teil des Volkes (das heißt das eigentliche Volk) durch vertrauensvolle Zulassung zur Teilnahme an der Verwaltung seines eigenen Lebens, an die Regierung zu fetten; während dieses Volk, solange es von der Regierung getrennt erhalten, weder Interesse noch Fähigkeit hat, derselben in ihrem ungleichen Kampfe beizustehen, ja nicht umhin kann, wohl gar über die etwaigen Niederlagen einer ihm verhassten Bureaukratie (verhaßt, weil es sich durch dieselbe von der ihm gebührenden Tätigkeit und von dem unmittelbaren Verkehr mit seinen Fürsten ausgeschlossen sieht) sich heimlich zu freuen, und sich durch dieses Verhalten dem Radikalismus, selbst bei seinen Zerstörungsplänen, zum Stützpunkte herzugeben.

Ist es aber schon politisch unweise von einer Regierung, auf dieses ihr zu Gebote stehende Rettungsmittel zu verzichten, wie viel wahnsinniger erscheint es, dieses Mittel, wo es schon bestanden,

wieder unterdrücken zu wollen, und das Volk selbst — nicht die radikale Partei — durch einen Angriff auf sein bereits erlangtes, politisches Tätigkeitsrecht zum — ich möchte sagen — gesetzmäßigen Aufstande zu zwingen!

Könnte der böse Geist der Revolution und zugleich der böse Feind Deutschlands sich einen besseren Bundesgenossen wünschen, als einen Fürsten, der sich zu einem solchen Angriffe verleiten ließe? Wäre das nicht gerade jetzt ein verwegenes Herausfordern des von seinen Erfolgen in der Schweiz noch siegestrunkenen Radikalismus, zum Kampfe mit dem monarchischen Prinzipie gerade in einem Falle, in dem der Vertreter desselben das entschiedenste Unrecht hat und die öffentliche Meinung ganz Europas gegen sich haben wird?

Gewiß ist der Augenblick schlecht gewählt, um, nach so manchen früheren Vorfällen, das deutsche Volk jetzt aufs neue daran zu erinnern, daß in Deutschland es nicht die Völker, sondern die Fürsten waren, die angefangen haben, das Bestehende umzustürzen, und daß der Ursprung des jetzigen, sich für legitim und historisch-deutsch ausgebenden monarchischen Prinzips doch in der That nichts ist als eine Nachahmung des französischen Absolutismus, wie er von Richelieu und Mazarin ausgebildet und von Ludwig XIV. zur Schau gestellt worden ist, über den Trümmern der altgeschichtlichen Standes- und Volksrechte.

In Deutschland haben, wie Eure Majestät besser wissen als ich, diese Rechte noch bis zum Westfälischen Frieden fast überall ungeschmälert fortbestanden, und ein Wiederverlangen derselben seitens der deutschen Völker, und wo dieselben wiedergegeben worden sind, ein mutiges Festhalten daran, kann ich nicht als französisch und radikal, sondern muß ich als echt deutsch und konservativ ansehen.

In dem vorliegenden Falle von Hessen ist es Eurer Majestät wohl bekannt, daß ein Schmälern oder gar Umstoßen der von dem verstorbenen Kurfürsten urkundlich erteilten und brieflich bestätigten

Ständeversammlung seitens des Nachfolgers ein offener Bruch des Fürstentwortes sein würde. Denn wollte man annehmen, daß ein Souverän durch die Versprechungen und Handlungen seines Vorgängers nicht gebunden sei, so würde ein Grundsatz, den ich für die wichtigste Basis des monarchischen Prinzips halte, zertrümmert werden, nämlich der Grundsatz ausgesprochen in den Worten: „the King never dies“ oder „le Roi est mort, vive le Roi!“ Ein Staat, dessen Verfassung an den Wechsel und die jedesmalige Willkür des Souveräns gebunden wäre, würde nicht besser fahren als die unglückselige Polnische Wahlmonarchie. Bei dem Kurfürsten kommt noch hinzu, daß er 17 Jahre lang Regent mit und unter der Verfassung gewesen ist, die er jetzt umstoßen will, und daß die Antezedentien seiner selbst sowohl, als die seines Vaters und Großvaters nicht der Art sind, das Vertrauen des Volkes zu einem unumschränkten Regenten zu erwecken, wenn es von solchen Fürsten gehandhabt wird.

Es kann überdies Eurer Majestät kaum verborgen geblieben sein, daß es in Deutschland allgemein im Munde des Volkes ist, der vom Kurfürsten beabsichtigte Umsturz der Verfassung sei die Erfüllung einer ihm vom Fürsten Metternich auferlegten Bedingung, um die Anerkennung seiner Kinder aus der Ehe mit Madame Lehmann zu erlangen; für einen solchen Zweck gäbe er die verbrieften Rechte und Freiheiten seines Volkes als Preis! Mag dieses Gerücht nun wahr sein oder nicht, so bleibt doch ohne dies der Schritt eine Handlung, die, wenn irgend etwas als „Rechtlos und Gottlos“, und im schlimmsten Sinne des Wortes „Subversiv“ zu bezeichnen ist, diese Bezeichnung verdient.

Auf wen anders anders als auf Eure Majestät richten sich in dieser neuen Gefahr nun die Blicke Deutschlands und Europas? Von wem anders kann Deutschland Schutz und Hilfe erwarten als von Eurer Majestät? Von Ihnen gnädigster König, als dem anerkannten wahrhaften Beschützer des bestehenden Rechts, hofft man,

daß Sie nach Kräften einem solchen Attentat auf dieses Recht entgegenzutreten werden, von Ihnen, als dem Hort deutscher Einheit und Stärke, erwartet man mit Zuversicht die Hintertreibung eines Planes, der in Deutschland sowohl zwischen Fürsten und Völkern als zwischen den einzelnen Staaten selbst, eine neue Saat der Zwietracht austreuen muß; von Ihnen, als dem reinsten Spiegel deutscher Fürstenehre, ist man überzeugt, daß Sie versuchen werden, die Hand aufzuhalten, mit der ein deutscher Fürst diese Ehre seines Standes zu beflecken, und damit zugleich dieses Standes teuerstes Gut, das Vertrauen zwischen Volk und Fürsten, aufs neue zu gefährden im Begriffe steht.

Erlauben mir Eure Majestät, daß ich in Rücksicht auf diese Gründe Sie, als Deutscher, als Fürst und Politiker, beschwöre, alle Ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu ergreifen, um eine Handlung zu verhindern, die die gesetzliche Entwicklung Deutschlands aufhalten, unsere Fürstenehre beflecken und gerade in diesem Augenblicke den Feuerbrand in einen reichlich aufgehäuften Zündstoff schleudern würde.

Ich lege hier die Abschrift eines mir soeben mitgetheilten Briefes eines deutschen Staatsmannes (dermalen in Frankfurt) über diesen Gegenstand bei, an dessen Schluß Eure Majestät auch einige vielleicht nicht ganz uninteressante Bemerkungen über die mir so wichtig erscheinende Bundesentwicklung finden werden.

Indem ich Eure Majestät das vielleicht zu ungestüme Drängen dieses Briefes mit dem Drange der Umstände gütigst zu entschuldigen bitte, verbleibe ich, mein gnädigster König, in dankbarer Ergebenheit und aufrichtiger Anhänglichkeit

Eurer Majestät

treu ergebener

Better und Diener

Albert.

Osborne, 12. Dezember 1847.

* * *

3. Bunsen an Prinz Albert.

London, 16. Dezember 1847.

Eure Königliche Hoheit

haben mich ganz aufgerichtet und gestärkt durch die gnädige Mitteilung des Schreibens an den König über die Hessische Angelegenheit. Gott wird Eure Königliche Hoheit bis in Ihre spätesten Nachkommen segnen für die treue Freundschaft, die Sie meinem Herrn beweisen, und für die wahrhaft fürstliche Gesinnung, welche Sie fortwährend in Ihrem Herzen für das große deutsche Vaterland nähren.

Ich muß hoffen, daß der Brief noch zu rechter Zeit kommt. Die gestern angekommene „Preußische Allgemeine Zeitung“ leugnet offiziell ab, daß Herr von Arnim die viel besprochene Denkschrift übergeben. Jedenfalls ist es höchst wichtig, daß hervorgehoben werde, (wie das Eure Königliche Hoheit tun), wie das Umstürzen der Verfassung nicht allein ein großer politischer Fehler, sondern ein Treubruch, ein Unrecht sei, welches Unheil hervorbringen müsse. Das will die mittelalterlich-Hallerische Partei, welche jetzt mehr als je den König umlagert, nicht zugeben.¹⁾ Sie ist es, die im Namen des guten alten Rechtes Ernst August aufgefordert und ermahnt hatte, die Verfassung „des Grafen Münster“ zu brechen. Sie billigte nachher nicht ganz, was er an die Stelle setzte; so würde sie es auch bei dem Kurfürsten machen; allein daß die heterodoxe Verfassung gestürzt sei, ist nach ihren Grundsätzen immer ein großes Glück. Es läßt sich nun erst Segen hoffen, auf echt germanisch-ständischer Grundlage! Ja, gnädiger Herr, das ist die theoretische Ansicht jener Männer, und die sind jetzt in großem Einfluß in Staat und Kirche. Es sind Ehrenmänner, aber Fanatiker. Der König gehört ihnen nicht an, allein er meint doch wohl, sie übertreiben

*) Wie zutreffend dieses Urteil über die „Hallerianer“ in der Umgebung des Königs, beweisen die Gerlach'schen Denkwürdigkeiten auf jeder Seite. An dieser Stelle kann aber nur im allgemeinen darauf hingewiesen werden.

nur das Gute. Ich sage, wie in England von den Puseyiten, daß sie es verderben. — —

* * *

4. Bunsen an Prinz Albert.

London, Sonntag 19. Dezember 1847.

Eurer Königlichen Hoheit

überreiche ich zu höchsteigener Ansicht erst heute des Königs letztes Handschreiben und meine Antwort.

Canning¹⁾ hat das Seinige getan; allein die Gemüter waren zu aufgereizt, und Neuenburg hatte sich zu sehr verhaßt gemacht.

Ich sehe diese Angelegenheit als abgemacht an. Aber die Folgen werden merkbar sein.

Sind die öffentlichen Nachrichten wahr, so hat die Gesinnung des hessischen Offizierkorps den Gelüsten des Kurfürsten ein Ende gemacht.

Also dahin mußte es kommen, daß ein deutscher militärischer Fürst durch die einzig möglichen Vollstrecker gewaltjamer Maßregeln erinnert werden muß, daß die Truppen ihm nicht dienen werden gegen die Stände und das Volk!

Das wird auch auf Hannover rückwirken.

Und nun — sollte es in Frankreich umschlagen in eine schlecht verhüllte Republik — was in Spanien und Portugal sogleich beide Dynastien vertreiben würde, ehe 10 Jahre vergehen; was sollte dann werden, wenn Deutschland sich nicht kräftigt!

Lassen also Eure Königliche Hoheit nicht ab, Ihren königlichen Freund recht ernst zu nötigen, sich gewisser einengenden Theorien zu entledigen und die Wirklichkeit klar aufzufassen. Ich werde hinsichtlich der Denkschrift des Fürsten Leiningen meine Pflicht tun. Der König mißverstehet sie und tut dem Fürsten Unrecht. Der Fürst will so wenig als Eure Königliche Hoheit Österreich ausschließen,

*) Sir Stratford Canning, später Lord Stratford de Redcliffe.

vielmehr es (zu seiner Rettung) nötigen, in den wahren deutschen Bund einzutreten und ein deutsches System zu befolgen.

* * *

5. Prinz Albert an Bunsen.

Eurer Excellenz

sende ich mit meinem aufrichtigsten Danke die mir mitgetheilten Briefe zurück, deren Durchsicht für mich vom höchsten Interesse war.

Ewig Ihr getreuer

Albert.

Osborne, 22./12. 1847.

* * *

6. Prinz Albert an Bunsen.

Verehrtester Herr Geheimer Rat!

Beiliegende Papiere dürften von Interesse für Sie sein. Falls Sie sie noch nicht kennen, sie kamen mir gestern vom Fürsten Leiningen zu. Ich fürchte, man geht täglich mehr den Krebsgang in Berlin. Wallersteins Antworten sind recht gut. —

Stets Ihrer Excellenz treu ergebener

Albert.

W. C., 27./12. 1847.

* * *

7. König Friedrich Wilhelm IV. an Prinz Albert.

1. Januar 1848.

. . . Pitt würde sicher die Otternbrut des Bären-Klubs mit Gold und Erz zu zerstören trachten, wie er nach der Vernichtung des Jakobiner-Pandämoniums getrachtet hat. Alt-Englands Ehre regierte damals sein Tun und Lassen, denn er mußte um ihretwillen vor der Welt ein tätiges Zeugnis ablegen, daß die britische Freiheit mit der französischen auch nicht im tausendsten Grade verwandt sei. — Verzeihen Sie mein Geschwätz, mein teurer Prinz. Es wird

mir aber immer das Herz so warm, und mein Mund geht über, wenn ich der schönen Zeit gedenke, in der England sein Engelland so edel und so segensreich übte!

Ich springe nun flugs mit beiden Beinen in den eigentlichen Gegenstand dieses Briefes, in die kurhessische Angelegenheit, und sage mit einigem Stolz: Da haben sich Eure Königliche Hoheit nicht in mir geirrt. Es scheint aber, daß unser guter Lord Westmoreland gar nicht geschwägig ist; denn ich hab' ihm schon am 9. Dezember (als wir zusammen von der Merseburger Jagd in Dessau auf den rails fahren) alles erzählt, was ich in der Sache getan hatte. Ich habe aber gleich, nachdem ich den Regierungswechsel (si Regierungswechsel il y avait) erfahren hatte, meinem Gesandten in Kassel, dem Grafen Galen, den ausdrücklichen Befehl geschickt, dem neuen Kurfürsten womöglich selbst zu sagen, sonst aber ihm durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten sagen zu lassen, „daß ich ihn auf das allerdringendste bitten ließ, doch ja nichts gegen die von ihm beschworene Verfassung zu unternehmen, sondern so bald als möglich seinen guten Willen gegen dieselbe und die versammelten Stände auszusprechen. Ich könne ihm auch nicht verhalten, daß er bei etwaigen Umsturz-Projekten in keiner Weise auf mich rechnen dürfe, daß ich solch Beginnen als unrecht und unklug laut mißbilligen und, im Fall ihm etwas braunschweigisches begegnen sollte, nichts, gar nichts tun würde, um ihn wieder einzusetzen.“ Graf Galen hat „meinen Vetter, den ich nicht lieb habe“, nicht zu Gesicht bekommen, aber dagegen dem Minister meine Kommission für seinen Herrn eifrig und eindringlich ausgerichtet. Es verstrichen fast zwei Wochen ohne Antwort, und da er merkte, daß Herr v. Dörnberg ihn mied, hat er ihn einen schönen Tag gefaßt und ihm begreiflich gemacht, daß ich auf Antwort warte. Da hat der ein air de circonstance gemacht und geantwortet, er habe allerdings den Auftrag ausgerichtet, der Kurfürst sei aber höchlichst verwundert, daß man in Berlin Mißtrauen in seine Intentionen zu setzen schiene. — An

demselben Tage, an welchem ich durch Galen diese Worte der Bewunderung „eines kreuzbraven“ mit Unrecht beargwohnten Mannes erfuhr, ließ mir Fürst Metternich im engsten Vertrauen wissen, „daß ihm der Kurfürst geschrieben, er wolle die Verfassung mit Gewalt umstoßen und versähe sich dazu im voraus des k. k. apostolischen und fürstlich-staatskanzlerischen Beifalls, wolle jedoch, ehe er ans Werk gehe, noch des Fürsten gute Ratschläge über den Modus erbitten.“ — Fürst M. hat sich da (n'en déplaie à Lord Palmerston) nicht bloß als kluger, sondern auch als rechtlicher Mann bewährt. Er hat einen eigenen Gesandten unter Kondolenz-Vorwand an den Herrn Better expediert, der ihm dieselbe Sprache gehalten hat wie früher Galen. Drauf hat der Herr Better am Nachmittag desselben Tages, wo er den österreichischen Gesandten gesprochen und Metternichs sehr starken Brief gelesen, die seit seiner Ankunft in Kassel vergeblich harrende Stände-Deputation empfangen und äußerst gnädig behandelt. — ! Jetzt hat er nun den Ständen Verfassungs-Abänderungen verfassungsgemäß vorlegen lassen, und so scheint es, daß der Strom in seinem Bette ruhig fließen will. Und dazu gebe Gott seinen Segen. — Nun will ich Sie, teuerster Prinz nicht, länger langweilen. Ich lege mich der verehrten Königin zu Füßen und Herz und küsse little Jar. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen beiden herzlich, und ich umarme Sie, gnädiger Herr, als . . .

Friedrich Wilhelm.

* * *

8. Prinz Albert an Bunsen.

Eurer Exzellenz

überfende ich einen für Sie eingegangenen Brief des Fürsten von Leiningen und zu Ihrer Ansicht des Königs Schreiben.

Stets Ihr getreuer

Albert.

Claremont, Januar 15. 1848.

Wie vortrefflich ist A. B. Whatelys Brief. — ! —

* * *

9. Bunsen an Prinz Albert.

London, Sonntag 16. Januar 1848.

Ew. Königliche Hoheit

gnädige Zusendung, die mir gestern Abend zuing, ist mir höchst belehrend gewesen.

Ich rede zuerst vom Briefe des Königs, den ich durchgelesen habe, und hier mit untertänigstem Danke beischließe.

In der Hauptsache ist er mir sehr erfreulich.

Des Königs warme und treue Anhänglichkeit an die Königin und an Ew. K. H., die sich in dem ganzen Briefe ausspricht, und das unbedingte Vertrauen, mit welchem er geschrieben, sind mir ein wahrer Notanker in dieser Zeit, wo mir das Staatsschiff in Preußen noch ohne alle sichere Lenkung herum zu schwimmen scheint.

Des Königs hohe Rechtlichkeit hat sich in der hessischen Sache bewährt, wie ich es von Anfang an geglaubt habe.

In diesen beiden Punkten liegt großer Trost. Aber des Trostes bedarf auch meine Seele, wenn ich das Übrige vom politischen Standpunkte betrachte.

Dahin also ist's gekommen, daß Friedrich Wilhelm IV., der 1840 sich nur aufs Pferd zu schwingen brauchte, um ganz Deutschland über den Rhein oder die Weichsel zu führen, der 1847 wieder die Stellung hatte, welche jeder Deutsche ihm zum Wohle des Vaterlandes, und jeder Preuße zur Erhaltung des Ansehens des Hauses und Landes wünschen muß — daß dieser König im Jahre 1848 (ja noch in jenem Jahre selbst) von dem in Berlin aufgewachsenen Sprößlinge eines überlieferungsmäßig an Preußen hängenden Hauses, Herrn eines von Preußen ganz umschlossenen Landes, vom eignen Neffen endlich, nicht einmal eine Audienz für seinen Gesandten erlangen kann und zuletzt nur durch eine Art Minister eine verhöhnende und lügenhafte Antwort: während Metternich nur zu

sprechen braucht, um den böswilligen und bössinnigen Fürsten an demselben Tage zur Vernunft zu bringen!

Ist es nicht so, gnädigster Herr? Und ist das nicht entsetzlich! Und der König sieht noch nicht ein, daß diese Vernichtung des Einflusses Preußens eine Folge, die notwendige Folge, davon ist, daß Er nicht den Wünschen und Bitten der beiden Denkschriften entsprechen will!

Und dies bringt mich auf den vortrefflichen Brief des Fürsten Leiningen: wie Ew. K. H. wissen werden, Abschrift des an Höchst-dieselben gerichteten.

Ich stimme ihm in allen Punkten bei.

Der Unterschied der ständischen und Repräsentativ-Verfassung ist (wenn man Zufälliges abstreift) nur der, daß dort die Abgeordneten nach Ständen gewählt werden, hier aus der ganzen Nation, nach allgemeineren, meist timokratischen (census-)Bestimmungen.

Die Theorie der Volkssouveränität hängt durchaus nicht dem Repräsentativsystem notwendig an: sie ist geschichtlich auch von Ständen genug in Anspruch genommen worden.

In den Kreisen der Schloß- und Hofpolitiker von 1819—1840, und in der halb beschränkten, halb heuchlerischen Sprache der Hallerianer und der heiligen Allianz, in dieser Atmosphäre, in welcher der edle König leider! den größten Teil seines Lebens als Mann zugebracht, ist jener Unterschied das Schiboleth. Stände — ja! Repräsentativ-Verfassung, „Konstitution“ — nie! Ich meinerseits habe mich in den Denkschriften von 1844 entschieden für die ständische Formel ausgesprochen: nicht bloß, weil ich sonst nie Gehör erlangt hätte, sondern weil Stände (in jenem Sinne) mir der geschichtliche Ausgangspunkt, die gegebene Basis sind, schon der Provinzialstände wegen. Aber Stände ohne entscheidende Stimme bei Gesetzesvorschlägen, und ohne unbedingtes Steuerbewilligungsrecht, sind eine Täuscherei und ein noch viel größeres Unglück für die Regierung als für das Volk, wenn sie dabei beharren will.

Der König sieht aber in jeder solchen wirklich bedeutenden Entwicklung eine Schwächung der Krone; ich eine Verstärkung. Hätte Er Recht gegen mich, so hätte Er entschieden Unrecht gegen alle, die ihm das Patent vom 3. Februar zum Verbrechen oder zur Torheit anrechnen — (Nikolaus u. Komp.). In der Geschichte darf man sich gegen ihn nur auf England berufen: alles andere ist im Verruf.

Zugrunde liegt dem Festhalten einer Theorie, die eines solchen Geistes gar nicht würdig ist, allerdings ein Mangel des Glaubens an die Freiheit und die Anhänglichkeit eines edlen freien Volkes.

Wie könnte sonst der geistreiche und belesene König so von Pitt und 1792 reden!

Pitt wollte nie einen Prinzipienkrieg führen gegen das republikanische Frankreich als solches; er sah die Freiheit des Festlandes und die Sicherheit Englands bedroht durch die Eroberungssucht des Konvents. Er war gegen Pillnitz. Den Krieg erklärte der Konvent, ehe Pitt den Vorschlag der Koalition machte; 1796 bot Pitt den Frieden an, zu den großmütigsten Bedingungen. Er führte ihn fort, weil er mußte. Dies könnte der teure König von seinem treuen Lehrer Niebuhr lernen. (Vorlesungen über das Zeitalter der Rev. I. 320 II. 85. Stellen auf die es gut sein dürfte, den König bei der Beantwortung aufmerksam zu machen.)

Aber abgesehen davon, haben die Interventionskriege Deutschland gerettet? Haben sie es nicht umgekehrt in Elend, Verarmung, Schmach und Hohn gestürzt? Der wahre Krieg gegen die Revolution im Nachbarlande wird geführt durch die Reform und politische Fortbildung im eigenen Lande. 1808—1810 haben Preußen gerettet, und 1813—1815 möglich gemacht, nicht 1792—1810! Umgekehrt!

Die Schweiz ist nicht Frankreich, die Tagsatzung kein Konvent; was aber auch von dort Verderbliches (vielleicht über Lyon und Paris) wirken könnte, auf Rhein und Elbe, kann weder durch Krie-

(den man androht, ohne ihn zu wollen), noch durch blocus hermétique abgewendet werden, sondern durch Einigung und Stärkung Deutschlands!

Dies aber ist praktisch gleichbedeutend mit dem Vorschlage der beiden Denkschriften.

Gnädigster Herr! Ich denke laut gegen Sie, wie gegen niemanden. Sie kennen jetzt meinen ganzen Kummer.

Meinem Glaubensbekenntnisse kann ich nur die Bitte anschließen, daß Ew. K. H. den begonnenen politischen Verkehr mit dem Könige fortsetzen, wie Sie ja Ihm auch neulich ganz ausdrücklich, in Beziehung auf die so traurig mißverständene Denkschrift des Fürsten zugesagt haben.

Vielleicht würde dann, im zweiten Gliede, ein Besuch des Fürsten in Berlin wohlthätig wirken. Es ist jedoch wohl rätlicher, erst des Königs Rückäußerung auf Ew. K. H. rechtfertigendes und erklärendes Schreiben abzuwarten: falls der Fürst nicht schon abgereist ist. Keineswegs fürchte ich für der Königin Bruder, und Ew. K. H. Schwager und Freund, einen kalten Empfang. Allein da einmal die erste Mitteilung mißverstanden worden, scheint es billig für den Fürsten, daß die zweite, erklärende Mitteilung seiner persönlichen Erscheinung vorhergehe.

Ich werde meinerseits jedenfalls den Grafen Stollberg als Freund bitten, wenn der Fürst dort ankommt, mit ihm ohne Rückhalt über den Gegenstand, und die persönliche Stimmung des Königs hinsichtlich der deutschen Politik zu sprechen. Stollberg weiß alles, was den König betrifft, und seine eigenen Ansichten stehen denen des Fürsten nahe. Dabei ist er einer der edelsten und reinsten, hochherzigsten Männer, die ich kenne: ohne alle Menschenfurcht, und dem Könige die reine Wahrheit sagend.

Gern möchte ich dem Fürsten über Stollberg schreiben, und überhaupt auf seinen gütigen Brief und die wertvolle Mitteilung antworten, wenn Ew. K. H. mir durch Meyer einen sichereren Weg

angeben. Des Fürsten Brief an Ew. K. H. scheint mir — vielleicht mit einigen Weglassungen — sehr mitteilbar für den König. Ich würde kein Bedenken tragen, ihn dem Könige einzusenden: allein es scheint mir, dies würde Ew. K. H. vorgreifen, oder aussehen, als wenn Ew. K. H. aufgegeben hätten, dem Könige wieder über diesen Gegenstand zu schreiben. Es scheint mir daher notwendig, daß die Mitteilung durch Höchstdieselben erfolgte. Meinerseits denke ich, bald nachher, dem Könige zu schreiben, daß der Fürst mir eine Abschrift des Briefes an Ew. K. H. zugeschickt, und dem Könige alsdann meine ehrliche Meinung darüber zu sagen.

Alles dieses unterwerfe ich jedoch gern Ew. K. H. Urteil und Entscheidung. Nur das muß ich dem Könige sagen, daß ich des Fürsten Denkschrift durchaus nicht verstehe, wie Er es getan, und das würde ich auch getan haben, wenn der Fürst mir nicht jene gütige Mitteilung gemacht hätte. Ich bin es dem Könige wie dem Fürsten und mir selbst schuldig . . .

Die Krise in Bayern scheint entsetzlich! . . .

Bunsen.

III. Die Denkschriften des Fürsten Leiningen und des Prinzen Albert über die deutsche Frage (1847).

a) Aus dem Briefwechsel vor Einreichung der Denkschriften.

Prinz Albert an Bunsen.

Verehrtester Herr Geheimer Rat!

Ich hatte diesen Sommer viele Gelegenheit, mit dem Fürsten von Leiningen mich über deutsche Zustände zu unterhalten. Der Fürst kennt diese sehr genau und denkt, soweit ich es zu beurteilen vermag, sehr klar und richtig über dieselben. Er setzt ein Memoir auf, in welchem er die politischen Gefahren schildert, die den deutschen Fürsten aus der Gärung der gegenwärtigen deutschen Verhältnisse drohen, und die Notwendigkeit dartut, daß die Fürsten selbst diese Gefahren erkennen und ihnen vorbeugen mögen. Ich stimme ganz mit des Fürsten Ansichten überein, glaube indessen, daß es nicht hinreicht, die Notwendigkeit, den Gefahren vorzubeugen, zu erkennen, sondern daß es auch notwendig ist, zugleich die Mittel zu eruiieren, die sich uns darbieten, um jene gefahrdrohenden Bewegungen selbst zu einem heilsamen Ziele zu lenken. Nach längerer Prüfung hat sich mir die Sache in Zusammenhang und Form dargestellt, und ich habe sie so zu Papier gebracht. — Fürst Leiningen schrieb mir vor kurzem von München und schickte mir ein revidiertes Exemplar seines Memoirs. Von diesem Memoir und des Fürsten Brief, sowie von meiner eigenen Arbeit lege ich hiermit Abschriften

in Ihre Hände, eingedenk der vielfachen lebhaften Gespräche, die sowohl der Fürst als ich über diese Gegenstände mit Ihnen gehabt haben, und wohlvertraut mit Ihren vaterländischen Gesinnungen und Ihrem unermüdblichen Streben, Ihrem Könige in seiner schweren und heiligen Aufgabe stets mit unverhohlener Wahrheit und unerschrockenem Rate zur Seite zu stehen.

Sollten die in diesen beiden Aufsätzen dargelegten Ansichten von dem Verstande des Königs gebilligt werden, so ist es sicher, daß gerade sein Herz alle die nötige Entschlossenheit und Ausdauer bieten wird, die dazu gehört, um dieselben (oder ähnliche) ins Leben zu setzen und die große politische Reformation Deutschlands durchzuführen.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner wahren Verehrung, mit der ich verbleibe, verehrtester Herr Geheimer Rat,

Eurer Erzellenz

treu ergebener

Albert.

Windsor Castle, 9. Oktober 1847.

* * *

Bunsen an Prinz Albert.

London, 12. Oktober 1847.

Eurer Königlichen Hoheit

bin ich durch eine, wenn gleich kurze Abwesenheit von London verhindert worden, schon gestern meinen ehrerbietigsten und innigsten Dank auszusprechen für die ebenso gnädige als gewichtige Sendung, mit welcher Eure Königliche Hoheit mich beehrt haben. Meine ganze Seele ist seit der Zeit mit dem Gegenstande beschäftigt. Eure Königliche Hoheit haben den schönen, von edelster Vaterlandsliebe und ernster Politik eingegebenen Gedanken des Fürsten von Leiningen nicht allein bedeutend erweitert und fortgeführt, sondern, wie mir scheint, auch praktischer und leichter ausführbar gemacht.

Die Sache ist von solcher Wichtigkeit und so unberechenbaren heilbringenden Folgen, wenn sie gelingt, daß ich um desto sorgfamer glaube sein zu müssen, sie beim Könige gerade im rechten Augenblicke und auf die rechte Weise vorzubringen. Mein vorläufiger Gedanke ist, daß es nicht sehr lange vor der beabsichtigten Ankunft des Fürsten in Berlin (hoffentlich also nicht später als Dezember) geschehen müßte. Sollte ich vorher nach Berlin gerufen werden, um dem Könige aufzuwarten, so würde ich natürlich diese Gelegenheit mit Freuden benutzen.

Das Nähere wollen Eure Königliche Hoheit mir erlauben, mündlich vortragen zu dürfen und dann Ihren leitenden Rat zu empfangen. Aber das wollen Eure Königliche Hoheit jetzt schon erlauben, zu sagen, daß es mitten in dieser schwülen, sturmkündenden Zeit mir Trost und Freudigkeit zum Ausharren und Mut zu jeder Anstrengung gewährt, wenn ich sehe, mit welchem treuen, edlen, wahrhaft fürstlichen Herzen Eure Königliche Hoheit dem deutschen Vaterlande und seiner Zukunft anhängen.

In ehrerbietigster und getreuester Anhänglichkeit Eurer Königlichen Hoheit untertäniger und dankbarer

Bunsen.

* * *

Bunsen an Meyer über Stockmars Kritik der deutschen Denkschrift Prinz Alberts.

27. Oktober 1847.

Er (der Brief Stockmars) ist philosophisch und edel gedacht und geschrieben. Allein er stellt sich unter der Denkschrift etwas ganz anderes vor, als was sie enthält und will. Er fürchtet, der Prinz habe den ihm natürlichen dynastischen Standpunkt festgehalten; es ist aber ganz umgekehrt die Notwendigkeit gezeigt, denselben unterzuordnen dem nationalen. Die Schwierigkeit

lag also gar nicht, wo Stockmar sie vermutete. Sie besteht vielmehr darin, daß es gelinge, dem König von Preußen Mut zu machen, den nationalen Standpunkt zu ergreifen und sich weder durch seine eigenen fürstlichen Vorurteile, noch durch die seiner Bundesgenossen, weder durch Oesterreich noch durch die kleineren Fürsten, irre machen zu lassen.

Endlich ist der Gegenstand des praktischen Vorschlages ein rein volkstümlicher, nationaler. Er könnte vielleicht wünschen, daß das Hereinziehen ständischer Abgeordneter in Aussicht gestellt werde; es ist aber damit noch immer Zeit, und es handelt sich jetzt nur darum, daß der König die Sache ernst in Erwägung ziehe, solange es noch Zeit ist.

Dazu nun fand ich den Augenblick äußerst gelegen. Der allgemeine deutsche Handelsverein, des Königs Schoßkind, ist in Verhandlung. Meine Denkschrift ferner hat Deutschland und die Kräftigung seiner Einheit, als den einzigen möglichen Hebel, zum Schlußstein. In einer politischen Depesche habe ich außerdem angedeutet, daß, wenn England keinen ebenbürtigen starken Verbündeten in Deutschland finden könne, es sich wieder der entente zuwenden werde. Oesterreich sei als verfallen aufgegeben, auf Rußland könne man sich nicht stützen. Endlich, im begleitenden vertraulichen Schreiben an den König, habe ich alle diese Punkte in ihren Spitzen zusammengefaßt und den König auf die Denkschrift verwiesen (die Caniz sonst wohl für sich behalten hätte, denn schwerlich wird sie ihm munden).

Ich bin nun begierig auf das Urteil Seiner Königlichen Hoheit und das Ihrige über meinen Versuch, den Minister auf das Praktische zu führen und mir selbst die Hauptpunkte der nächsten Zukunft klar zu machen.

Mein Brief an Stockmar ist am Geburtstage des Königs abgegangen (15. Oktober), also am Tage seines eigenen Schreibens. Ich freue mich der Aussicht, ihn zu sehen, mit unbeschreiblicher

Sehnsucht. Der Brief zeigt die ganze Stärke seines Geistes und den ganzen Adel seiner Gesinnung.

* * *

Fürst Leiningen an Prinz Albert.

München, den 22. September 1847.

Lieber Albert!

Ich schicke Dir anliegend ein abgeändertes Exemplar jener Ausarbeitung über die dynastischen Verhältnisse der deutschen souveränen Fürsten, welche ich Dir diesen Sommer mitgeteilt. Die vorherrschende Gefahr und das Rettungsmittel dürften als Tatsachen wohl erwiesen sein; der größte Hauptteil, die Anwendung und Ausführung, bleibt hier aber noch unerledigt! Und es wäre vor allem die Ausscheidung Österreichs aus den inneren deutschen Angelegenheiten notwendig; noch mehr aber, daß dem König von Preußen eine glückliche Eingebung kommen möge, um die ihm auferlegte große Mission zu erkennen und entschlossen durchzuführen.

Ich habe gesagt, daß ein kräftiger Bund der Fürsten sich als einziges Rettungsmittel in der gefahrvollen Zeit, welcher wir entgegengehen, darstelle. Nicht aber ein Bund, dessen Zweck der Rückschritt ist, denn dieser liegt bereits jenseits des Möglichen, sondern ein Bund, in und durch welchen sich die Fürsten an die Spitze der liberalen und nationalen Bewegung stellen.

An einem solchen Bunde teilzunehmen, ist aber für Österreich bei seinem jetzigen Regierungssystem geradezu unmöglich, denn die Mitwirkung und Ausführung bei sich von Maßregeln und Gesetzen, wie sie einem solchen Bunde entsprechen würden, käme einem völligen Umsturz jenes Systemes gleich.

Preußen hingegen würde, wie im Zollvereine, so auch in einem solchen Bunde, an die Spitze desselben treten, ohne alle Gefahr für sich, ohne alle Gefahr für die übrigen Bundesstaaten. Und doch

hätte dann Preußen erreicht, was nur das Ziel seiner kühnsten Wünsche sein könnte; nämlich:

In der europäischen Wagschale wäre es alsdann Preußen plus Deutschland.

Jegliche Garantie für Preußens eigenen Fortbestand in Zeiten der Stürme, jegliche Wahrung gegen die so bedenkliche Gefahr der Überstürzung im Fortschritte, jegliche Aussicht auf Erfüllung der heißesten Wünsche für Deutschlands Erhaltung, Wohl, Ruhm und Größe, vereinigen sich in einer solchen Gestaltung der Dinge! Oesterreich, diese Verhältnisse wohl erkennend, verhindert daher notwendigerweise nach Kräften eine solche Entwicklung deutscher Zustände, wenigstens so lange, als es seinem jetzigen Systeme huldigt. Es ist rastlos bemüht, den einzelnen Fürsten zu sagen: wie in Preußen der Fortschritt, die Eroberung, die Revolution, wie dagegen bei ihm die Sicherheit und die Stabilität. Deutschlands natürliche Feinde, Rußland und Frankreich, wirken im selben Sinn, wie die Bemühungen ihrer Diplomatie bei den Höfen deutlich zeigen. Man sollte glauben, daß diese Politik Oesterreichs, oder vielmehr jener wenigen Männer, die sein jetziges politisches System vertreten, sowie das Streben der natürlichen Gegner Deutschlands, jene Preußens von selbst bedingen müßte. Statt dessen erleben wir täglich das wahrhaft monströse Schauspiel, wie Oesterreich Preußen am Schlepptau zieht. Der lebenskräftige Jüngling zusammengekettet mit dem schon halb verfaulten Greise und bereit, sich mit demselben in dasselbe Grab zu legen!

Die Geschicke unseres Vaterlandes liegen ausschließlich in den Händen des Königs von Preußen. Du wirst Dich erinnern, daß mir dies Lord Aberdeen schon vor zwei Jahren sagte. Es ist eine fürchterliche Verantwortung, und doch liegt die Hilfe so nahe, denn der König darf nur selbständig an der Spitze jener Reformen und jener Bestrebungen des deutschen Volkes nach gewissen freien

und nationalen Institutionen voranschreiten und ebenso und gleichzeitig die Bildung eines lebenskräftigen Bundes herbeiführen.

Alles Übrige wird sich von selbst finden, denn die große Majorität der deutschen Nation wird dem Könige entgegenkommen. Ich setze hier allerdings voraus, daß der König von Preußen entschlossen ist, konstitutionell zu regieren, wie es sein hochseliger Vater und er selbst vorbereitet haben und wie es die Einberufung der Reichsstände bekrundet hat.

Ist auf dieser Bahn einmal der erste Schritt getan, dann hilft das Zaudern gar nichts mehr, als etwa, daß man hinter den Ereignissen herläuft, statt ihnen vorzustehen, und daß andere machen, was man selbst hätte machen können.

Wäre es doch möglich, diese Ansichten auf irgend eine Art vor das Ohr des Königs zu bringen!

Dein

treuer Vetter und Schwager
Karl.

b) Fürst Leiningens Denkschrift.

Deutschland ist durch zwei mächtige Elemente in Bewegung gesetzt. Sie sind das Streben nach konstitutionellen Regierungsformen — als die bürgerliche und religiöse Freiheit repräsentierend — und nach deutscher Nationalität und Einheit.

Die Geschichte der letzten dreißig Jahre, sowie die täglichen Ereignisse setzen die Tatsache außer allen Zweifel. Beide große und bewegende Kräfte treten den dynastischen Interessen der Fürsten, mit dem strengen Souveränitätsprinzip identifiziert — feindlich entgegen. Wenn das Regierungssystem in monarchischen Staaten nicht in Republik und Anarchie ausarten soll, so ist nicht nur ein bestimmtes Prerogativ der Krone notwendig, sondern es muß auch dem Regenten die Möglichkeit gegeben sein, dieses Prerogativ voll-

ständig ausüben zu können. Nicht nur, daß die sämtlichen deutschen Staaten, mit Ausnahme Preußens und vielleicht Bayerns, dem Begriffe — den man sich heutzutage von einem Staate macht — nicht mehr entsprechen, sondern die wirkliche und vollständige Ausübung dieses Prärogativs der Krone wird — bei völliger Erhaltung des parlamentarischen Regierungssystems in denselben — so gut wie unmöglich. Wie sollen zum Beispiel in einem solchen kleinen Staate, nach mehrmaliger Auflösung von Ständeversammlungen, oder nach politischer Abnutzung einer gegebenen Zahl tüchtiger Männer, andere gefunden werden, die nur einigermaßen dem Zweck entsprechen? Wo soll der Regent nach Abdankung mehrerer Ministerien neue Minister finden? Selbst die Pensionslast mehrerer abgetretener Minister würde der Ausübung eines Prärogativs unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, ohne welches überhaupt alles Regieren des Regenten in konstitutionellen Staaten ein Ende nimmt.

Gefahrdrohend hat man den Kampf mit jenen Regierungssystemen selbst und mit all jenen geistigen Bestrebungen und freien Institutionen, welche damit zusammenhängen, begonnen.

Wie kläglich und unglücklich dieser Kampf ausgefallen, zeigt die Gegenwart. Bald rascher, bald langsamer, aber unaufhaltsam vorwärts, rückt diese gefürchtete Gestaltung der Dinge! In dem Maße, als das Prärogativ der Krone schwächer wird, steigt die Macht der Kammern und wird schließlich von diesen absorbiert. Das Erlöschen der einzelnen Souveränitäten oder anarchische Zustände oder das Einschreiten eines mächtigeren Staates, welcher sich vor jenen konstitutionellen Gefahren nicht zu fürchten braucht, müssen die unausbleiblichen Folgen sein. In gleicher Richtung, aber in erhöhtem Grade, wirkt das Streben nach deutscher Nationalität und Einheit. Es tritt den dynastischen Interessen, soweit sie mit der Souveränität identifiziert sind, geradezu im offenen Kampfe gegenüber. Dies bedarf wohl keiner Erläuterung!

Zeigt nun die Erfahrung, daß der Kampf mit diesen Be-

strebungen unserer Tage ein fruchtloser war, und gibt eben diese Erfahrung für die Zukunft durchaus keine Gewähr für besseren Erfolg, so liegt die Frage nahe:

„Ob es nicht einer gesunden und allein rettenden Politik entspreche, statt mit den feindlichen Elementen den ungleichen und unglücklichen Kampf fortzukämpfen, sich mit denselben zu befreunden?“

Unter einer Befreundung mit jenen feindlichen Elementen wird aber zunächst verstanden, daß die Regenten, jenen unglücklichen und ungleichen Kampf aufgebend, selbst die völlige Entwicklung des parlamentarischen Regierungssystems und der damit verbundenen freien Institutionen begünstigen und leiten; ferner, daß dieselben das Befreien der deutschen Nation nach Vereinigung zu ihrem eigenen machen.

Hierdurch allein wird indes die drohende Gefahr noch nicht beseitigt. Dies könnte nur geschehen, wenn die deutschen souveränen Fürsten, einzelner Teile dieser Souveränität sich freiwillig begebend, dem bestehenden Bunde eine weitere Ausdehnung gäben oder in einem neuen sich vereinigten. Wenn es den einzelnen kleineren Fürsten nicht möglich wird, sich dem völlig entwickelten Repräsentativsystem gegenüber zu behaupten, so wird ihnen dies vereinigt und durch ein Organ, das diese Vereinigung repräsentiert, leicht und mit Erfolg möglich werden. Dasselbe gilt von den nationalen Bestrebungen, — nur daß hier ein kräftiger Bund noch wichtiger erscheint. Ein solcher an der Spitze der nationalen Bewegung würde die bedrohlichste Gefahr für den Fortbestand der meisten souveränen Fürsten in ein Schutzmittel für dieselben umwandeln.

Die Idee ist jetzt vielfach verbreitet, daß die vielen Regenten in Deutschland das Hindernis für die Entwicklung freier und nationaler Institutionen seien — daß sie es seien, welche Deutschland verhindern, unter allen Nationen jenen ersten Rang einzunehmen, den es einst besaß und der ihm gebührt. — Sobald dieser, teils begründete, viel-

fäktig aber auch fälschlich verbreitete Glaube beseitigt ist, wird das Segensreiche, welches darin liegt, daß Deutschland durch viele Fürsten regiert wird, deren Bestrebungen — mit weniger Ausnahme — doch nur auf das Wohl ihrer Untertanen gerichtet sind, dann die den Deutschen inwohnende Anhänglichkeit an ihre Fürsten, welche zwar erlöschend, aber noch nicht erloschen ist, in voller Kraft hervortreten und sich als ein mächtiges konservatives Element betätigen.

Die großen Schwierigkeiten für die Belebung des Bundes, durch Aufgebung mancher Souveränitätsrechte, sind nicht zu verkennen, doch sind sie nicht unüberwindbar, zumal wenn man in Erwägung zieht, daß die eigentliche Souveränität einzelner deutschen Fürsten nicht deutschen Ursprungs ist und daß diese Souveränität selbst sehr illusorisch ist, da die meisten Regenten entweder von ihrer Bureaukratie, oder von ihren Ständen, oder von beiden zugleich bereits gefesselt sind.

Daß deutsche Fürsten für ihre dynastischen Interessen fremden Schutz suchen können, ist hier gar nicht in Betracht gezogen. — Es wäre Verrat am Vaterlande, der sicher sich rächen und blutig rächen würde.

München, den 22. September 1847.

Fürst Leiningen.

3. Prinz Alberts Denkschrift.

Arbberkie, den 11. September 1847.

Es bedarf wohl keiner weiteren Erörterung des Faktums, daß Deutschland seinen gegenwärtigen Zustand als den der Entwicklung und des Übergangs zu einem künftigen betrachtet, von dessen wirklicher Beschaffenheit vielleicht nur wenige sich ein klares Bild machen. Niemand, der den Bewegungen der deutschen Presse, sowie den übrigen Bewegungen des deutschen Volks- und Staatenlebens

in den letzten 30 Jahren gefolgt ist, wird dies einen Augenblick leugnen und wird zugleich nicht in Abrede stellen, daß die öffentliche Meinung Deutschlands hauptsächlich nach zwei Dingen strebt:

1. Ausbildung volkstümlicher Regierungsformen;
2. Herstellung eines einigen Deutschlands.

Von den deutschen Staatsmännern und Politikern werden einige nur die eine, andere nur die andere dieser beiden Richtungen teilen und gut heißen, viele auch werden beide verdammen, aber alle werden das factum als bestehend anerkennen und die meisten (ob sie dafür oder dagegen sind) in jenen Richtungen des Volksgeistes eine Macht erkennen, die früher oder später, je nach der Günstigkeit der Umstände, sich geltend machen wird. —

Die Entwicklung der Regierungsformen zu solchen, welche dem Volke mehr Anteil an der Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten gewähren, oder kurz zu konstitutionellen, will ich hier nicht weiter betrachten, sondern nur meine Überzeugung aussprechen, daß sie mit schnellen Schritten vorwärts eilt und in kurzer Zeit als erlangt zu betrachten sein wird, daß aber zugleich mit dem Eintreten politischer Volksthätigkeit auch das Streben nach Einheit Deutschlands nicht nur vermehrt werden wird, sondern auch zur Erreichung desselben die Mittel gegeben sein werden. —

Im Angesichte dieser unverkennbaren Richtung des deutschen Volksgeistes geziemt es den deutschen Fürsten und deutschen Regierungen, zu überlegen, wie dieselbe, ohne weder dem Ganzen noch den einzelnen Individuellen der verschiedenen Bundesstaaten zu schaden, ja dem Ganzen wie den Einzelnen zum Nutzen geleitet werden, und so dieser mächtige Strom segensreich zu seiner Mündung geführt werden kann.

Die Einheit Deutschlands ist als notwendig den Deutschen erst nach den großen Unglücken von 1805 und 1806 ins Bewußtsein getreten, hat sie später in der Wirklichkeit nach langer Erniedrigung eine Epoche nationaler Glorie erleben lassen und wird

auch jetzt von allen Bundesstaaten und Regierungen in betreff der Verteidigung gegen Angriffe von außen als notwendig erkannt. Was hingegen die politische, kommerzielle, geistige, überhaupt innere Einheit Deutschlands betrifft, so herrschen über deren Notwendigkeit die größten Widersprüche, sowie über die Art ihrer Herstellung die größten Meinungsverschiedenheiten und Unklarheit der Begriffe — und doch wird die Stärke jener als notwendig erkannten Einheit nach außen immer nur der Abglanz der Stärke dieser bestrittenen inneren Einheit sein. —

Die Frage ist nun:

„Wie ist zu helfen? und auf welchem Wege ist diese Einheit glücklich und für immer heilbringend zu erreichen?“

Als allgemeiner Grundsatz bei Lösung aller politischen Fragen ist anzunehmen, daß die organische Entwicklung des Bestehenden eine bessere Aussicht auf Erlangung eines zukünftigen, wirklich heilsamen Zustandes gewährt als das Konstruieren einer Zukunft aus einer frei geschaffenen (und darum willkürlichen) Theorie, sei diese dem absoluten Ideale der Vollkommenheit auch noch so nahekommend.

Der Bestand der Dinge zeigt uns nun in Deutschland eine Anzahl verschiedener in sich vollkommener Staaten mit ihren Souveränen, Regierungen, Kammern und Europäischen Relationen, und als einzigen Vereinigungspunkt derselben den Deutschen Bund, wie derselbe nach der Auflösung des Kaisertums und des partiellen Rheinbundes als Repräsentant deutscher Nationalität und Einheit gegründet wurde. Seine ursprüngliche Bestimmung war persönliche Selbständigkeit und Lebendigkeit verbunden mit Fortbildung deutscher Zustände. Gegenwärtig ist er tot, mehr ein Symbol, als eine Wirklichkeit, von den einzelnen Staaten als Autorität verleugnet, von dem deutschen Volke wegen seiner Untätigkeit und Schwäche verlacht.

Forscht man nach den Gründen des Verfalles dieses einzigen deutschen Gesamtinstituts, so zeigen sich hauptsächlich zwei:

1. die Eifersucht der verschiedenen Regierungen gegeneinander und der Wahn der verschiedenen Souveräne, daß ein den Beschlüssen eines tätigen Bundes sich Unterordnen ihrer Souveränität Eintrag tun könnte.
2. Oesterreich, ein mehr aus außerdeutschen als aus deutschen Elementen zusammengesetzter Staat, dessen Politik von außerdeutschen Interessen und Rücksichten geleitet wird und dessen Regierungssystem so gänzlich auf Stillstand gebaut ist, daß er, ohne seine eigene Basis zu zertrümmern, zu einem Fortschritte irgend einer Art die Hand nicht bieten kann, dieser Staat, noch regiert von dem alten, deutschen Kaiserhause, der größte im Bunde und wegen seiner scheinbar konservativen Richtung von den kleineren deutschen Staaten als ihre Schutzmacht angesehen.

Oesterreich hindert und erstickt jede lebendige Regung des Bundes, und im Unmüde hierüber ist Deutschland versucht, den Bund selbst für das Haupthindernis deutscher Einheit zu halten.

Bei genauer Prüfung indessen stellt es sich heraus, daß im Bunde doch noch das einzige Mittel zur Erlangung dieser Einheit auf friedlichem und legalem Wege, mit Vermeidung der entsetzlichsten Konvulsionen, liegt. Man nehme dieses nur entschieden als allgemeinen Grundsatz an, so wird die Ausführung und namentlich die Beseitigung der obenerwähnten beiden Haupthindernisse sich gar nicht so schwer erweisen.

Die Beeinträchtigung der Souveränität, welche die Regenten bisher vom Bunde befürchteten, ist durch die Entwicklungen der konstitutionellen Verfassungen zum großen Teile bereits eingetreten, und die Fürsten sollten nun im Bunde eher einen Schutz für ihre Souveränität, als eine weitere Gefahr erblicken. Zugleich würden sie durch unbedingtes Anerkennen einer Bundesoberhoheit den Wünschen der Volksrepräsentationen begegnen, indem diese, vom Nationalgefühl getrieben, eine Unterordnung der Einzelinteressen unter die

allgemein deutschen, die der Bund vertritt oder vertreten sollte, fordern. Ferner haben die Souveräne in Ermangelung eines deutschen Vereins sich in einem der wichtigsten Punkte schon ihrer Souveränität begeben, indem sie sich unter die Vormundschaft Preußens zu stellen gezwungen sahen, als sie nämlich in den Zollverein traten. Es sollte aus allen diesen Gründen nicht schwer halten, den deutschen Souveränen darzutun, daß in jeder Weise, anstatt durch Kräftigung des Bundes an Gewicht und Kraft zu verlieren, sie dadurch erst vielmehr die Stellung gewinnen können, die sie sich wünschen.

Sind die deutschen Staaten hierüber einig, so bleibt nur noch Österreich als Hindernis einer Bundesentwicklung übrig, das an derselben nicht teilnehmen will und nicht teilnehmen kann. Dennoch wäre das Ausscheiden Österreichs aus dem Bunde eine Auflösung des Bundes selbst und würde die Stärke Deutschlands nach außen bedeutend schwächen.

Es handelt sich deshalb darum, das Auskunftsmittel zu finden, eine deutsche Entwicklung am Bunde mit der Erhaltung Österreichs in demselben und der Bewahrung deutscher Interessen vor dem hemmenden, erstickenden Einflusse Österreichs zu vereinbaren.

Der nächste Weg hierzu würde zuerst darin liegen, daß die Regierungen den bedeutendsten Männern, die jede in ihrem Staate besitzt, ihre Repräsentation am Bundestage in Frankfurt übertrügen, um eine Quintessenz der Intelligenz und der Kenntnis der einzelnen Staatsangelegenheiten an einem Orte zu konzentrieren. Daß die Regierungen ferner die meisten der Verhandlungen, die sie jetzt untereinander pflegen, indem sie Gesandte aneinander schicken, ihren Repräsentanten in Frankfurt auftrügen. — Es ist klar, daß diese Männer größere Einheit in die Geschäfte bringen würden, und da sie sich dort vorzugsweise auf dem deutschen Standpunkte und zugleich in Gegenwart der Repräsentanten der übrigen Bundesstaaten befinden, so würden sie sowohl die allgemeine deutsche als

auch die partielle Beziehung der einzelnen Angelegenheiten nicht leicht aus dem Auge verlieren.

Alle Kongresse, wie die über Eisenbahn-, Schiffahrts-, Zoll- und Münzwesen, Wechselrecht, Kriminalgesetzgebung, öffentlichen Unterricht zc., die jetzt von einzelnen Staaten bald an diesem, bald an jenem Orte berufen oder beantragt werden, seien ein für alle Male in Frankfurt zu berufen und unter Leitung der dortigen Gesandten, denen Kommissäre beigegeben werden können, abzuhalten. — Vereinfachung und wohlfeilere Führung der Geschäfte werden als unmittelbare Vorzüge einer solchen zentralisirten Behandlungsweise einem jeden ins Auge springen, aber der Hauptvorteil wird darin bestehen, daß diese Kongresse deutsche sein werden, selbst wenn auch nur eine gewisse Anzahl der deutschen Staaten daran teilnimmt, und daß es den übrigen Staaten vermittelt ihrer an demselben Orte anwesenden Gesandten leicht gemacht wird, einmal von dem Gegenstande der einzelnen Kongresse Kenntniß zu nehmen und dann auch zu jeder Zeit befähigt zu sein, beizutreten und an den Verhandlungen selbst teilzunehmen.

Die Erwähnung dieser Kongresse bringt mich auf den größten und wichtigsten deutschen Partialverein, den Preussischen, deutschen Zollverein.

Mit ihm sollte der Anfang gemacht und das Beispiel gegeben werden. Anstatt der jährlichen Kongresse in Stuttgart, Karlsruhe, Erfurt, Leipzig zc., die bis jetzt unregelmäßig berufen werden, und zu welchen jeder zum Vereine gehörige Staat seine Kommissäre (bald diesen, bald jenen) schickt, errichte man in Frankfurt eine permanente Kommission des Zollvereins, gebildet von den Gesandten der betreffenden Staaten, nach Bedürfnis unterstützt von sachkundigen Kommissären und Männern vom Fach. (Es könnten auch zu solchen Kommissären Deputierte der Kammern der verschiedenen Staaten erlesen werden.) Diese permanente Kommission behandle fortwährend alle deutschen Zoll- und Handels-

fragen, ein Schritt, dessen Wichtigkeit und Nützlichkeit niemandem entgehen wird.

Ist nun alles deutsche Leben in Frankfurt konzentriert und alles Internationale der deutschen Staaten unter sich dort behandelt und bestimmt, so wird manches für Deutschland heilsame Werk dort geschaffen werden, ohne daß Österreich sich dabei beteiligt oder berührt findet. Ist aber irgend eine Übereinkunft dermaßen allgemein geworden, daß alle Bundesstaaten und auch Österreich daran teilnehmen, so werde dieselbe sofort dem Bundestage übertragen und zum Bundesbeschlusse erhoben.

Auf diese Weise ist es den einzelnen Staaten möglich gemacht, im Vereine miteinander in deutscher Entwicklung ungehemmt vorwärts zu schreiten und, sobald ein Schritt in dieser Entwicklung allgemein gebilligt wird, den individuellen Sonder-Charakter desselben gegen einen deutschen Bundesbeschluß zu vertauschen.

Ist einer von diesen Vereinen in den Bund inkorporiert worden (ich will beispielsweise einen Eisenbahnverein annehmen, der mir besonders wichtig und nötig erscheint), so bleibe eine für denselben gebildete Kommission dem Bunde permanent beigegeben, um die Spezialarbeiten zu übernehmen. Ein gutes Vorbild hierzu gibt die jetzt schon dem Bunde beigelegte Militär-Kommission, welche von Sachverständigen gebildet und vom Bunde mit einer bestimmten Autorität bekleidet ist. Die Militär-Kommission wird allgemein gerühmt, und noch hat kein Staat sich beschwert, daß er dadurch beeinträchtigt worden wäre. Ich schlage vor, daß ähnliche Kommissionen für Eisenbahn-, Schifffahrts-, Straßen-, Gewicht-, Maß- und Münzangelegenheiten sowie auch für Paß- und Polizeisachen errichtet würden.

Wende ich mich nun zu dem Bunde selbst, der neben allen diesen Bewegungen am selben Orte stehend, notwendigerweise davon affiziert werden muß, so finde ich, daß in seiner ursprünglichen Begründung eine Bestimmung lag, welche erst später zurückgenommen oder wenigstens unterdrückt worden ist (und sein Erstarren kann

von dem Augenblicke an datiert werden): ich meine die Bestimmung, daß alle Verhandlungen am Bunde veröffentlicht werden sollen. Von dem Augenblicke an, in welchem diese Bestimmung wiederhergestellt wird — was, ich glaube, Österreich nicht verhindern kann — ist auch der Bund wieder lebensfähig. Denn ob gewisse Entschlüsse wirklich gefaßt werden oder nicht, so muß doch schon die öffentliche Beratung über jede wichtige deutsche Frage einen ungeheuren Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland ausüben, sowie diese dagegen auch ihren Einfluß auf jene Beratungen geltend machen und selbst zuletzt Österreich zwingen wird, an deutscher Entwicklung — zu seinem eigenen Heile — teilzunehmen.

Durch diese Vorschläge habe ich demnach folgendes erreicht:

1. Die deutschen Staaten am Bundestage würdig vertreten.
2. Alle Verhandlungen derselben untereinander an die Lokalität und das Personal des Bundestags geknüpft.
3. Alle deutschen Bewegungen an dieselbe gemeinsame Örtlichkeit gebunden.
4. Die großen kommerziellen Interessen insbesondere dort permanent vertreten.
5. Den Bund in den Stand gesetzt, jede seiner Einheit Gefahr drohende Einzelbewegung in sich selber aufzunehmen und sich so selbst zum Vertreter aller wichtigsten Interessen zu machen (wodurch zugleich der Grund zu einer deutschen Administration gelegt ist).
6. Den Bund durch Öffentlichkeit seiner Beratungen zum Leben zurückgerufen und in ein wechselwirkendes Verhältnis zur deutschen Nation gebracht:

und dies alles ohne irgend ein bestehendes Interesse zu gefährden oder die zeitgemäße, allgemein verlangte Entwicklung zu hemmen.

Nun fragt es sich nur noch: „Wie sind diese Vorschläge ins Leben zu setzen?“

Meine Ansicht ist, daß diese ganze politische Reformation Deutsch-

lands in der Hand Preußens liegt und daß Preußen nur zu wollen hat, um alle jene Resultate zu erlangen. Preußen ist nach Österreich der mächtigste Staat in Deutschland, Preußen ist durch die Maßregel vom 3. Februar an die Spitze der Entwicklung deutscher populärer Institutionen getreten, Preußen steht schon seit Jahren an der Spitze des Zollvereins und auf Preußen sind die politischen Erwartungen ganz Deutschlands geheftet. Sollte Preußen den vorgeschlagenen Reformationsplan wirklich annehmen und furchtlos und konsequent durchführen, so würde es die bestimmende, leitende Macht in Deutschland werden, der Regierungen und Völker folgen müßten, und somit auch als europäische Macht eine der bedeutendsten, da es in der europäischen Waagschale als „Preußen plus Deutschland“ wiegen würde. Will es dagegen die Leitung einer besonnenen und plangemäßen deutschen Entwicklung nicht übernehmen, so werden die vom Drange der Zeit getriebenen deutschen Lebenskräfte sich auf Irrwegen Luft machen und verschiedenartige Konvulsionen hervorbringen, deren letztes Resultat kaum abzusehen ist.

A.

d) Aus dem Briefwechsel nach Einreichung der Denkschriften.*)

Aus einem Briefe König Friedrich Wilhelms IV. an Prinz Albert.

6. November 1847.

. . . Einen zweiten innigen Dank sprech ich Ihnen hier aus, gnädiger Herr, für die Mitteilung Ihrer meisterhaften Denkschrift über die Deutschen Angelegenheiten. Bis auf zwei Dinge ist mir

*) Eine Reihe weiterer Briefe, die sich teilweise noch mit auf diese Denkschriften beziehen, ist für diesmal zurückgestellt worden, um die denkwürdige Episode rein als solche heraustreten zu lassen.

dieselbe aus der Seele geschrieben und mir um so merkwürdiger, als ich gerade die Einleitungen getroffen hatte, um den vorgeschlagenen Weg wirklich zu betreten. Die zwei points de dissentiment sind 1) das gewünschte Aufgeben von seiten der deutschen Fürsten von einem Teile ihrer Souveränitäts-Rechte, 2) das angeratene Vorschreiten Preußens auf dem Wege des modernen Konstitutionalismus. Gegen das erstere bin ich, weil es vollkommen unausführbar ist; gegen das letztere, weil ich ein treuer Freund der Freiheit bin; Freiheit und Konstitution (nicht im Englischen — sondern in dem jetzt geläufigen Sinne) aber absolut unvereinbar sich in ihrer Wurzel ursprünglich tödlich sind. Ein Blick aus einem halb geöffneten Auge auf Europa geworfen zeigt eine überreiche Ernte des konstitutionellen Segens! In Frankreich, Spanien, Portugal, der Schweiz ist sein Boden mit Strömen von Blut gedüngt; er selbst aber zeigt sich in Parteien- oder Ministerial-Tyrannie, zehnfach erhöhten Abgaben, Defizit und gräßlichster Korruption; in Griechenland hat er in drei Jahren den werdenden Staat und seine große Zukunft voll Völkerbeglückung im Orient vernichtet, weil er durch ihn entwürdigt ist, in Deutschland hält nur die Existenz des Bundes, Österreichs und Preußens, das wilde Tier grinsend im Käfig. Ihr Schwager von Leiningen geht in allen Dingen viel weiter als Ew. Königliche Hoheit. Vor seinem Wunsche, „daß Österreich faktisch aus dem Bunde gedrängt werde und Preußen seine Stelle einnehme“ möge mich unser Herr Gott im Himmel bewahren! Deutschland ohne Triest, Tyrol und das herrliche Erzherzogtum! wäre schlimmer als ein Gesicht ohne Nase!!! Gott wird Deutschland nicht verlassen. — — —

Nun umarm ich Sie, teuerster Prinz, zum Abschied als Ew. Königlichen Hoheit treueregebener Vetter und Freund

Friedrich Wilhelm.

* * *

Prinz Albert an Bunsen.

Verehrter Herr Geheimer Rat.

Ich schicke Ihnen des Königs Brief zur Ansicht. Den deutschen Plan nennt der König meisterhaft und bekennt sich zu den sämtlichen Ansichten mit Ausnahme zweier Punkte, dies leider die, auf die es ankommt: 1. Unterordnung der Souveränitäten unter den Bund, 2. Konstitutionelle Regierungen! —

Die neuen Bände für die Königliche Bibliothek bitte ich Ew. Exzellenz hierher an Mr. Glover zu adressieren.

Stets Ew. Exzellenz getreuer

Albert.

W. C. 15. November 1847.

* * *

Bunsen an Prinz Albert.

16. November 1847 morgens.

Ew. Königlichen Hoheit sage ich meinen untertänigsten Dank für die Gnade, die Sie mir erwiesen, indem Sie mir die Ansicht des Königlichen Schreibens^{*)} erlaubten, welches hierbei zurückfolgt.

Die beiden Ausnahmen sind schlimm, dem Wortlaut nach: allein wenn der König wirklich den Weg gehen will, den Ew. Königliche Hoheit Ihn auffordern zu gehen; so wird er sich chemin faisant manches doch, trotz der Theorien, praktisch finden. Hat sich doch bereits manches gefunden! — — —

Gott sei Dank, daß die guten Inspirationen bei Lord Palmerston obgesiegt! Lord Westmoreland hat den Entwurf gelesen, und hiernach entspricht der Vorschlag nicht allein meinen Erwartungen, sondern übertrifft sie.

*) Des oben mitgetheilten Briefes vom 6. November 1847.

Als Vermittlungspunkt, wenn die zwei Schweizer Abgeordneten hier sind (ein trefflicher Gedanke!), kann dann die Frage bleiben: ob die Jesuiten die ganze Schweiz verlassen sollen, oder nur Luzern. Jenes muß gefordert werden, da Guizot selbst es tut. Die Berner haben nur Geld für drei Wochen Krieg.*)

Bunsen.

*) Bei der erstmaligen Veröffentlichung dieser Aktenstücke war eine Auseinandersetzung mit der Darstellung Treitschkes (Deutsche Geschichte, V, S. 691/4) und Rantes (Briefe Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen, S. 132/4) an die Spitze gestellt. Die dort behandelten Fragen kommen hier im Zusammenhang mit der Gesamtlage in der Schlußbetrachtung am Ende des ganzen Abschnitts zur Sprache.

IV. Der Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England im Jahre 1848.

Schon der englische Aufenthalt im Jahre 1844 ist ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte der Vorbereitung des großen Kaisers für seinen nachmaligen gewaltigen Beruf. Bedeutsamer aber noch ist sein längerer Verbleib in England im Jahre 1848 geworden.*) Die schmerzlichsten Tage im Leben des Prinzen waren unmittelbar vorhergegangen. Die volle Wut der Revolutionspartei hatte, nachdem der König sich derselben gefügt, sich gegen den Prinzen gewandt. Unter großen Gefahren hatte er aus dem Vaterlande fliehen müssen. Nun fand er in England nicht nur bei der nahe verwandten und eng befreundeten Königsfamilie gastliche Aufnahme, sondern war zugleich Zeuge davon, wie in der gleichen Zeit, wo auf dem Kontinent fast alle Throne ins Wanken geraten waren, das englische Königtum, festgewurzelt im Volksleben, unberührt von den Revolutionsstürmen dastand.

Es sind neuerdings zahlreiche Quellen erschlossen über die verhängnisvollen Stunden in der Nacht vom 18. auf den 19. März. Das Ergebnis derselben ist, daß der eine die Verantwortlichkeit dem anderen zuschob, während an der unverantwortlichen Stelle keinerlei Entschluß zustande kam. Daß unter diesen Umständen der energische

*) In die Zwischenzeit zwischen beide Reisen fällt der Aufenthalt der Prinzessin von Preußen in England vom 28. August bis 1. Oktober 1846, der für das immer engere Verhältnis der beiden fürstlichen Familien ebenfalls hohe Bedeutung gewonnen hat. Vgl. im Leben Bunsens II S. 345.

Mann in der nächsten Nähe des Throns als das schwerste Hemmnis der Revolution aus dem Wege geräumt werden mußte, ist unschwer zu begreifen.

Die furchtbaren Tage und Stunden im Leben des Prinzen, sein Abschied von den Seinigen sowie die verschiedenen Stadien seiner Reise sind heute ebenfalls für die geschichtliche Forschung genugsam erhellt. Um so spärlicher fließen die Quellen aus dem Asyl in England. Bisher ist man in dieser Beziehung fast ausschließlich auf die im Leben Bunsens¹⁾ veröffentlichten Daten angewiesen. Die ehrwürdige Verfasserin berichtet hier zunächst aus ihrer eigenen Erinnerung, wie der Prinz am Morgen des 27. März um 8 Uhr völlig unangemeldet angekommen sei, wie aber sofort einige Zimmer im Gesandtschaftspalais für ihn freigemacht worden seien. Nachdrücklich hebt Frau v. Bunsen „die männliche Heiterkeit, die huldvolle Güte, die beständige Rücksicht auf die Bequemlichkeit anderer“ hervor, „welche von Anfang bis zu Ende das Verhalten des Prinzen kennzeichneten“. Es folgen dann Auszüge aus einer größeren Zahl von Briefen, worin sowohl der Einladungen für den Prinzen im Hause, wie der Gesellschaften, die er auswärts mitmachte, gedacht ist. Mitten darunter aber finden sich immer wieder Bemerkungen, die zumal im Hinblick auf die schwere Sorgenzeit, welche der Prinz damals durchlebte, für seine Charakterentwicklung von Interesse sind. „Mit Würde und männlicher Empfindung nimmt er die täglich neuen Schicksalsschläge aus den Zeitungen auf.“ „Der Prinz erinnert mich sehr an seinen Vater durch den Ausdruck der Wahrheit und Herzlichkeit in seinen Zügen.“ Unter den Ereignissen, welche auf die Umgebung des Prinzen besonderen Eindruck machten, wird die ungestörte Ruhe bei der großen Chartistendemonstration vom 10. April erwähnt. Einladungen nahm der Prinz zuerst von dem Herzog von Cambridge, dann von dem Herzog von Wellington an.

*) Vgl. Band II S. 411—421.

Vom 18. bis 20. April war er in Bunsens Begleitung in Osborne. Von einer größeren Tischgesellschaft in der Gesandtschaft wird noch speziell berichtet, wie der Prinz während des Dinners die Hausfrau wiederholt über einzelne Personen, ihre Abstammung und ihre Verwandtschaft „katechisierte“.

Daß der Prinz sogar in dieser Zeit der Verbannung nie aufhörte, für die vaterländischen Interessen zu sorgen, beweist ein Brief Bunsens an Stockmar vom 15. Mai, worin es heißt: „Der Prinz tut das Mögliche der deutschen Sache zu helfen, aber niemand hat Glauben.“

Über den Abschied des Prinzen berichtet ein Brief vom 31. Mai, daß am 27., abends spät, die vom Kurier überbrachte Post den Prinzen zu dem Entschluß gebracht habe, sofort abzureisen. „Ich blieb deshalb, um mich zu verabschieden (am 28. früh am Morgen). Der Prinz sprach in höchst gütiger, ja rührender Weise, dankte für empfangene ‚Freundlichkeit‘ und sagte, in keinem anderen Orte oder Lande hätte er den Zeitraum von Kummer und Sorge, den er durchgemacht, so gut verbringen können als hier, wo Land und Volk so viel Interessantes geboten, um seinen Geist abzuziehen und zu beschäftigen.“

Weitere Daten über die in England verbrachten zwei Monate ließen sich wohl am ehesten in dem Nachlaß seines ihm auf dem Fuße nachgefolgten und während der ganzen Zeit in seiner unmittelbaren Begleitung verbliebenen Adjutanten, des nachmaligen Generals der Infanterie v. Boyen, erwarten. Aber gerade für jene Zeit läßt uns diese sonst gerade für die persönliche Geschichte des späteren Kaisers so wichtige Quelle im Stich. Bereits aus den kritischen Momenten des Jahres 1850, welche unsere nächste Veröffentlichung genauer zu beleuchten imstande sein wird, bieten die Mitteilungen Boyens wichtige Ergänzungen zu den bisher bekannten Daten. Aber im Jahre 1848 ist dies noch nicht der Fall. Der Briefwechsel Boyens mit seinem Vater, dem von Friedrich Wilhelm IV.

aufs neue zum Kriegsminister ernannten Feldmarschall, hatte mit dem kurz vor dem Ausbruch der Revolution erfolgten Tode des letzteren sein Ende erreicht. Die Briefe an seine, ebenfalls mit der königlichen Familie aufs engste verbundene Gemahlin (geborene Prinzessin Biron von Curland) beginnen erst mit dem Jahre 1850. Briefe des Prinzen von Preußen selber sind natürlich aus einer Zeit beständigen Zusammenseins nicht vorhanden. Aber auch ein Tagebuch hat sich aus dieser aufgeregten Zeit nicht gefunden.

Anderere briefliche Quellen über den diesmaligen Aufenthalt des Prinzen in England sind bisher ebensowenig erschlossen. Einen vollen Einblick in die außerordentliche Bedeutung, welche gerade diese kritischen Monate für die Gesamtentwicklung des ersten deutschen Kaisers gewonnen haben, kann natürlich nur derjenige gewinnen, welchem der damals besonders rege Briefwechsel der fürstlichen Familien selber erschlossen ist. Es gilt dies obenan von dem gerade damals begonnenen vertrauten Verkehr des Prinzen von Preußen mit der englischen Königsfamilie. Daß die Zeit zur geschichtlichen Verwertung dieses Briefwechsels vorerst noch nicht gekommen ist, liegt auf der Hand. An dieser Stelle darf jedoch wenigstens eine bezeichnende Äußerung aus dem ersten Briefe Platz finden, welchen der Prinz von Preußen noch auf der Rückreise — aus Brüssel, am 30. Mai 1848 — an Königin Viktoria gerichtet hat. Nach „überaus herzlichem Danke“ für die unter so ernsten Verhältnissen erwiesene Gastfreundschaft heißt es dort weiter:

„Mit schwerem Herzen habe ich daher England verlassen, nicht wissend, welcher Zukunft ich entgegengehe! und nur das wissend, daß ich der Stärkung, Ruhe und Besonnenheit bedürfen werde, welche der Aufenthalt in England und die Anschauung seiner Institutionen mir in vollem Maß gewährten.“

Sodann aber können hier noch einige andere Briefe zusammengestellt werden, welche auf die eigene Stimmung des schwergeprüften

Fürsten in dieser Zeit ein helleres Licht werfen. Der erste Platz gebührt darunter dem ebenfalls auf der Rückreise noch unterwegs geschriebenen Briefe des Prinzen an Bunsen über die in der ersten Prüfungszeit von ihm gewonnenen Eindrücke. Es schließen sich aus dem gleichzeitigen fürstlichen Briefwechsel, obenan aus demjenigen zwischen Prinz Albert und Bunsen, die auf den Aufenthalt des Prinzen bezüglichen Stellen an. Den Schluß bilden die seit der Rückkehr des Prinzen nach Deutschland an Bunsen gerichteten Briefe bis zu dem dritten Aufenthalt in England (Juli 1850).*)

a) Brief des Prinzen von Preußen an Bunsen auf dem Rückwege.

Brüssel, 30. Mai 1848.

Hierbei, bester Bunsen, die zwei versprochenen Briefe für die zwei Königinnen. Dank, herzlichen Dank für die unvergeßliche Zeit, die ich in Ihrem Hause zubrachte und für die Unterstützung, den Rat, den Trost, die Stärkung, die ich bei Ihnen so oft fand. So schwer die Zeit war, so ist doch gewiß kein Land in der Welt imstande, in solchen Augenblicken Ruhe und Stärkung zu gewähren, als England! — das habe ich in vollem Maße empfunden! Mögen die dort gefundenen Güter mir in der bewegten Zeit, der ich entgegen gehe, zinstragend sein; dann war dieser unfreiwillig gemachte Aufenthalt keine verlorene Zeit. Ihre Unterstützung mit Rat und Tat wird Früchte tragen.

Tausend Grüße allen Ihrigen, denen ich zeitlebens verpflichtet

*) Im Juli 1850 war der Prinz wieder 14 Tage in England. Auf diesen letzteren Aufenthalt bezieht sich sein Brief an Bunsen vom 17. Juli 1850. Derselbe steht zugleich mitten inne zwischen der Denkschrift des Prinzen vom 19. Mai 1850 und den (durch die Noonschen und Gerlachschen Denkwürdigkeiten sowie die gleichzeitigen Briefe des Prinzen an Radowiz bekannt gewordenen) Tatsachen mit Bezug auf die Haltung des Prinzen im Staatsrat vom 2. November 1850.

bin;*) mögen sie mir ein liebevolles Andenken bewahren. Die herzlichsten Grüße an Löwenstein.

Ihr treu ergebener

Prinz von Preußen.

*) Mit welcher unerschütterlichen Treue der Prinz diese Worte bewährt hat, bezeugt das von ihm auf die Nachricht vom Tode Bunsens (gerade einen Monat vor dem Tode König Friedrich Wilhelms IV. und der eigenen Thronbesteigung) an dessen Witwe gerichtete Schreiben vom 3. Dezember 1860:

Berlin, 3. Dezember 1860.

Nur wenige Menschen sind berufen und verpflichtet, eine so innige Teilnahme an dem Verlust zu äußern, der Sie und die Ihrigen getroffen hat, als ich! Denn das jahrelange innige Vertrauen, welches mich mit Ihrem verstorbenen Gatten in Verbindung gesetzt hatte, und das von beiden Seiten mit gleicher Innigkeit und Ausdauer gehalten ward, ist ein Gewinn für mein Leben gewesen und dieser geht über sein Grab hinaus.

Die Menschheit verliert in Bunsen eines seiner edelsten Herzen, der tiefstführendsten Charaktere. Der König, mit ihm ich und das Vaterland einen glühenden Patrioten. Die Wissenschaft einen der festesten Geister, die geschaffen wurden. Wer also trauert nicht um ihn?!

Vor allem aber sind Sie es und die Ihrigen, die diesen seltenen Mann nie genug betrauern können, obgleich seine Auflösung nach so viel Leiden eine Erlösung war! Dennoch bleibt Ihr Schmerz nur zu gerecht, — eben darum wird auch der ihn lindern, von dem so Schweres über uns verhängt wird, weil Er es sendet! Möge das Ihr Fall sein!

Mit dem aufrichtigsten Dank für Ihren Brief vom 28. v. M. und mit dem Versprechen, die mir verheißenen Papiere gewissenhaft zu besorgen, verbleibe ich

Ihr und der Ihrigen Allen
treu ergebener

Wilhelm

Regent von Preußen.

b) Auszüge aus dem fürstlichen Briefwechsel während des Aufenthalts des Prinzen in England.

Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

25. März 1848, Nachschrift 27. März.

Gottlob, der Prinz von Preußen ist sicher unter dem Dache der Gesandtschaft. Er ist noch erschüttert, aber klar über seine und der Monarchie Stellung.

* * *

Bunsen an Prinz Albert 27. März 1848. *)

Graf Kielmannsegge teilt mir die Ängste seines Königs mit über die Proklamation Friedrich Wilhelms IV., und ich habe ihm gerne zugesagt, den Prinzen von Preußen zu bitten, dem Oheim (der große Stücke auf ihn hält) einige beruhigende Worte zu senden.

Hinsichtlich des edlen Prinzen selbst erwarte ich stündlich die Mitteilungen von Berlin. Er kann weder direkt noch über Frankfurt, München und Wien zurückkehren, ehe die Stimmung in Berlin selbst gegen die Garden (mit welchen er im Geiste identifiziert wird) sich umgewendet, hoffentlich ist der große Trauertag ein Versöhnungstag geblieben.

* * *

Prinz Albert an König Leopold von Belgien.

28. März 1848.

Gestern empfang ich **) den armen Prinzen von Preußen, der

*) Die bereits im Jahre 1847 äußerst eifrige Korrespondenz beider, aus welcher später weitere Mitteilungen gemacht werden sollen, hat seit dem 23. März 1848 — dem ersten vertraulichen Bericht über die Ereignisse des 18. und 19. März — einen besonders lebhaften Aufschwung genommen.

**) Die Vorbereitung des feierlichen offiziellen Empfangs ist in einem Privatbriefe Lord Palmerstons an Bunsen dahin geschildert:

außerordentlich angegriffen ist über alles, was in Berlin vorging. Er fiel als Opfer der Wut gegen die Truppen. Leute wie er kann Deutschland jetzt nicht entbehren.

* * *

Prinz Albert an Fürst Seiningen.

30. März 1848.

Der arme Prinz von Preußen ist von einer Partei, welche die besten Fürsten gerne aus dem Wege räumte, schändlich verleumdet worden. Er ist hier. Man kann sich keine besseren Ansichten und Vorsätze wünschen als die, so den Herrn in diesem Augenblicke befeelen: wahrhaft patriotische. Solch einen Ehrenmann, und noch dazu den Erben Preußens, können wir in Deutschland nicht entbehren. Tue Deinerseits alles, um die Betörten über ihn aufzuklären. Er war nicht für Änderung, ist aber treu und wird beim Neuen stehen und fallen, wie er das beim Alten zu tun bereit war.

* * *

König Friedrich Wilhelm IV. an Prinz Albert.*)

3. April 1848.

Teuerster lieber Prinz!

Ihr Königlich Hoheit Brief nach der Ankunft meines armen,

C. G. 27. March 1848.

My dear Bunsen,

The Prince Albert will receive the Prince of Prussia at the Palace to-day at four o'clock in uniform, and He wishes you to accompany the Prince. One of the Queen's Carriages will be sent for His Royal Highness, with an Officer of the Queen's Household. I shall be in attendance to have the Honor of presenting the Prince of Prussia.

Yours sincerely

To Chev. Bunsen.

Palmerston.

*) Der Brief des Prinzen Albert, auf welchen sich die Antwort des Königs bezieht, dürfte besonders wichtige Daten über die ersten Tage des Aufenthalts des Prinzen von Preußen in England enthalten.

edlen Bruders Wilhelm war mir wie der Spiegel meiner eigenen Empfindung . . .

* * *

Bunsen an Prinz Albert.*)

3. Mai 1848.

Ich habe dem Prinzen Ihre ermutigende Ansicht für ihn wegen der Vertretung Preußens im Triumvirate mitgeteilt, die uns alle sehr glücklich macht. Er dankt Euer Königlichen Hoheit herzlich dafür. Ein Gleiches bitte ich tun zu dürfen dafür, daß Euer Königliche Hoheit mit so sichtbarem und fühlbarem Erfolge die deutsche Sache hinsichtlich Schlesiens vertreten haben.

N.S. Länger als den 13. (Sonntag, wo er bei Peel angenommen) oder 15. wird der Prinz von Preußen gewiß nicht bleiben. Ich erwarte die Antwort aus Berlin am 12. oder 13. Eine Demonstration der pommerischen Stände findet am 10. statt.

* * *

Bunsen an Prinz Albert.

Mai 1848.

Kein Kurier ist angekommen. Aber das Ministerium ist für des Prinzen Rückkehr vor dem 20. Die Prinzessin scheint schwankend, zweifelhaft. Der Prinz war gestern Abend sehr bewegt beim Gedanken des Abschiedes von diesen fünfzig Tagen der Ruhe, welche Ihrer Majestät und Euer Königlichen Hoheit Güte und Freundschaft ihm aus einem Exil geschaffen. Erlauben Sie, gnädigster Herr, dem treuen Diener des Königshauses eine Wiederholung des ehrerbietigsten Dankes und persönlich meiner unverbrüchlichen Ergebenheit!

*) Die in diesem Briefe weiter enthaltenen Gedanken über die zukünftige Reichsverfassung berühren sich eng mit dem Briefe Dahlmanns an den Prinzen Albert vom 28. April 1848.

c) Briefe des Prinzen von Preußen an Bunsen seit seiner Rückkehr nach Deutschland.

Die nachstehend mitgetheilten Briefe haben jeder für sich ein gewisses Interesse. Aber sie reichen natürlich nicht aus, ein zusammenhängendes Bild von der Stellung des Prinzen in diesen Jahren zu gewähren. Man muß sich vielmehr auf der einen Seite stets die weltgeschichtlichen Tatsachen vor Augen halten: in der gleichzeitigen kriegerischen Niederwerfung der Revolution durch den Prinzen. Auf der anderen Seite ist sein Verkehr mit Bunsen in dieser Zeit viel weniger ein brieflicher als ein persönlicher gewesen. Der zweimalige Aufenthalt Bunsens in Deutschland bot Anlaß zu direktem Gedankenaustausch. Daran schloß sich der indirekte Verkehr, der durch mehrfache Audienzen des nunmehr verstorbenen Herrn D. Georg v. Bunsen in Koblenz vermittelt war.

Aus dem Jahre 1848 liegen zunächst die beiden folgenden Briefe vor:

Babelsberg, 1. Oktober 1848.

Nicht wissend, ob die aimable Lady Dufferin in London ist, erlaube ich mir, Ihnen die Einlage zuzusenden, um sie nebst Paket derselben zukommen lassen zu wollen.

Uns geht es hier immer beim Alten. Pöbel und die Seinigen sollten dem quiemenden Zustand ein Ende machen. 35 000 Mann standen bereit, um seinen Worten Nachdruck zu geben, und siehe da — er wechselt die Farbe, und wir sind schlimmer daran wie jemals, denn wie unsere Provinz und die Armee diesen Wühlereien nochmals ohne Impuls von Oben widerstehen soll, begreift kein Mensch! In Schlesien wird in diesen Tagen der Bürgerkrieg ausbrechen, galizische Zustände sind schon eingetreten! Der Sieg in Frankfurt am Main hat seine Früchte getragen; Energie folgte ihm auf dem Fuße, und Preußen ist bereits moralisch mediatisiert, weil man nach Frankfurt a. M. und nicht nach Berlin als dem Erretter

sieht. Hätte Pfuel am 25. seine Aufgabe verstanden, wie ständen wir heute da!!

Tausend Liebes Ihrer Familie!

Ihr

Prinz von Preußen.

* * *

Babelsberg, 11. Oktober 1848.

Hier kommt wieder ein Billett für eine aimable englische Dame! Miß Emily Humbold, Pflgetochter Delmars, hat mir ihre Verlobung mit einem Mr. Cavendish angezeigt. Ihre Adresse habe ich zwar marquiirt, indessen nicht wissend, ob die Holde noch Humbold oder schon Cavendish ist, ob noch in London oder sonst wo, so sende ich Ihnen die Einlage wiederum, die Spur der Schönen aufzufinden!

Hier ist alles beim Alten. Wien wird seinen entsetzlichen Reflex auf Berlin auszuüben nicht verfehlen; da indessen das neue Ministerium, wie die alten, durch Konzessionen leben will, so werden wir langsam untergehen — ohne Ehre! —

Ich sehe sehr schwarz!

Ihr

Prinz von Preußen.

Während des Sommers 1849 hat ein reger brieflicher Verkehr zwischen dem Prinzen von Preußen und dem Prinzen Albert stattgefunden. Man ersieht dies schon aus den Mittheilungen daraus in den Briefen von und an Bunsen. Ebenso beziehen sich sowohl Bunsen in seinem Schreiben an Prinz Albert vom 10. Juli wie Prinz Albert selbst in der Antwort vom 13. Juli auf einen uns nicht vorliegenden Brief des Prinzen von Preußen an Bunsen. Aber der innere Zusammenhang, in welchem der Inhalt desselben zu den übrigen Briefen steht, tritt nichtsdestoweniger deutlich zutage, wenn man einfach die nachstehenden Briefe miteinander verbindet.

Bunsen an den Prinzen von Preußen.

London, 15. Juni 1849.

Ew. Königliche Hoheit

erhalten in den Beilagen Auszüge aus meinen geheimen Berichten vom 16., 20., 25. d. M. über die Meldungen und Schritte der englischen Agenten an den Höfen von Hannover, Sachsen, München und Karlsruhe.

Meine Quelle ist ebenso geheim als authentisch. Ew. Königliche Hoheit erraten sie, ohne daß ich sie nenne.

Die hier enthüllten Tatsachen bedürfen keiner Erläuterung.

O wie mir das Herz blutet, wenn ich sehe, wie meine Befürchtungen sich mehr als bewähren, meine Vorhersagungen sich mehr als erfüllen! Wenn ich nur noch glauben könnte, daß solche Tatsachen, solche Enthüllungen dem teuern Herrn die Augen öffneten und zu entsprechendem, folgerichtigem, freudigem und kräftigem Handeln anspornten! Aber diese Hoffnung, dieser Glaube ist mir entschwunden!

Meine einzige Hoffnung beruht auf der unwiderstehlichen Macht der Ereignisse, auf der makellosen Redlichkeit der preußischen Politik, auf der Unzerstörbarkeit der im Herzen des deutschen Volkes gegründeten Einheit, auf der Tapferkeit und Unbesiegbarkeit des preußischen Heeres. Durch die letztere und durch das entschlossene Handeln und Vorgehen Ew. Königlichen Hoheit allein ist der schlaue berechnete Plan des Reichsverwesers gescheitert. Wie traurig, daß der edle Erzherzog so endigt!

Nichts kann uns retten — denn von Rettung handelt es sich — als Festhalten an der deutschen Sache, am deutschen Volk und Vaterlande. Diese Stütze ist stark erschüttert; gelingt es, sie jetzt zu befestigen, so ist der Gewinn sehr groß, daß Preußen die hohe und heilige Sache Deutschlands getrennt hat von den revolutionären und zerstörenden Elementen, welche sich ihr angehängt hatten. Aber

es ist die erste Stunde! Es muß deshalb gelingen! Württemberg muß sich jetzt anschließen. Der König ist, aus verletzter Eitelkeit und aus Eifersucht gegen Preußen, an Österreich verkauft; Römer ist eigentlich Republikaner und war für ein Direktorium. Die Diagonale zwischen beiden Richtungen ist Anschließen an Preußen. Die Schwaben werden auch dafür sein, sobald sie sich klar werden. Die einzige Herrlichkeit des preussischen Heerwesens ist auch hier Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Jedermann muß ja mit Händen greifen, wo der Schwerpunkt eines einigen, „den Frieden der Welt erzwingenden“ Deutschlands liegt. Preußens und Deutschlands Sache ist nun Eine geworden: niemand wird sie auseinanderreißen. Aber das Haus Wittelsbach spielt eine für es selbst höchst gefährliche, dabei treulose Rolle. Schwarzenberg tut alles, um das Haus Habsburg zu verderben.

Die edle Königin und Prinz Albert sind der Sache der deutschen Einheit, und also der preussischen Hegemonie, von Herzen ergeben, und Gott wird sie dafür segnen.

In treuer Anhänglichkeit, Ew. Königlichen Hoheit untertänigster
Bunsen.

* * *

Bunsen an Prinz Albert.

London, Dienstag Nachmittag, 10. Juli 1849.

Ew. Königlichen Hoheit

stehe ich nicht an, das Schreiben des Prinzen von Preußen für Ihre persönliche Kenntnissnahme vorzulegen, welches Byner mir überbracht hat. Es ist die Antwort auf eine ganz vertrauliche Mitteilung über das unweise, unpatriotische und treulose Benehmen der Königlichen Höfe, in Beziehung auf die große deutsche Verfassungs-Angelegenheit. Der Prinz beklagt dies, meinte aber zugleich, die in Berlin vereinbarte Verfassung sei so liberal, daß man sie doch nicht durchführen könne. Ich vermute, daß dieser Aus-

druck sich auf die Grundrechte bezieht, denn das Wahlgesetz ist ja nur provisorisch, und die parlamentarische Einrichtung, mit einem sehr stark organisierten, durch den Reichsrat verstärkten Staatenhause, ist ja umgekehrt die einzige konservative in Deutschland, neben den neuen Staatenverfassungen, und namentlich neben der vom Könige selbst unter Brandenburgs Ministerium verliehenen.

Endlich, wären die in Berlin zugestandenen Grundrechte, welche nur feststellen, was in Belgien und Frankreich längst besteht, und (mit Ausnahme der Pärre) in England noch länger, — doch wirklich noch zu liberal für Deutschland — kommt es denn jetzt in dieser Krise auf Leben und Tod darauf an? Hängt die Ausführbarkeit davon ab?

Ernst schreibt mir, daß die Badenschen Bürger nichts weniger als freundlich gegen die preußische Politik sind, und dagegen die Umgebungen Gröbens und des Prinzen, besonders die erstere, ganz im Sinne der Kreuz-Zeitung reden. „Gagern und Schlöffel sind beide gleich schuldige Hochverräter“ und dergleichen. Nimmt man dazu, daß der republikanische, antipreußische Römer dem falschen Schwabekönige in die Hände arbeitet, so kann nichts die Zerklüftung Deutschlands abwehren als die Unmöglichkeit, einen süddeutschen Sonderbund zu bilden, mit oder ohne Osterreich.

Zufolge der Nachrichten, welche Samwer aus Berlin hat, ist das Ministerium fest entschlossen, ermutigt durch die Gothaer Beschlüsse, an der Vereinbarung vom 28. Mai festzuhalten.

Ich selbst habe noch keine Silbe aus Berlin.

Mit ehrerbietigster Ergebenheit und dankbarer Anhänglichkeit ersterbe ich

Ew. Königlichen Hoheit untertänigster

Bunsen.

* * *

Prinz Albert an Bunsen.

Verehrtester Herr Geheimer Rat!

Ich habe Ew. Excellenz Brief richtig erhalten und schicke die Einlage mit meinem verbindlichsten Danke wieder zurück. So leid es mir tut, daß der Prinz von Preußen die neue Drei-Königs-Konstitution für zu liberal ansieht, so freut mich doch das Ehrenwerte seiner Gesinnung, das sich wieder in dem Motive kund gibt, warum ihm die Konstitution zu liberal ist, weil er nämlich fürchtet, sie wird nicht von den Regierungen gehalten werden. Da mag er nicht unrecht haben. Ich werde ihm dieser Tage schreiben . . .

Ewig Ihr getreuer

Albert.

Osborne, 13. Juli 1849.

Aus den letzten Monaten des Jahres 1849 und dem Anfang von 1850 liegen noch die nachstehenden Briefe des Prinzen von Preußen an Bunsen vor. Da ihr Inhalt keiner Erklärung bedarf, teilen wir sie hier ohne weitere Bemerkung mit, um sodann den Brief vom 17. Juli 1850 zum Gegenstand einer besonderen Veröffentlichung zu machen.

Frankfurt a. M., 11. September 1849.

Herrn Meyers Rückkehr nach England gibt mir Gelegenheit, Ihnen dankend für Ihr Schreiben vom 26. Juli zu antworten. Ganz so schlimm, als Sie damals die deutschen Verhältnisse kommen sahen, sind sie doch noch nicht geworden. Im Gegenteil, die offene Art und Weise, wie unser Verhalten gegen Deutschland und Österreich in unseren Kammern dargelegt worden ist, hat uns viel Stimmen gewonnen, und es kommt jetzt nur darauf an, rasch mit der Konvokation des Reichstags vorzugehen. Dies, wie Sie es wünschten, schon im August zu tun, war wohl nicht ganz möglich, weil noch zu viel Einzelstaaten mit ihrem Beitritt im Rückstande waren;

jetzt aber, wo die Hauptmasse beisammen ist, muß keinen Moment mehr geögert werden, abstraction faite von Bayern und Württemberg! Um aber zum Ziele zu gelangen, muß Waffenstillstand zwischen Preußen und Österreich sein, damit deren Bruch nicht das Triumphgeschrei der Revolution werde. Darum muß das intentionierte neue Zentrum rasch geschaffen werden, wobei Preußen in allem pari mit Österreich gehen muß. Unter diesem Waffenstillstand müssen wir unser engeres Bündnis zustande bringen, während Österreich es bekämpfen wird; indessen der Waffenstillstand gibt doch die Garantie, daß, mit Geschick operiert, wir eher zustande kommen und an Sympathien und Kraft gewinnen, ehe Österreich sich zum förmlichen Bruch entschließt. Agieren wir so, dann gewinnen wir das Spiel, und Österreich kann an einen Bruch nicht mehr denken.

Da haben Sie meinen Rahmen, in welchem ich die Arbeit sich vollenden sehen möchte; wie viele falsche Farben dies Gemälde noch zu ertragen haben wird, ist nicht zu ermessen. Aber man muß den Mut nicht verlieren, doch nichts überstürzen, die Zeit ist die beste Lehrerin!

Mit rechter Bangigkeit sehen wir der Nachricht über die Königin Witwe entgegen, ihr Scheiden würde mir unendlich nahe gehen, da ich ihre mütterliche Teilnahme im vorigen Jahre nie vergessen kann!

Lady Dufferin habe ich die überraschende Freude gehabt, in Baden zu begegnen. Sie wurde gerade eben an dem Tage abgerufen, durch die Nachricht einer schweren Krankheit ihrer Mutter; seitdem weiß ich nichts mehr von ihr.

Ich bin 14 Tage hier gewesen, weil meine Anwesenheit zur Zeit der Rückkehr des G. H. Johann sehr nötig mir schien. Seine Intriguen und die seines noblen Ministeriums tragen so sehr die Farbe des Hornes über eigene Schwäche, daß sie nicht gerade gefährlich sind; doch muß man fortwährend die Augen auf dem Tische haben. Ich habe hier sehr angenehme Stunden im Cowleyschen Hause zugebracht. Er versteht die deutsche Frage sehr gut. Sollten Sie die

alten Herzöge von Wellington und Westmoreland sehen, so grüßen Sie dieselben bestens von mir.

Tausend Liebes Ihrer Familie.

Ihr

Prinz von Preußen.

* * *

Karlsruhe, 31. Oktober 1849.

Herzlichen Dank für Ihr freundliches Schreiben mit der Bestellung der Teilnahme der teuern leidenden Königin Adelheid, bei meiner Ankunft in Berlin. Lebt die teure Frau noch, so lassen Sie ihr doch ja wissen, daß ich auf das tiefste gerührt gewesen bin, daß sie trotz ihres Leidens meiner mit so warmer Teilnahme gedacht hat, was, wenn es möglich wäre, mich noch inniger an sie gefesselt hat! Warum müssen so reine Seelen so schmerzhaft dies Leben mit dem freilich besseren vertauschen! Ewig werde ich die erhabene Königin zu den trostreichen Erscheinungen des Jahres 1848 für mich zählen!

Ich sprach gestern Stockmar lange in Frankfurt a. M. Lassen Sie sich von unserer Unterredung erzählen. Wir sind einig über das sehr franke Deutschland. Aber je schwerer die Krankheit, je länger die Konvaleszenz, dafür diese aber auch um so dauernder. Dies ist mein Bild unserer Zustände, daher bin ich auch gar nicht mutlos, wenn die Dinge langsam und mit vielen Entzweigen vermischt vorschreiten, wenn sie nur vorschreiten. Und daß sie das tun, ist denn doch nicht zu leugnen, in Preußen sowohl als in Deutschland. Gefährlich für uns wäre natürlich eine neue Episode in Paris, die fast heranzurücken scheint. Wir müssen daher sehr auf unserer Acht sein, um in solchem Moment nicht überrascht zu werden durch die Rückschläge in Deutschland, die nicht ausbleiben können.

Tausend Liebes Ihrer Familie; einliegendes Band ist für

Ihren Sohn Ernst; die Badenische Medaille dazu erfolgt im Januar.

Ihr

Prinz von Preußen.

* * *

Berlin, den 5. Dezember 1849.

Wie sehr habe ich mich gefreut, Ihren Sohn bei mir zu sehen und Ihren Brief durch ihn zu empfangen. Er überbringt Ihnen diese Zeilen und wird seine Wahrnehmungen von hier mitteilen.

Das letzte Votum der zweiten Kammer in der deutschen Frage ist sehr encourageant für das Ministerium, indem es ihm 70 Stimmen brachte, die größtenteils Abfälle des Portefeuille-lüsteren Zentrums sind; dies ist sehr bezeichnend; Beckerath's Antrag gleicht einem schlecht verkappten Mißtrauensvotum; daß er und seine Partei damit durchfiel, gibt dem Ministerium neue Kraft, da jene Partei, die der Zentren, die einzige gefahrbringende für das Ministerium ist. Zuweilen beweisen die Kammern viel Takt und Konservatismus; zuweilen freilich stark das Gegenteil. Die Portefeuille-Jäger können auf keinen Anhang rechnen, wenn sie unverschämt vorgehen; diese Leute, die Pauls-Kirchner und die inkapablen Individuen der drei ersten Ministerien, sind durch ihren eigenen Schaden nicht klug geworden!

Österreichs Sprache ist allerdings sehr ernst und unangenehm, dennoch sehe ich darin nur die letzten Schreckschüsse, um uns vom Reichstag abzuhalten. Sieht es erst, daß wir uns nicht fürchten, so wird es andere Saiten aufziehen. Das ist meine Hoffnung. Ein Krieg wäre das Traurigste, was wir zwischen uns und Österreich erleben könnten. Doch werden wir ihm nicht entgehen, wenn wir ungerecht angegriffen werden. Sachsen scheint der Zankapfel werden zu sollen. 60 000 Österreicher stehen ihm in Böhmen zu Gebote, vermutlich, weil unsere Hilfe im April schon vergessen ist! Da wir also nicht zur Hilfe angerufen werden dürften, wenn es in Dresden

wieder mißglückt, so steht eine österreichische Armee 15 Meilen von Berlin, bereit, die zwei Hälften Preußens zu trennen. Es soll ein Widerspiel für Baden sein. Was werden wir tun können? Protestieren wir oder handeln wir gemeinschaftlich ohne Aufforderung, so heißt das, Baden auch durch Oesterreich okkupiert sehen. Die Sache kann ernst in ihren Folgen werden.

Ich ersuche Sie gütigst die Einlage besorgen zu wollen. Der unadressierte kleine Brief ist für die Delmars-Pflegetochter, verheiratete Cavendish; da ich ihre Adresse nicht weiß, so bitte ich Sie, dieselbe auf das Kuvert schreiben zu wollen, da ich nicht weiß, ob sie Lady oder Mistreß ist.

Ihrer Familie sage ich 1000 Herzliches. Mit Bangigkeit sehen wir den Nachrichten von der Königin Witwe entgegen!

Ihr

Prinz von Preußen.

Prinz Albert antwortete ich nächstens auf seinen sehr interessanten Brief. Ich gehe am 7. nach dem Rhein ab.

* * *

Koblenz, 7. März 1850.

Auf drei Ihrer Briefe habe ich zu antworten. Im ersten zeigten Sie mir freundlichst die Verlobung Ihrer Tochter an, zu der ich meine herzlichsten Glückwünsche anzunehmen bitte. Es scheint, daß das schöne Gut bei Bristol,*) seitdem ich dem Römer — das Engelsköpfschen zudachte, das aber sein Bruder heimführte — für Ihre Familie eine Schatzgrube im wahren Sinne des Wortes geworden ist, das heißt moralisch genommen.

Im zweiten Briefe sprechen Sie Ihre und der Königlichen Familie Teilnahme an einer Feuersbrunst aus, bei der mich die gütige Vorsehung wiederum vor größerem Schaden gnädig be-

*) Die Nichte des Hauses hatte sich mit Bunsens ältestem Sohn, der Nefte und Erbe mit Bunsens Tochter verlobt.

wahrte. Ich kann nur tief dankbar sein für so viele Beweise Ihrer Teilnahme.

Ihr Raisonnement über die Athener Episode scheint mir sehr richtig. Dazu kommt, daß man sich über den Eindruck solchen Benehmens auf Griechenland völlig verrechnet hatte. Die rasche Annahme der bons offices durch Frankreich scheint zu beweisen, daß man sich schnell aus dem mauvais pas zu ziehen wünscht. Wellingtons Äußerung über Deutschland ist treffend. Heute erhielt ich die erste bestimmte Andeutung des 4- oder nur 3-Königs-Projekts. Es wird sehr schwer sein, damit eine Verständigung zustande zu bringen, doch man muß die Sache ruhig, besonnen und ohne vorgefaßte Meinung ansehen und prüfen. Der Ausgang der gewaltigen Krise in Berlin vom 7. Januar bis 6. Februar ist ein schöner Beweis der Festigkeit des Königs, des Mutes des Ministeriums. Der Patriotismus der Kammern, die im Moment großer Gefahr ihren Eigenwillen, Eigensinn und Eigenliebe zu Opfer brachten — das kann einige Zuversicht für die Zukunft Preußens geben.

Ihren Kaufantrag Ihres Hauses in London habe ich warm beim Könige unterstützt; wenn nur Geld vorhanden ist!

Anbei sende ich Ihnen einen Brief für Lady Dufferin, der hoffentlich rascher in ihre Hände kommen wird, als der letzte, der ihr, wie sie mir schreibt, vier Wochen lang durch Irland und England nachgereist ist. Meine sehr verspätete Antwort an Prinz Albert hat sich mit Ihrer Mahnung glücklich gekreuzt.

Ihr

Prinz von Preußen.

V. Die aktive Teilnahme des Prinzen von Preußen an der deutschen Politik des Jahres 1850.

Die im nachstehenden mitgeteilten Briefe des Prinzen an Bunsen vom 17. Juli und 23. Dezember 1850 müssen mit seiner gesamten Tätigkeit während des Jahres 1850 in Verbindung gebracht werden. Wie jeder neue Einblick in die Anschauungs- und Handlungsweise des großen Kaisers sein Bild immer bedeutsamer heraustreten und zugleich seine persönliche Bedeutung beständig wachsen läßt, so gilt dies besonders von der genaueren Erforschung seiner schon lange vor der eigenen Regierung ausgeübten Mitarbeit für die Lösung der deutschen Frage. Es gibt kaum eine ungeschichtlichere Auffassung als diejenige, welche den Kaiser als Werkzeug und Handlanger eines seiner Minister erscheinen läßt. Wem die Priorität in der Erkenntnis des richtigen Weges zukommt, wird keinem Leser der Denkschrift vom 19. Mai 1850 zweifelhaft bleiben können.

a) Denkschrift des Prinzen von Preußen vom 19. Mai 1850.

Diese zuerst in der „Historischen Zeitschrift“ von 1893 S. 90/5 *) veröffentlichte Denkschrift ist mit der folgenden Nachschrift versehen:

*) Im engeren Historikerkreise war diese Denkschrift schon seit 1868 bekannt. Aber das Recht zur Veröffentlichung stand denjenigen, die sie kannten, ebensowenig zu, als den vertrauten Militärs, welchen der fürstliche Verfasser seine Arbeit bereits 1850 mitgeteilt hatte. Die zu der großen Gedächtnisfeier des

„Beistimmend gelesen von Prinz Karl, Major Kirchfeld, v. Boyen, v. Schlegel, Rittmeister Graf Goltz, Hofmarschall Graf Bückler, Generalleutnant v. Lindheim, Graf Perponcher, Graf Waldersee.“ Ebenso hat der Prinz persönlich Bunsen eine Abschrift gesandt. Dieselbe war, wie nach mündlichem Bericht des Generals v. Boyen festgestellt werden konnte, von dem letzteren zu diesem Behuf abgeschrieben. Der Sohn des von beiden königlichen Brüdern gleich verehrten Feldmarschalls*) war bereits während des englischen Aufent-

22. März 1897 erschienene Duden'sche Festschrift ruft jedoch einen interessanten Beleg darüber, inwiefern die wichtigen, in dieser Festschrift veröffentlichten Dokumente dem rechten Manne anvertraut wurden, in Erinnerung. Duden hatte ebenso wie Treitschke die Denkschrift vom 19. Mai 1850 vertraulich erhalten. Nicht lange nach 1870 schrieb er dem Kollegen, der sie ihm mitgeteilt, ein solches Dokument dürfe nicht länger unbekannt bleiben; es sei hohe Zeit, daß unser Volk es wirklich erfahre, was der Fürst, der sein eigenes Verdienst so gern hinter dem seiner Gehilfen zurücktreten lasse, persönlich bedente. Duden's Wunsch scheiterte damals an der Nichtberechtigung zu dieser Herausgabe. Erst im Jahre 1893 hat v. Sybel die Denkschrift veröffentlichen können. Um so mehr freut es uns, bei diesem Anlaß konstatieren zu können, wie früh der Biograph des großen Kaisers die objektiv geschichtliche Anschauung über denselben gewonnen hatte.

*) In dem Vorwort zu den „Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen“ ist neben den Briefen Friedrich Wilhelms III. und IV. an ihren beiderseitigen Kriegsminister auch der Brief des Prinzen von Preußen an seinen späteren Adjutanten nach dem Tode von dessen Vater mitgeteilt (III. S. X. 1). Es heißt in diesem Briefe (vom 16. Februar 1848): „Ein großer Mann, ein großer Name ist mit ihm dem Vaterlande entrückt, aber auf ewige Zeiten ist sein Andenken in den Annalen Preußens verzeichnet. Ich preise die Zeit, die mich mit dem Verewigten in seinen letzten Lebensjahren in nähere Stellung brachte, da ich, bei oft divergierender Ansicht, immer den glühenden Patrioten in ihm erkannte und wir immer Freunde blieben und als solche schieden.“

Einen Monat später waren der Schreiber und der Adressat dieses Briefes zusammen im Exil in England.

Es darf bei diesem Anlaß auch wohl daran erinnert werden, daß schon im

halts des Prinzen von 1848 sein steter Begleiter gewesen. Nach der Herausgabe der Biographie Bunsens hat derselbe die Darstellung der ihm bekannten Ereignisse als durchaus zutreffend erklärt.

Da die Denkschrift bereits im Wortlaut veröffentlicht wurde, kann an dieser Stelle ein kurzer Auszug genügen. Die Einleitung entwickelt in knappen, inhaltreichen Sätzen zunächst den deutschen Beruf Preußens, sodann sowohl die Folgen des Wiener Kongresses für Preußen und Deutschland, wie das Gegengewicht dagegen im Deutschen Zollverein, um schließlich einen kurzen Blick auf den 18. und 19. März zu werfen.

In Bezug auf den ersten Punkt heißt es klipp und klar: „Preußens geschichtliche Entwicklung deutet darauf hin, daß es berufen ist, einst an die Spitze Deutschlands zu treten.“ Desgleichen ist es ein recht eigentliches Compendium deutscher Geschichte, was hier über den Wiener Kongreß gesagt wird: „Die Wiener Kongreßbestimmungen hinsichtlich der Länderverteilung zeigen bezüglich auf Preußen deutlich, daß man auf alle Weise diese Entwicklung hemmen wollte. Die abnorme Einteilung Preußens in zwei getrennte Hälften hatte wohl keinen anderen Grund als den, dasselbe nicht einig und daher nicht mächtig werden zu lassen.“ Unmittelbar daran schließt sich das Gegenbild: „Trotz jener Länderzerstückelung ist jene Absicht vereitelt worden. Preußen hat sich intellektuell gehoben, durch seine Institutionen dem vernünftigen Fortschritt gehuldigt, durch seine Wehrverfassung eine ungewöhnliche Kraftent-

Vorwort zum ersten Bande der Boyenschen „Erinnerungen“ die auf ihn bezügliche Rede Kaiser Wilhelms nach der Rückkehr aus Frankreich, am 31. März 1871, mitgeteilt wird (I. S. IV.), und daß es mit Bezug auf den gleichen Punkt weiterhin heißt (I. S. XXIV): „Auf der ersten Reorganisation der preussischen Armee, dem Werke Scharnhorsts und Boyens, hat die zweite Reorganisation, das eigenste Werk Kaiser Wilhelms des Großen, sich aufgebaut.“ Die Vorrede datiert vom 3. August 1889. Damals war diese Bezeichnung noch in keinerlei offiziellem Erlasse gebraucht.

wicklung ermöglicht. Daher waren auch die Augen von ganz Deutschland auf dasselbe gerichtet; es wurde gefürchtet, weil es beneidet wurde. Der Zollverband bahnte zuerst eine wirkliche politische Einigung Deutschlands an. Bei jeder Gefahr von außen richteten sich die Blicke von ganz Deutschland auf Preußen als die rettende Macht (1830—1840).“ Endlich lernen wir die Auffassung des Prinzen von dem berechtigten und dem unberechtigten Teil der Märzereignisse kennen: „Als 1848 die Revolution in Frankreich ausbrach und anging, in Deutschland Anklang zu finden, wendeten sich die Südstaaten desselben durch eine Mission an Preußen, um es an die Spitze des gesamten Deutschlands zu stellen. Aus Pietät gegen Oesterreich fanden frühere Insinuationen dieser Art keinen Anklang. Als aber die Nachricht der Wiener Revolution in Berlin eintraf (16. März), war kein Augenblick zu verlieren: Das Manifest am 18. März morgens kündigte die Intention des Königs an. Die Katastrophe des 19. März vereitelte alles!“

An der Refapitulation der weiteren Ereignisse der Jahre 1848 bis 1850 — Frankfurter Parlament, Aufstände in Baden, Pfalz, Sachsen, Dreikönigsbund, Erfurter Parlament — müssen wir, so lehrreich es auch ist, das eigene Urtheil des späteren Kaisers über alle diese Episoden im einzelnen zu verfolgen, an dieser Stelle vorbeigehen. Dagegen darf die aus den Prämissen gezogene Schlussfolgerung nicht fehlen:

„Auf dem betretenen Wege muß Preußen mit den unierten Fürsten vorwärts schreiten, wenn es nicht diese im Stiche lassen will, sich der größten Inkonsequenz schuldig machen und mit Recht alles und jedes Vertrauen vor der Welt verscherzen will.“

Der Hauptwert der diese Forderung begründenden Nachweise liegt jedoch darin, daß der fürstliche Verfasser sich über die möglichen Konsequenzen seiner Forderung durchaus klar ist. Das, was im Jahre 1866 sich abgespielt hat, sieht man hier bereits 1850 ernstlich ins Auge gefaßt:

„Da bisher als Kontraprojekt der Union nur das Münchener vom 17. Februar 1850 bekannt geworden, dasselbe aber durch die öffentliche Meinung bereits gerichtet ist, so kann Preußen nur auf Durchführung der Union beharren, trotz aller Drohungen, da Österreich die Klust nur zu gut kennt, die zwischen dem gedrohten und auszuführenden Landfriedensbruch und Bruderkrieg besteht. Die Entscheidung über diesen Bruderkrieg liegt jetzt in Frankfurt a. M., Österreich hat einen Gesandtenkongreß dahin entboten, basiert auf die Bestimmungen über den Bundestag. Daß diese allseitig als erloschen angesehen worden, seit Einsetzung des Reichsverweisers und des Interims, bedarf keiner Ausführung. Dem Protest, den Preußen in dieser Beziehung veröffentlicht hat, haben sich die Unionsfürsten angeschlossen, als sie übereinkamen, Frankfurt a. M. dennoch zu beschicken, um keinen Versuch unbeschritten zu lassen, der zur Ausgleichung mit Österreich und dem übrigen Deutschland führen könne. Die Unionsfürsten erscheinen in Frankfurt solidarisch gegeneinander gebunden. Vermag Österreich in Frankfurt a. M. nichts Besseres vorzulegen als die Union, so schreitet diese zu ihrer definitiven Konstituierung, regelt ihre Stellung zu den nicht beigetretenen deutschen Staaten, durch Revision der Bundesakte von 1815. Tritt Österreich diesem Vorhaben dann noch mit Krieg entgegen, so wird die Welt entscheiden, wer im Recht und wer im Unrecht ist. Gegen die Vorwürfe, die uns Österreich in bezug auf quaest. § 11 macht, wird ihm die Frage vorgehalten werden, ob es durch seine Verfassung vom 4. März die Bundesakte nicht auf das entschiedenste verletzt habe, indem es elf Millionen Deutsche aus Deutschland entfernte; ob es durch eine Kriegserklärung gegen deutsche Lande nicht die erste Basis, auf welcher der Bund beruht, daß nämlich die deutschen Staaten sich untereinander nicht betriegen dürfen, auf das empfindlichste verletzt; daß eine gleiche Verletzung des Bundes stattfände, wenn es verlangt, zweiundzwanzig Millionen Slaven u. in Deutschland aufzunehmen? Will Österreich diese Bundesverletzungen mit

gewaffneter Hand durchzuführen suchen, so wird es den gebührenden Widerstand finden, das Glück der Waffen wird entscheiden.

„Von entscheidendem Einfluß auf Österreichs Kriegsgelüste wird die Haltung von Rußland, Frankreich und England sein. Es kommt daher jetzt vor allem darauf an, daß diese drei Mächte von Preußens Recht in bezug auf § 11, und von Österreichs eben dargestelltem Unrecht sich überzeugen, damit sie letzteres vom Kriege abhalten, oder um, wenn dies nicht gelingen sollte, diese drei Mächte von jeder aktiven und passiven Teilnahme an dem Kriege abzuhalten.

Sollte der Krieg zwischen Österreich und Preußen unvermeidlich sein und günstigenfalls beide Großmächte keine anderen Alliierten finden als die mit ihrem Interesse verbundenen deutschen Staaten, so ist die kritische Lage Preußens gegenüber seinen an numerischem Gehalt überwiegenden Gegnern nicht zu verkennen. Denn wenn auch die in Berlin versammelten Unionsfürsten auf die erste vom Könige an sie gerichtete Frage, ob sie unter den kriegerischen Chancen am Bündnis halten wollten, mit bestimmtem Ja geantwortet haben, so ist doch die materielle Kraft, die sie Preußen zuführen, nur gering. Dieser kritischen Lage ist nur der Stern Preußens gegenüberzustellen, seine tüchtige Armee und sein Recht, während die öffentliche Meinung bald zuungunsten Österreichs entscheiden wird.“

Daß die Vorbedingung für die hier geforderte Lösung der deutschen Frage, die Veränderung in der Stellung Rußlands, Frankreichs und Englands zu den beiden Rivalen in Deutschland, im Jahre 1866 erfüllt war, ist und bleibt das außerordentliche Verdienst der genialen Bismarckschen Staatskunst. Daß jedoch damit nur die vom Prinzen von Preußen lange vor seinem späteren Minister (dessen damalige Anschauung wir aus seinem Briefwechsel mit Gerlach kennen) gehegten Zukunftsgedanken ausgeführt sind, ersieht man weiter daraus, wie der Prinz schon damals sowohl das Anrecht auf die Kaiserkrone als das enge Bündnis mit dem aus dem deutschen

Bunde ausgedehnten Österreich klar ins Auge gefaßt hat. Über das erstere heißt es:

„Mit der Kaiserwahl war Preußen ein Anrecht auf das Haupt Deutschlands zugefallen, d. h. in der Regelung der Zukunft Deutschlands die Initiative zu ergreifen.“

Mit Bezug auf den zweiten Punkt erklärt der Verfasser, nachdem er dargetan, wie Österreich sowohl durch die Verfassung vom 4. März 1849, wie durch die Erklärung von Kremier gezeigt habe, daß es nur Rechte, nicht Pflichten in Deutschland anerkenne:

„Es konnte daher dem zu einer Gesamtmonarchie erklärten Österreich nur eine Stellung neben Deutschland angewiesen werden, welche es aber mit demselben in eine enge Alliance oder Union bringen sollte.“

Es sind dieselben Gedanken, welche Fürst Leiningen schon 1846/47 ausgeführt hatte, und welche nunmehr von Radowiz als Minister des Auswärtigen ernstlich an die Hand genommen waren. Aber es ist so gut wie unbekannt geblieben, mit welcher Energie der Prinz von Preußen in derselben Zeit, wo die Gerlach'sche „Kamarrilla“ (wie wir aus Gerlach's eigenen Denkwürdigkeiten Tag für Tag verfolgen können) an dem Sturz von Radowiz arbeitete, diesem Vorläufer der Bismarck'schen Politik sekundiert hat.

Zu der Denkschrift vom 19. Mai gesellt sich nämlich als weiterer Beleg dafür zunächst der nach dem neuen Aufenthalt des Prinzen in England geschriebene Brief an Bunsen.

b) Brief des Prinzen an Bunsen vom 17. Juli 1850.

Schloß Babelsberg 17./7. 50.

Unmöglich kann ich Perponcher abreisen lassen, ohne Ihnen noch diese Worte des Danks für alle Ihre Güte während meines Aufenthalts in London zu sagen. Es war eine ebenso schöne und angenehme als höchst merkwürdige Zeit; es sind 14 Tage, die in Eng-

lands Geschichte einen wichtigen Platz einnehmen, und die mir durch Ihre genaue Kenntniß der Verhältnisse ungemein lehrreich gewesen sind.

Hier habe ich, was den König und Radowiz betrifft, die deutsche Frage in der allervortrefflichsten Lage gefunden; der König war niemals fester in seinen Plänen und Ansichten; er will und wird die Sache der Union nicht aufgeben, solange man ihn nicht verläßt; wird durch Abfall vieler Staaten der Bund zum Minimum, so kann das große Verfassungsprojekt dann nicht mehr Platz greifen und muß man sich mit der Stipulation des 26. Mai begnügen und den 28. Mai vorerst ruhen lassen. Der Moment, dies auszusprechen, kann nach des Königs Befehl erst eintreten, wenn die 3 provisorischen Monate abgelaufen sind. Das Ministerium ist aber nun mit einem Male umgeschlagen und will diesen Ausspruch tun, wenn jetzt ausweichende oder abfallende Erklärungen einzelner Regierungen auf die letzte Anfrage eingehen werden!!! Es ist zum Verzweifeln! Ich hoffe immer noch, daß Brandenburg sich eines anderen besinnen wird. Schleinitz ist am meisten für des Königs Ansicht. Manteuffel geht aber so weit, eine Kabinettsfrage daraus zu machen, und seine Kollegen schwanken wie Rohr. Meiner Ansicht nach geht die Ansicht des Ministeriums aus der Ermüdung hervor, die ihnen das Hin- und Herziehen der Angelegenheit überhaupt erzeugt. Osterreich hätte also seinen Zweck vollständig erreicht, aus Ermüdung die Nachgiebigkeit zu erlangen. Das Ministerium sagt, da wir doch zum Falllassen des Verfassungsentwurfs und zur Beibehaltung des 26. Mais kommen müssen, so ist es besser, dies sogleich auszusprechen. Wir, d. h. der König und Radowiz und ich, sagen: erstlich ist dies Müßigen noch gar nicht erwiesen (sans modifications), und zweitens wäre dieser sofortige Ausspruch eine Treulosigkeit gegen die unierten Staaten, vor allem aber die unterwürfigste Konzeßion gegen Osterreich, die es seit einem Jahre anstrebt, und eine Degradation Preußens im Auge der Welt, wie sie noch nie dagewesen ist. Der Ausspruch der Großherzogin Stephanie wird alsdann wahr, wenn sie sagt:

l'Autriche veut avilir et faire démolir la Prusse. — Der König käme, wenn eine Kabinettsfrage daraus entstände, in große Verlegenheit. Er muß ganz rechts oder sehr links greifen, und beides ist unmöglich, so daß eine Modifikation oder sogar Beibehaltung des Ministeriums nötig werden könnte, und damit Änderung der deutschen Politik, was ich vor allem suchen werde, zu verhindern. Wie wichtig übrigens die Beibehaltung des Ministeriums Brandenburg für die innere Gesetzgebung ist, begreifen Sie, da nur diesem die Konzession auf dem konservativen Boden von den Kammern zu erlangen möglich ist. Das Dilemma ist groß!!

Daß diese Mitteilungen nur für Sie sind, versteht sich, und auch dem Prinzen Albert dürfte wohl nur eine leise Andeutung zu machen sein. Manteuffel gefällt mir in der ganzen Sache am wenigsten, denn er läßt durch alle Zeitungen den Artikel unwiderrufen gehen, daß er für die sofortige Einsetzung des Definitivum gestimmt habe, während er es gerade ist, der dagegen war und, wie gezeigt, noch viel weiter in seinen Konzessionen vorgeht!! Wir bereiten uns militärisch vor für den Fall, daß Österreich ein einseitiges Interim in Frankfurt a. M. einsetzt und die nicht Beitretenden etwa durch Exekutionen zum Beitritt zwingen will. Gott verhüte dann einen Zusammenstoß, der den Krieg bringen müßte!

Ihr

Prinz von Preußen.

Wie schmerzlich hat mich der Tod des H. v. Cambridge ergriffen!

Ihrer ganzen Familie 1000 Herzliches!

c) Die Staatsratsitzung vom 2. November 1850.

Im Juli 1850 sehen wir den Prinzen, in welchem der preußische Staatsgedanke seit dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen seine festeste Inkarnation gefunden hatte, noch mit seinem Bruder im Einklang. Auch noch unmittelbar vor der schmachvollen Katastrophe,

die in dem Wort „Osmütz“ ihre typische Zusammenfassung gefunden hat, ist ursprünglich noch das Gleiche der Fall. Aber dann folgen in raschem Fluge der Sturz von Radowiz, der Tod von Brandenburg, die schwere Demütigung Preußens in der hessischen und schleswig-holsteinischen Frage. Die Entscheidung fiel — nach Brandenburgs Rückkehr aus Warschau — in den ersten Tagen des November 1850. Für die Stellungnahme des Prinzen von Preußen in diesen Tagen kommt obenan die Staatsratsitzung vom 2. November 1850 in Betracht. Wir sind heute in der Lage, durch die Verbindung der in den Gerlachschen, Nazmerschen und Koonschen Denkwürdigkeiten über dieselbe mitgeteilten Tatsachen sowohl mit den Briefen des Prinzen an Radowiz wie mit der mündlichen Erzählung des kompetentesten Augenzeugen den kritischen Moment uns recht eigentlich plastisch zu vergegenwärtigen.

Hören wir zuerst Leopold von Gerlach! Unter dem 28. Oktober hat er wieder einmal, wie so oft, sein Universalrezept niedergeschrieben, d. h. die Karl Ludwig Hallersche Restaurationsformel: „Bruch mit der Revolution“ (Revolution natürlich im Hallerschen Sinne gefaßt). Am 29. berichtet er über eine Konferenz des Königs mit dem Prinzen, Radowiz und Stockhausen, unter den üblichen heftigen Ausfällen gegen Radowiz-Bunsen. Am Abend ist der „König in höchster Aufregung, der Prinz indigniert über den Kaiser Nikolaus“. Am 30. ist der König in Berlin. Gerlach erhält „Warschauer Briefe von Münster und Rochow“, dann ein Abschiedsgesuch des Ministers v. Manteuffel, „er könne nicht mit einer Politik gehen, die mit den Gothaern anfange und mit den Roten endige“. Er selbst hat „in einem Briefe an Stockhausen ein exposé der Radowizschen Politik aufgesetzt, um ihn auf einen soliden Angriff und Widerstand bei der Rückkunft Brandenburgs vorzubereiten.“ Das Entlassungsgesuch Otto v. Manteuffels wird nach Rücksprache mit Edwin v. Manteuffel nicht überreicht. Dagegen konferiert Gerlach zweimal an einem Tage mit dem russischen Gesandten v. Buddberg („außer sich

über Radowiz, durch dessen Beseitigung schnell alle Schwierigkeiten gehoben werden würden“) und Stockhausen („erzählte mir noch, daß der König zuletzt dem Prinzen die Entscheidung überlassen, und daß dieser für den Krieg votiert hätte“). Am Abend u. a. „Kreuzzeitungs-
Tee“.

Über den 31. Oktober hat Gerlach wieder allerlei charakteristische Details aufgezeichnet. Wir heben daraus nur die Daten über die Rückkehr Brandenburgs, sowie Gerlachs alsbaldige neue Maßnahmen — in vollstem Gegensatz zu den Forderungen des Prinzen — hervor. „Brandenburg war angekommen und meine Nachrichten durch Edwin Manteuffel, die von den beiden Ministern Stockhausen und Manteuffel kamen, gingen dahin, daß Brandenburg sehr vernünftig und in der Hauptsache mit ihnen einig war. Den Abend hatte ich noch einen langen Vortrag und ging dann zum Tee. Dem Prinzen von Preußen bewies ich den Unsinn der französisch-russischen Alliance.“

Vom 1. November, von welchem auch die Aufzeichnungen über den vorhergegangenen Tag stammen, heißt es unmittelbar weiter: „Heut ein Brief von Brandenburg, in dem er einen Ministerkonseil zu morgen verlangt. Als es ihm der König gewährt, nehme ich mir Urlaub nach Berlin, mit der Idee, die Nacht dort zu bleiben. An Brandenburg antwortete ich auf seine Anfrage und setzte ihm dann meine Vorschläge auseinander . . . Gegen Brandenburg bemerkte ich außerdem, daß das wirksamste Mittel, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die Entlassung von Radowiz wäre.“ Nachdem dann noch eine Fahrt Gerlachs nach Berlin mit Besuchen bei Stahl und Stockhausen und die Berufung aller Minister zum Konseil nach Sanssouci erwähnt sind, hören wir noch über den Abend des gleichen Tages: „Endlich kommen sie, Brandenburg erklärt sich mit mir einig, klagt über den König und den Prinzen von Preußen. Manteuffel sagt, der König habe sich noch nicht entschlossen. Dann zum Souper: Der König sehr passiv, gegen mich sehr gleichgültig, noch

mehr der Prinz, der, als alles auseinander ging, sich noch mit dem Könige in sein Kabinett begab."

Nach dieser „Vorgeschichte“ folgt dann endlich die entscheidende Sitzung vom 2. November, bezüglich deren wir den Gerlachschen Bericht durch den Moonschen so merkwürdig ergänzen können. In der Gerlachschen Erzählung, die überdies in dem Zwischengespräch Gerlachs mit dem Könige während der Unterbrechung des Konseils einen weiteren wichtigen Beitrag zu dem Spiel hinter den Kulissen (ganz besonders in jener Art von Suggestion, die Gerlach in solchen Momenten vorzüglich auszuüben verstand) gewährt, heißt es speziell über die Stellungnahme des Prinzen: „Um 10 Uhr kamen der Prinz von Preußen und die Minister. Die Konferenz begann in gewöhnlicher Art, so daß man den König durch die Türe viel allein reden hörte . . . Der Konseil wurde unterbrochen, und die Minister gingen in das andere Zimmer. Der König ließ mich rufen . . . Als der Konseil zu Ende war, 2^{1/2} Uhr, kam der Prinz von Preußen zornig heraus, schalt auf die Minister, weil sie nicht mobil machten.“

Stellen wir nunmehr diesem Gerlachschen Zeugnis über das Verhalten des Prinzen das Moonsche (I. Seite 240/3) zur Seite! In dem Briefe vom 20. November 1850 wird darüber erzählt:

„Der Prinz hat, nachdem er die längste Zeit die Scheingründe gegen den Krieg, welche Manteuffel, Stockhausen und Gerlach entwickelten, mit der heftigsten Unruhe angehört, gesagt: ‚Nein, das kann ich nicht mehr mit anhören, da will ich ja lieber gleich meinen Abschied nehmen!‘ Darauf hat er sich wieder hingesezt, an seinem Handschuh gepflückt und zähneknirschend die Geduld des Königs bewundert (der bekanntlich auf seiner Seite war), während Manteuffel fortwährend von den Schrecken eines Bruderkrieges und unserem wahrscheinlichen Unvermögen, den Krieg siegreich zu führen, dozierte. Endlich sagt Stockhausen, der Kriegsminister: ‚Nun, es ist auch noch sehr die Frage, ob unsere Armee sich gegen die Österreicher schlägt.‘ Bei diesen Worten springt der Prinz auf und widerspricht im Namen

der Armee einer derartigen Annahme in sehr heftigen Worten. Hierauf stürzte er hinaus, fiel seinem Adjutanten um den Hals und sagte schluchzend: „Es ist alles verloren, mit den Männern da drinnen ist nichts zu machen.“

In diesem Roon'schen Briefe ist allerdings ein einzelner Irrtum zu korrigieren. Gerlach hat dem Staatsrate nicht beigewohnt, sondern nur in der Zwischenzeit den König privatim (in überaus geschickter Weise) bearbeitet.

In allem übrigen ist der Bericht mit der eigenen Erzählung des Prinzen in voller Übereinstimmung. Zugleich aber muß, damit die volle Tragweite des Momentes gewürdigt werden kann, auch die Roon'sche Berichterstattung ebenso wie die Gerlach'sche in den Gesamtzusammenhang seiner Denkwürdigkeiten hineingestellt werden. Über die damalige Stellung Roon's ist nämlich kurz vorher erzählt:

„Major v. Roon übernahm im Herbst 1849 wieder die Funktionen als Chef des Generalstabs des 8. Armeekorps. Er war glücklich, daß somit sein dienstliches Verhältnis zum General v. Hirschfeld bestehen blieb. Ebenso vermehrten sich die dienstlichen und außerdienstlichen Beziehungen zu S. K. Hoheit dem Prinzen von Preußen, da dieser, nach dem Feldzug in Baden zum Militär-Gouverneur für Rheinland und Westfalen ernannt, seine dauernde Residenz in das Schloß zu Koblenz verlegt hatte. Es war eine politisch schwer bewegte Zeit. Es ist auch kein Geheimnis, daß der damalige Prinz von Preußen in jenen Jahren die schwankende Haltung der Regierung namentlich in den deutschen Angelegenheiten und auf dem auswärtigen Gebiete entschieden mißbilligte.“

In demselben Zusammenhange wird noch der damaligen Umgebung des Prinzen gedacht, die im ausgesprochensten Gegensatze gegen die Gerlach'sche „Camarilla“ stand. Es werden Griesheim, Kirchfeld, Fischer, Gustav Alvensleben — alle untereinander „in herzlicher Freundschaft“ — mit Namen genannt. Über ihre ge-

meinsame Stimmung in dieser kritischen Zeit aber heißt es nachdrücklich: „Alle diese Männer waren vor allem einig in dem heißen patriotischen Streben, die heillose Unklarheit der öffentlichen Zustände, welche infolge der Uneinigkeit und Unentschiedenheit der maßgebenden Regierungskreise noch immer andauerte, durch den Einfluß des von ihnen so hochverehrten Prinzen von Preußen zu beenden und zugleich die gründliche Revision der Bundestagsverhältnisse, eine Auseinandersetzung mit Oesterreich, sowie eine heilsame Reform der preußischen Heeresorganisation herbeizuführen.“

Den gedruckten Berichten über diesen dies nefastus können wir endlich noch beifügen, daß der Adjutant, welchem der Prinz „schluchzend um den Hals fiel“, der gleiche Boyen war, dessen auch Gerlach als in Sansjoui anwesend gedenkt (neben Wrangel, Boddien und den Ministern). In einem Briefe von dem gleichen 2. November berichtet Boyen selber über den Hergang: „Der Prinz weinte wie ein Kind, daß ich nicht anders konnte, als ihm um den Hals fallen und sagen, daß die Ehre seines Namens wenigstens für die Geschichte gerettet sei.“ Ebenso hat er schon eine Reihe von Jahren vor dem Druck der Moonschen Denkwürdigkeiten bei Anlaß eines Gesprächs über die oben berücksichtigte, von ihm abgeschriebene Denkschrift den Hergang fast wörtlich so wie jener berichtet. Nur kamen noch einige bezeichnende Züge hinzu. Als die beiden im Vorzimmer wartenden Adjutanten Gerlach und Boyen „den König durch die Thür viel allein reden hörten“, suchte Boyen seinen älteren Kameraden möglichst fern von der Thür zu halten und durch lautes eigenes Gespräch jene nicht für ihre Ohren bestimmten Worte weniger vernehmbar zu machen. Als dann der Prinz zur Thür herausstürzte und ihm um den Hals fiel, hat es längere Zeit gedauert, bis derselbe, nachdem sie zusammen weggegangen waren, imstande war, ihm im Zusammenhang von dieser Stunde der tiefsten Schmach zu berichten. Auch vor und bei dem gemeinsamen Mittagessen aber gab es noch ein bezeichnendes Nachspiel. Die Prinzessin hatte, bevor der Prinz selbst zu Tisch kam,

von Boyen Bericht über den Hergang gewünscht, worauf dieser erwidert hatte, daß er, weil nicht Mitglied des Staatsrats, darüber nichts berichten könne. Als dann der Prinz selber eintrat, wurde die gleiche Frage an ihn selber gerichtet. „Hat Dir denn Boyen nichts erzählt?“ „Nein, der will ja von nichts wissen!“ Der Blick, den der Prinz daraufhin dem treuen Diener zuwarf, ist diesem zeitlebens unvergeßlich geblieben. War das persönliche Verhältnis schon vorher ein ungewöhnlich vertrautes, so ist doch die einzigartige Vertrauensstellung der späteren Zeit von Boyen stets auf diesen Tag zurückgeführt worden.

Die Stellung des Prinzen während dieser schweren Krise ist uns aber heute noch von weiterer Seite bekannt: durch die bei Radowiz' hundertjährigem Geburtstag (in der Nationalzeitung vom 6. Februar 1897) veröffentlichten Briefe des Prinzen an ihn. Nachdem, wie Gerlach am 3. November triumphierend berichtet, Radowiz auf seiner Entlassung bestanden hatte, hat ihm der Prinz am folgenden Tage geschrieben:

Babelsberg, 4. November 1850.

Unendlich wertvoll ist es mir, daß Sie mir Ihr Botum sendeten, sowie Ihren Ausspruch der Teilnahme am B. Ich war vernichtet. Gott wird es Ihnen lohnen, was Sie zur Ehre Preußens wollten. Sieht Brandenburgs Zustand nicht wie ein Gericht der Nemesis aus? Doch keine Bitterkeit und kein Hohn beschleicht mich.

Ihr treu ergebener

Prinz von Preußen.

Aus den am gleichen Orte mitgeteilten späteren Briefen des Prinzen ist hier noch das Botum vom 29. September 1851 von Belang:

„Erst handeln, dann raisonieren, heißt es jetzt. Das Entgegengesetzte haben wir nun 1½ Jahre vergeblich angewandt.“

Wieder ein Jahr später, am 11. September 1852, wirft der Prinz ebenfalls einen Rückblick auf die „beiseite gelegte Politik von 1849 und 1850“, um dann fortzufahren:

„Daß man deshalb jedoch Preußens Aufgabe in Deutschland, wie sie seit Friedrich des Großen Zeit sich kundgegeben, nicht vergißt, versteht sich dabei von selbst; aber auch diese Auffassung verlangt nicht eine sofortige Schilderhebung gegen Österreich. Die großen Ereignisse entwickeln sich langsam; 1850 glaubte ich mit Ihnen, der Moment sei gekommen, wo Preußen durch das Schwert sich seine Stellung in Deutschland erobern werde. Es sollte nicht sein — es war verfrüht.“

Nach dem Tode von Radowiz hat der Prinz in einem Briefe an dessen Witwe, vom 30. Dezember 1853, denselben als einen „Freund“ bezeichnet, „den ich in den schwersten Zeiten, die das Vaterland trafen, erst vollkommen gefunden und als solchen erfunten habe.“

Auch die am gleichen Orte mitgeteilten Briefe Friedrich Wilhelms IV. an Radowiz (vom 5. und 6. November 1850) bezeugen, wie der König ursprünglich mit ihm und dem Prinzen übereingestimmt hatte. Er hat dann Radowiz nach England gesandt. Dort ist der Plan zu der Einladung des Prinzen und der Prinzessin von Preußen zu der Ausstellung von 1851 gefaßt worden. Daß dieser Gedanke in die Zirkel der „Camarilla“ nicht paßte, liegt auf der Hand. Die Intriguen, durch welche die Reise verhindert werden sollte, sind in dieser Revue (November 1895) nach den eigenen Briefen des Königs und des Prinzen geschildert.

Eine bedeutame Ergänzung dieser Briefe an Radowiz bildet ferner der an General v. Ratzmer gerichtete Brief des Prinzen vom 4. April 1851 (die Antwort auf ein Schreiben Ratzmers vom 22. März, zum Geburtstage des Prinzen). Es heißt hier:

„Jawohl! Es war im November ein zweites 1813, nur vielleicht erhebender, weil nicht ein siebenjähriger fremdherrlicher Druck

diese Erhebung hervorgerufen hatte: es war ein allgemeines Gefühl, daß der Moment gekommen sei, wo Preußen sich die ihm durch die Geschichte angewiesene Stellung erobern sollte. — Es sollte noch nicht sein. Es muß wohl verfrüht sein, und ich glaube, wir sehen die gehoffte Stellung für Preußen nicht mehr. Ich bin gewiß für den Frieden und für ein Handinhandgehen mit Oesterreich, doch beides muß mit Ehren geschehen, und wir dürfen uns nicht, wie es geschieht, an das Gängelband nehmen lassen. Unser jetziges, momentan festeres Auftreten wird sich gewiß auch wieder in Wohlgefallen auflösen. Das Kommando, das mir des Königs Vertrauen im November anwies, war recht gemacht, um zu glauben, daß man die Welt stürmen könnte. Ich sah mit großem Vertrauen den Ereignissen entgegen, obschon ich die Gegner nicht gering schätzte und großen Feldherrn entgegenging, denn in dem Geist, der unsere Armee belebt, lag das Gefühl der Nachhaltigkeit.“

Diesen bereits gedruckten (wenngleich noch nirgends gesammelten) Äußerungen des Prinzen können wir aber endlich noch einen längeren Brief an Bunsen mit einem Rückblick auf die ersten Folgen des Münchener Traktats anschließen, beachtenswert besonders durch die Ruhe und Besonnenheit, mit welcher der Prinz auch nach einer Zeit größter Erregung alle günstigen Chancen berechnet:

Berlin, 23. 12. 50.

Die Einlage, um deren gütige Besorgung ich Sie ersuche, gibt mir Veranlassung, Ihnen einige Zeilen zuzusenden. Eigentlich habe ich auf mehrere Ihrer Briefe zu antworten; sie trafen mich indessen zu einer Zeit, in welcher wir in solcher Krise lagen, daß eine Meinungsäußerung fast unmöglich war, wenn man nicht in geregelter Korrespondenz sich befindet. Jetzt sehen wir anders in die Zukunft als sonst — ob besser, das muß die Zeit lehren. Der Mann, mit dessen System der König und ich seit dem 26. März 49 gingen, ist bei Ihnen gewesen. Er wird Ihnen die Schilderung des

2. November gemacht haben. Der 6. November gab uns allen neues Leben — obgleich er ein edles Leben endete, das am gebrochenen Herzen starb! eine so edle Natur, wie die des Grafen Brandenburg, mußte der so frechen Inkonsequenz erliegen! Friede seiner Asche! —

Der 29. November zu Olmütz und der 1. Dezember zu Potsdam entschied den Wechsel des Systems Preußens in der deutschen Frage! Da es meinem Charakter zuwider ist, einem Schaukelssystem Beifall zu klatschen, so habe ich mich ganz zurückgezogen von allen Verhandlungen. Daß ich deshalb nicht mit dem Könige und dem Gouvernement gebrochen habe, wird Ihnen einleuchten. Ein solcher Bruch muß Unheil über das Vaterland bringen und darf nur im alleräußersten Falle eintreten. Ich habe, meinem Charakter getreu, unparteiisch die Stipulationen von Olmütz erwogen. Sie haben uns Dinge gewährt, die wir seit der Errichtung des Pseudo-Bundestages unausgesetzt verlangt hatten, freie Konferenzen und Mitsprechen in allen deutschen Angelegenheiten, — welches uns durch jene Création verweigert war, um Proselyten bei der Union zu machen, Preußen zuletzt zu isolieren oder zum Eintritt in den pseudo Bundestag zu zwingen oder es durch Isolierung, durch Krieg vielleicht — zu demolieren. — Dagegen haben wir die Konzession in Hessen gemacht und die Massacre in Holstein in mögliche Aussicht gestellt. Beides sind moralische Schläge ins Gesicht der Armee, die mit bewunderungswürdiger Begeisterung unter die Waffen trat. Dies trat allen Patrioten sofort klar vor die Augen, in der ersten Aufregung übersah man die gute Seite von Olmütz. — Wie natürlich! Jetzt hat sich die Stimmung sehr beruhigt, man wägt unparteiisch ab und trauert nur über die Inkonsequenz in Hessen!

Ob uns Dresden etwas Keelles bringen wird, weiß der Himmel! Zurückweisen durfte man die Konferenzen nicht, da wir sie seit dem Mai selbst verlangten. Man scheint ziemlich entschieden von unserer Seite auftreten zu wollen, indessen wie oft hat dieser Schein betrogen. Man sollte jetzt den weiteren Bund möglichst lax konstituieren,

für den engeren die Stärke reservieren und dessen Konstituierung auf dem Prinzepe des 26. Mai später erst vornehmen. Dieses Kanevas ist sehr weitschichtig; geschickte Hände können aber ein schönes Gebild darin einzeichnen!

Empfehlen Sie mich Ihrer ganzen Familie auf das Herzlichste. Sollten Sie die Königin und den Prinzen sehen, so legen Sie mich zu Füßen. Bleibt Frieden, so hoffe ich zur Exhibition zu erscheinen.

Ihr

Prinz von Preußen.

Die preussischen Urheber der Demütigung Preußens haben selber noch anders über ihre damalige Tätigkeit urteilen gelernt. Unsere politische Literatur enthält schwerlich etwas Lehrreicheres als die Lehrjahre Bismarcks in Frankfurt am Main, wie sie in den Briefen an seinen früheren Lehrmeister L. v. Gerlach sich abspiegeln. Bismarcks damaliger Freund und späterer Rivale Edwin v. Manteuffel sagt in einem seiner Briefe an Ranke*) über die von ihm

*) In den gleichen Briefen, (vgl. Nr. 116, Brief 12) wird ein höchst bezeichnender Umstand berichtet, wie die gleiche Kamarilla, welche den Prinzen von Preußen und Radowiz bekämpfte, seit Jahren systematisch an Bunsens Sturz arbeitete:

„Ich erinnere mich, General Rauch zu General Alvensleben sagen gehört zu haben: ‚Ist es wahr, daß der König Bunsen gehen lassen will, wenn du das Ministerium nimmst?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Nun, dann wirst du doch Minister?‘ — ‚Nein.‘ — ‚Da bist du kein Patriot; ich kann versichern, daß, wenn der König zu mir sagt: Rauch, willst du dich hier an dem Baum aufhängen lassen, wenn ich Bunsen den Abschied gebe? so knüpfe ich selber den Stragen auf und reiche meinen Hals hin. Nimm doch das Ministerium wenigstens auf 24 Stunden, lasse die Ordre von Bunsens Abschied zeichnen und nimm dann selbst wieder deinen eigenen!‘ Sie glauben gar nicht, welche Kämpfe der König zu bestehen hatte, um Bunsen zu halten.“

Auch das Urteil Manteuffels über die Ursachen, weshalb diese Intriguen nicht früher zum Ziele führten, ist — zumal für die Auffassungsweise des Briefschreibers selber — höchst bezeichnend:

mit korrigierte Ausgabe des Briefwechsels des Königs mit Bunsen (Allg. Ztg. 1896, Nr. 113, Nr. 4):

„Das Unglück damaliger Zeit war eben, daß im Innern des Landes Nachschwingungen der Märztage Gewalt hatten. So wurden auch die auswärtigen Fragen vielfach von dem reinen Parteistandpunkt beurteilt, und wurde vor allem der Gesichtspunkt ins Auge gefaßt, ob das konservative oder das revolutionäre Prinzip durch die oder die Lösung Vorteil haben könne. Bruch mit Österreich und Rußland wurde von sehr tüchtigen Leuten als Aufgeben des Königtums und Sieg des Jakobinismus angesehen.

„Hätte ich nicht Ihre Vorträge bei Prinz Albrecht und auf der Universität gehört gehabt, ich hätte auch leicht zu weit gehen können nach der Richtung; so hielt ich fest, daß die nationale Selbständigkeit und das Staatsinteresse niemals dem abstrakten Prinzip untergeordnet werden dürften.“

Vor allem aber sind es die Gerlach'schen Denkwürdigkeiten selber, aus welchen das über seine damalige Tätigkeit ergangene Gericht der Geschichte zu Tage tritt. Als es sich um die Regentschaft des Prinzen handelte, welche seine Partei solange zu durchkreuzen gesucht hatte, mußte er zu seinem Schrecken erkennen: „Der

„Fragen kann man sich, warum der König, obgleich er sah, daß Bunsen schon nicht mehr mit ihm übereinstimmte, ihn doch immer noch zu Vertrauensaufträgen brauchen wollte. Mir fällt ein, was mir der hochselige König da einmal von dem General Willisen gesagt: er lobte viele Eigenschaften von ihm, auch wie er ihm ergeben sei; ‚aber,‘ sagte er, ‚er ist nahe daran, ganz in die Hände der Gott versuchenden modernen Liberalen zu fallen; er schwankt am Rande eines Abgrundes, und nur ein Strohalm stützt ihn vor dem gänzlichen Sturz, der Strohalm ist sein Gefühl für mich, entziehe ich ihm jetzt mein Vertrauen, suche ich nicht immer wieder durch Aufträge ihn zu mir heranzuziehen, so schwindet der Strohalm, der ihn noch im Gleichgewicht hält, und er stürzt unmittelbar in den Abgrund!‘ Sollte nicht ein ähnliches Gefühl den König trotz aller Ratsschläge von Rauch und Brandenburg und Livensleben immer wieder verleitet haben, Bunsen in die Geschäfte hineinzuziehen?“

Prinz beabsichtigt in einen viel schärferen Gegensatz gegen das bisherige System zu treten, als man gedacht hat.“ Als die Ursache dieses Gegensatzes bezeichnet er selber den Olmüßer Traktat. Und er war zugleich durch die Vermittlung der Königin Elisabeth in der Lage, den Brief des Prinzen an den bisherigen Ministerpräsidenten, in welchem letzterem seine Entlassung mitgeteilt wurde, seinem Tagebuch einzuverleiben (II S. 631):

„Ich erkenne es in vollstem Maße an, wie vor allem Sie als Mitglied des damaligen Ministeriums Brandenburg den Thron und das Vaterland von einem schweren Verhängnis erlöset und in Verbindung mit den jetzigen Ministern seit einer Reihe von Jahren unserem jetzt so schwer betroffenen König und Herrn nach bestem Wissen mit Rat und Tat gedient haben. Ich habe aber auch, als neben der Regierung stehend, mich leider oft nicht in Übereinstimmung mit den Regierungsmaßregeln befunden und ist Ihnen das nicht unbekannt geblieben, ebensowenig wie den übrigen Staatsministern, da ich stets mit Offenheit und Überzeugung mich darüber ausgesprochen habe, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Meine abweichenden Ansichten sind teils prinzipieller, teils formeller Natur, so daß ich die nötige Übereinstimmung mit meinen Ansichten und eine Einmütigkeit des Handelns mit mir bei dem ferner zu beobachtenden Gange der Regierung nicht voraussetzen kann. Unter diesen Umständen habe ich daher beschlossen, ein neues Staatsministerium zu bilden.“

VI. Des Prinzen von Preußen Reise zur Londoner Welt- ausstellung 1851.

Die hier zum Abdruck gelangenden Briefe behandeln ein Jahr im Leben unseres großen Kaisers, das nicht ohne Einfluß auf seine spätere Handlungsweise geblieben ist. Sie könnten durch verbindenden Text oder laufenden Kommentar nach des Herausgebers Ansicht nichts gewinnen. Wunderbar genug ist es, daß die Briefe, nach bald fünfzigjähriger Verborgenheit ans Tageslicht tretend, heute sich so frisch lesen wie zu der denkwürdigen Zeit, da sie geschrieben wurden. Ist es nicht, als hätte man einen historischen Roman in Briefform vor sich? Nur wo eine Hindeutung auf damals Geläufiges, jetzt kaum Bekanntes dunkel schien, ist am Fuß der Seite und mit knappen Worten die notwendige Erläuterung gegeben worden.*)

1. Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London, 16. Januar 1851.

Ew. Königlichen Majestät melde ich heut amtlich die für morgen festgesetzte Abreise des Generals von Radowiz, welcher hofft, sich Mittwoch bei Ew. Majestät melden zu können.

Ich wünschte, ich könnte ein getreues Bild des glänzenden Empfanges geben, welchen die Königin und Prinz Albert mit allen Behörden und der hohen Gesellschaft sich beeifert haben dem geistreichen und genialen Staatsmanne und Menschen, dem Freunde

*) Die einleitenden Worte sind von D. G. von Bunsen. Das gleiche Prinzip ist auch bei den späteren Veröffentlichungen beobachtet.

Ev. Majestät zu gewähren. Alle Welt hat ihn gefeiert. Ich und die Meinigen haben uns gern bemüht, ihn, wie Ev. Majestät schrieb, zu pflegen, und er hat sich das mit großer Liebenswürdigkeit gefallen lassen. Die acht Wochen seines hiesigen Aufenthalts und der Hausgenossenschaft werden uns allen unvergeßlich sein.

Ich schlage den Gewinn der engen und aufrichtigen Geistes- und Seelenverbindung dieses treuen Dieners und Freundes Ev. Majestät mit dem hiesigen Königshause und Lande politisch sehr hoch an, wie auch immer die Zukunft sich gestalten mag. Auch ihm fehlte bis jetzt die Anschauung.

Er hat, mit Ausnahme des Herzogs von Wellington, der fast ganz taub ist und gar keine Gesellschaft mehr empfängt, alle leitenden Männer (und Frauen) Englands gesehen, und ist mit ihnen in ein persönliches Verhältnis getreten. Es hat mir große Freude gemacht, meine Stellung benutzen zu können, um ihm dieses zu erleichtern.

Mit den treuesten Wünschen dankbarer und ehrerbietiger Anhänglichkeit . . .

Bunjen.

2. Bunjen an den Prinzen von Preußen.

London, 16. Januar 1851.

Ev. Königlichen Hoheit wird General von Radowiz mündlichen Bericht abstaten über die Absichten und entschiedenen Wünsche Ihrer Majestät und des Prinzen Albert: Ankunft vor dem 1. Mai für die Eröffnung. Absteigen im Königlichen Schlosse.

Ich habe nichts unterlassen, um das zweite abzuwenden; man erwidert, die Königin habe nie an etwas anderes gedacht: niemand weiter sei eingeladen, und man habe also alle Zeit und allen Platz für den hohen Familienbesuch. Stockmar und Meyer*) sagen mir vertraulich daselbe.

*) Karl Friedrich Meyer, der neuerdings wieder bekannt gewordene Dichter, war Privatsekretär des Prinzen Albert. Er genoß zeitlebens das Vertrauen des Prinzen von Preußen und dessen erlauchter Gemahlin.

Über Politik schreibe ich nicht, als daß ich in allen Stücken mich mit General Radowiz in Übereinstimmung finde.

Nichts kann auszeichnender sein, als der ihm hier gewordene Empfang seitens der hohen Gesellschaft aller Parteien, und seitens des Hofes. Die Königin hat ihm zum Abschiede eine anderthalbstündige Audienz in ihrem Kabinette gewährt.

Gott erhalte König, Vaterland und das ganze Königliche Haus! Das neue Jahr ist ein schweres und erfordert Mut und Glauben.

Mit ehrerbietigster Anhänglichkeit, und den ehrerbietigsten, dankbaren Empfehlungen der Meinigen . . .

Bunsen.

3. Radowiz an Bunsen.

Erfurt, 29. Januar 1851.

Meine nächste Empfindung bei der Heimkehr ist Ihnen zu danken, mein teurer Freund. Was Sie und die Ihrigen, was Ihr Haus mir geboten hat an Nachsicht, und Wohlwollen, ja an wirklicher, werktätiger Liebe, das werde ich in unwandelbarer Erinnerung bewahren, so lange ich lebe. Ich kam in London an mit gequältem Herzen und dem Gefühle tiefer Einsamkeit, und habe es verlassen als schiebe ich von dem Nächsten und Liebsten. Das ist der Segen innerer Gemeinschaft, daß sie die äußere nach sich zieht.

In Berlin bin ich, wie wir es besprochen hatten, nur drei Tage geblieben, was auch dagegen geschehen mochte. Der König hat mich mit aller Liebe, mit ungetrübtem Vertrauen empfangen; Gott hat allerdings etwas in unsere Seelen gelegt, was alle Wechsel der Zustände überdauert. Aber mein Kummer ist darum nur desto größer gewesen. Unser teurer Herr ist nicht in die Täuschungen und Fallstricke anderer eingegangen; er sieht vielmehr hierin noch immer klar genug. Aber er hat sich eine eigene Welt von Illusionen aufgebaut, und wie fest er in dieser befangen ist, das haben die vielstündigen Mittheilungen, die er mir über den gesamten Verlauf

nach seiner Auffassung machte, nur zu schmerzlich erwiesen. Die faktischen Einzelheiten haben wenig Interesse für Sie; im großen und ganzen ist der Stand der Dinge völlig so, wie wir ihn a priori begriffen. Die Verhandlungen in Dresden werden sicher kein anderes Resultat liefern als die Herstellung der Zustände vor 1848; die beabsichtigten Abänderungen in der Bundesverfassung sind theils ganz gleichgültig für die wahre Aufgabe der Zeit, theils geradezu schädlich. Die großen materiellen Projekte Oesterreichs*) werden in Weniges zerrinnen, aber doch den Zollverein lockern, und statt der positiven Gemeinschaft auf bloße allgemeine Prinzipien hinauslaufen. Die Stimmung ist, soweit ich davon gehört, tief gedrückt, aber still, theils aus Abspannung, theils aus Vorsicht. Zunächst kann dies nur gebilligt werden; man soll und muß sich hüten, daß der Kummer nicht in Ärger umschlage. Die deutsche Sache ist verloren, darüber kann sich niemand täuschen; soll sie aber in kommender Zeit wieder zum Leben erwachen und zum besseren Ziele gedeihen ohne Empörung, so müssen die Organe unbeschädigt bleiben, durch welche sie sich rechtlich wieder geltend zu machen vermag. Die Partei der Konterrevolution, angestachelt von Wien und Petersburg, hat auch jetzt noch keine Aussicht, ihre Hände nach der Verfassung auszustrecken, solange nicht ein wirklicher Bruch zwischen den Kammern und der gegenwärtigen Regierung hervortritt. Dies darf daher auf keinen Fall geschehen.

Ich habe mich, wie Sie wissen, von jedweder Beteiligung schlechterdings fern halten müssen und wollen, und alle Versuche dazu, nach beiden Seiten hin, streng zurückgewiesen. Daß dies ein gebotener Weg sei, davon überzeuge ich mich täglich mehr.

Am 25. bin ich nach Erfurt zu Frau und Kind zurückgekehrt. Mit diesen und meinen Büchern in tiefster Abgeschlossenheit zu leben, ist mein einziger irdischer Wunsch. Noch habe ich darüber keine

*) Eintritt der habsburgischen Gesamtmonarchie in den deutschen Zollverein.

Zuversicht erlangen können; der König ergibt sich zwar in den Gedanken, daß ich keine politische Beziehung und auch kein anderes Verhältnis zu seiner Person einzugehen vermag, aber er besteht auf dem Gedanken, daß nichts entgegenstehe, daß ich in den aktiven Militärdienst wieder eintrete. Hierüber kämpfen wir noch unentschieden.

Haben Sie die Güte, mein teurer Freund, von ganzem Herzen die Ihrigen zu grüßen, aber jeden einzeln, also Ihre liebe Frau, Frau Klausen, Frances, Emilie, Theodora, Mathilde, meinen treuen Georg, Ernst und Frau. Meine Frau schreibt demnächst an die Ihrige; sie hat auch einen vortrefflichen Brief von Frau Klausen erhalten, der ihr große Freude gebracht.

Wenn Sie Cravens*), Ford, Hayward, unsere beiderseitig verehrte Mrs. Norton**) und so manchen anderen guten Bekannten begegnen, so bitte ich um Grüße und um die feste Versicherung, daß ich nicht vergessen werde, was diese vortrefflichen Menschen dem fremden Gaste an Wohlwollen entgegengebracht haben. Auch unseren Duchesses Somersset und Inverness bitte ich mich ins Gedächtnis zurückzurufen. Ich habe kaum je im Leben und der kurzen Frist so viel Freundliches empfangen, als unter Ihrer Ägide. Daher nochmals den besten Dank von Ihrem treuen Freunde R.

Über Ihre persönlichen Angelegenheiten habe ich mich dem Könige gegenüber auf der übereingekommenen Linie gehalten, teurer Freund. Er weiß daher, daß Ihre Familienverhältnisse und Ihre Gesundheit es erheischen, daß Sie bei Beginn der besseren Jahres-

*) Mrs. Augustus Craven, Tochter des Grafen La Ferronays, welcher vor dem Eintritte des Polignac'schen Kabinetts Minister Karls X. von Frankreich war, ist in der katholischen Literatur berühmt durch ihr Buch: *Récit d'une Soeur*.

**) Eine der drei durch ihre Schönheit berühmten Entfemmen des Dichters Sheridan, spielte Mrs. Norton als Schriftstellerin und durch ihre seltenen Unterhaltungsgaben in der großen Gesellschaft Londons eine bedeutende Rolle.

zeit einen längeren Urlaub nehmen, und ist darauf vorbereitet. — In dem Könige liegt eine Neigung, selbst zur Ausstellung nach London zu kommen, die er aber wohl keinesfalls auszuführen imstande sein wird.

Wenn Sie antworten, so bitte ich auf den äußeren Umschlag zu setzen: An Herrn Joseph Carl Lucius zu Erfurt, auf dem Anger.

4. Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen an Bunsen.

Bonn, den 26. Januar 1851.

Mein lieber Herr Bunsen, wie dankbar bin ich Ihnen für Ihre freundliche Teilnahme! Durch Gottes allmächtige Vorsehung bin ich vor einer furchtbaren Gefahr*) bewahrt worden, und habe recht von neuem seine Gnade erkennen lernen, die er mir schon so oft bewiesen. Wie Sie, so sehe auch ich jenen Vorfall als eine gute Vorbedeutung für mein künftiges Leben an, und hoffe zu Gott, daß er mich also leiten möge!

Ihre Mitteilungen aus London haben mich sehr interessiert, und meine Lust, zur Ausstellung zu kommen, sehr vermehrt. Wie gnädig aber von Ihrer Majestät der Königin, mich auch zur Eröffnung einzuladen. Möge sich nur alles bis dahin so gestalten, daß man das Vaterland auf einige Zeit verlassen könne, um diesem gnädigen Ruf Folge leisten zu können. Die sonstigen Schwierigkeiten ließen sich vielleicht heben, jedoch kann ich Ihnen noch gar nichts sagen. Von meinen Eltern hörte ich noch keine Äußerung darüber in letzter Zeit. Sie begreifen aber, wie groß meine Freude wäre, Sie auf britischem Boden wiederzusehen!

Bis dahin treibe ich ruhig meine Studien fort, und finde große Freude und Interesse an denselben. Sehr freute ich mich neulich, Ihren Herrn Sohn bei Brandis kennen zu lernen.

*) Der Prinz befand sich in einem Eisenbahnzuge, dem ein erhebliches Unglück zustieß. Rasch aus seinem unverkehrten Wagen herausspringend, war er unter den ersten, welche den Beschädigten Hilfe leisteten.

Leben Sie für heute wohl und nehmen Sie nochmals meinen besten Dank entgegen. In der Hoffnung, Sie bald wiederzusehen
Ihr sehr wohlgeneigter
Friedrich Wilhelm, Pr. v. Pr.

5. Prinz von Preußen an Bunsen.

Koblenz, 16. 3. 1851.

Indem ich Sie ersuche, die Anlagen gütigst besorgen zu wollen, danke ich Ihnen bestens für Ihre zwei letzten Briefe. Die Einladung der Königin und des Prinzen, offiziell zur Ausstellungseröffnung uns einzufinden, war nicht abzuschlagen und habe ich, mit Erlaubnis des Königs, die Zusage in der Anlage durch den Prinzen der Königin mitgeteilt. Freilich ist dadurch mein Lieblingsplan, bei Ihnen infognito zu wohnen, vereitelt und tröste ich mich damit, daß wir Ihnen und den Ihrigen nun nicht beschwerlich fallen werden. Ich werde meine beiden Kinder mitbringen und Ihnen später eine Liste unseres Gefolges zukommen lassen.

Die Ministerkrisis*) ist eigentümlich geschlichtet. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, scheint mir das hier verwendbare Sprichwort zu sein. Der Stoß im vorigen Juni war zu heftig, als daß das Ministerium sich bleibend von demselben erholen kann. Wenn es jetzt nicht fiel, so scheint daran Stanleys extreme Richtung schuld zu sein; findet er jetzt, nach dem Mißglücken, den Weg zu den Peeliten — den er gewiß längst im Kopfe hat — so ist ein Fusionsministerium möglich und England dann auf lange einer Katastrophe überhoben.

Bei Dresden schweige ich! Alles, was dort geschieht, hat nur insofern Interesse noch für mich, als Preußen nicht ganz miserabel daraus hervorgehe. Eine Verkleisterung der deutschen Verhältnisse kann nur das Resultat sein, wenn man nicht die Prinzipien der Ver-

*) In England.

bündung ändert, das heißt Bundesstaat statt Staatenbund. Es wäre notwendig, eine neue Schrift nach der: von Warschau nach Olmütz — erscheinen zu lassen, die vielleicht zu betiteln wäre: von Warschau über Olmütz nach Dresden!?! —

Ehe ich abreise, Ende April, wäre es vielleicht gut, wenn Sie mir einen kleinen Abriß der englischen Verhältnisse senden könnten, aber freilich durch sichere Hand.

Also auf Wiedersehen Ihr

Prinz von Preußen.

6. Oberst Fischer an Bunjen.

Bonn, 6. April 1851.

Euerer Excellenz sehr geneigte Zuschriften vom 23. Januar und 21. Februar dieses Jahres würde ich schon früher beantwortet haben, wenn ich Bestimmtes über die Überkunft meines jungen Herrn nach London hätte berichten können. Ich war ursprünglich gegen die Reise im Mai, weil sie — in Verbindung mit der unmittelbar darauf stattfinden sollenden Anwesenheit des Prinzen bei Enthüllung des Denkmals für Friedrich den Großen, mit der sich daran schließenden Feier des Todestages des hochseligen Herrn und dem Pfingstfest — das nächste letzte Semester uns hier dermaßen beschränkt, daß davon kaum acht Wochen von Mitte Juni bis Anfang August übrig bleiben Indes hat die Königin auf der Einladung bestanden, und ich mußte mich danach einzurichten suchen. Ich schlug also vor, Sommer- und Winterbeschäftigung gegen den früheren Plan zu vertauschen. Statt den Prinzen nach Beendigung des Semesters zum Dienst in ein Regiment eintreten zu lassen, wie früher bestimmt war, sollte er von Juni bis Oktober Dienst tun, und von da ab bis Ostern 52 seine Studien hier fortsetzen. Ich lege auf Bonn den Akzent, weil hier einigermaßen ruhige und gesunde Luft ist, weil ferner der junge Herr sich endlich an seine

Lehrer gewöhnt hat, und besonders es Berthes gelungen ist, ihn so zu fesseln wie noch nie ein Lehrer vorher es vermocht, indem er ihn wirklich zu innerlicher Selbsttätigkeit herangezogen. Die Gewöhnung an letztere scheint mir aber die erste Bedingung für Entwicklung eines tüchtigen Charakters, und darum liegt mir so viel daran, den Prinzen wenigstens noch ein halbes Jahr hier festzuhalten. Eine andere Universität kann mir für einen sechsmonatlichen Aufenthalt, von dem überhaupt nur noch die Rede ist, dergleichen gar nicht bieten, weil die Zeit kaum ausreicht, um im günstigsten Fall ins Geleise zu kommen. Der junge Herr war so verständig, sich bald von der Zweckmäßigkeit meines Planes zu überzeugen, und auch die hohen Eltern billigten denselben. Jetzt ist er aber auf dem Wege, an dem Widerstande in Berlin zu scheitern, wo die Änderung, d. i. die Zustimmung, bewilligt werden muß. Man akzeptiert die eine Hälfte, nämlich den Eintritt zum Frontdienst im Juni, schlägt aber die Rückkehr zum Herbst hierher ab, und die Faiseurs proponieren mir den Besuch einer anderen Universität, wahrscheinlich der in Halle, wo Herr Leo doziert. Sowohl der Prinz von Preußen wie ich haben protestiert, und wir werden davon nicht so schnell abstehen, doch habe ich wenig Hoffnung, daß es mit Erfolg geschehen wird. Nach London werden wir aber hoffentlich am 26. d. abreisen, um am 28. früh daselbst anzukommen.

Als ich Ihres Sohnes Georg ansichtig wurde, wie er mir Euerer Exzellenz geneigtes Schreiben vom 21. Februar brachte, wurde auch in demselben Augenblick der Gedanke in mir rege, daß er uns ein vortrefflicher Führer in England sein könne. Aus den Erkundigungen, welche ich noch an demselben Abend über seinen hiesigen Aufenthalt von ihm selbst einzog, entnahm ich indeß, daß er für notwendig halte, hier in den Sommer hinein zu bleiben, und gab meine Absichten auf, weil sie nur mit Störungen für ihn zu realisieren waren. Die Frau Prinzessin hatte ähnliche Pläne gehabt, ohne von mir angeregt zu sein, und ich gab Herrn Georg davon Kenntniß,

als er vor acht Tagen zum Besuch nach Koblenz ging. Heute sagt er mir, daß Euere Exzellenz bestimmt haben, er möge sich so einrichten, daß er den Mai in London zubringen könne. Für den Prinzen und für mich ist diese Entscheidung im höchsten Maße anerkennenswert, und ich gestatte mir Euerer Exzellenz dafür meinen besten Dank zu sagen, da ich hoffe, daß wir in London werden wenigstens 14 Tage gewinnen können, um nicht allein den Hof und die Hauptstadt, sondern auch einen Teil des Landes, wenn auch nur flüchtig zu sehen.

Von allgemeinen Dingen weiß Euerer Exzellenz ich nichts Neues zu erzählen. Wie oft habe ich mich dessen erinnert, daß wir jetzt endlich glücklicherweise da angelangt zu sein scheinen, nämlich beim Bundestage, wo Euere Exzellenz schon im August vorigen Jahres hinwiesen; nur sind wir leider immer noch nicht dahin gekommen, uns davon zu überzeugen, daß zurzeit nichts uns günstiges Positives gemacht werden könne.

Mit der Bitte, mich gelegentlich Herrn von Stockmar geneigtest empfehlen zu wollen, verharre ich mit aufrichtiger Verehrung zu meiner Ehre

Euerer Exzellenz treu gehorsamster Diener

Fischer.

7. Prinz von Preußen an Bunsen.

Koblenz, den 10. April 1851.

Das Allerunerwartetste, was mir begegnen konnte, ist mir heute vom König zugekommen! Auf sein Befragen hat sich das Staatsministerium gegen meine und der Meinigen Reise nach London erklärt:

1. Weil bei dem Zusammenfluß aller Révolutionaires der Welt unser Leben gefährdet sei;

2. weil wahrscheinlich in den nächsten vier Wochen eine rote

Revolution in Frankreich ausbrechen und sich über Deutschland verbreiten werde, und

3. weil bei der Lage des jetzigen englischen Ministeriums, mein Erscheinen daselbst, eine für die Interessen Preußens unerwünschte Deutung erhalten könne!

Ich habe erwidert, daß ich alle drei Punkte nicht als triftige Gründe gegen meine Reise ansehen könne.

ad 1 so stände unser aller Leben in Gottes Hand, und es würde daselbe an dem von Ihm bestimmten Tage zugrunde gehen, es möge in England, Koblenz, Berlin oder wo sonst sein!

ad 2 so sehe ich trotz aller Anzeigen und Meldungen durchaus keinen vernünftigen Grund, warum gerade in diesen Wochen ein roter Aufstand ausbrechen soll. Wenn gewiß auch nicht zu leugnen sei, daß die Révolutionaires eifriger als je arbeiten und alles für einen günstigen Moment zur Schilderhebung vorbereiten, so sehe ich einen solchen Moment nirgend sich darstellen. Wenn man so besorgt sei, so könne man überhaupt sich gar nicht mehr vom Stuhle bewegen, ohne Gefahr zu laufen, ihn zu verlieren.

ad 3 so wäre mir der Sinn dieser Annahme etwas dunkel geblieben; jedenfalls glaube ich, daß nie in meinem Leben ein Moment gefunden werden könne, wo mein Erscheinen in England weniger einer politischen Deutung unterworfen sein könne, als gerade diesmal.

Ich habe dem König geschrieben, daß ich Sie von allem benachrichtigt habe und ihn ersucht, keinen entscheidenden Beschluß zu fassen, noch weniger dem Prinzen Albert abzuschreiben, bis Er nicht von Ihnen einen Bericht über die Sachlage erhalten habe.

Zur schleunigsten Einreichung dieses Berichts fordere ich Sie also hiermit auf, sowie um Kommunizierung einer Abschrift desselben an mich. Sollten Sie alle diese Bedenken des Königs und Staatsministeriums teilen, — dann freilich bleibt nichts übrig, als die Reise

aufzugeben. Ich vermag indessen alle diese Gründe nicht der Königin und dem Prinzen anzuführen, weil ich sie nicht teile.

Außerdem habe ich den König aufmerksam gemacht, wie unglaublich es heiße die Queen Victoria manquieren, ihr im letzten Moment die Sache abzuschreiben, zu der man seit zwei Monaten Gelegenheit gehabt habe, sich zu besinnen. Ich hätte ihr mein Kommen, mit des Königs Erlaubnis, zugesagt nach dreimonatiger Einladung; jetzt sogar den Tag meines Eintreffens angezeigt; und nach dem allen soll ich absagen?? Aber auch ist es ein affront für Königin, Prinzen und Ministerium, daß man deren Gast nicht sein will, weil sie die Einladung zu etwas ergehen ließen, wo sie nicht bedacht hätten, auf die Sicherheit ihrer Gäste zu denken! Alle müssen ja über eine solche Taktlosigkeit empört sein. Anders wäre es, wenn der Hof selbst alle diese Besorgnisse teilt und nur uns nicht selbst die Freude verderben will, uns abzuschreiben.

Enfin, ich sehe in allerkürzester Frist Ihrer, Antwort entgegen, die Sie also gleichzeitig nach Berlin wollen gehen lassen. In welchem Maße mir die Sache unangenehm ist, vermag ich Ihnen nicht zu schildern! Ihr letzter Brief hat mich ungemein interessiert; Graf Bückler hat Ihnen die Liste des Gefolges gesendet. Wir wollen den 28. eintreffen!?

Ihr

Prinz von Preußen.

8. König Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen.

B. 11. April 1851.

Hier, teuerster Bunsen, ein Brief an Prinz Albert. Sein Inhalt ist die Frage, „ob die Königin und er, unter den gegenwärtigen Umständen bei Ihrer Einladung für Wilhelm, Frau und Sohn beharren oder nicht?“ Es ist außer Zweifel, daß die Menschen des Verderbens für Mai, spätestens für Juli eine allgemeine blutrote

Schilderhebung vorhaben. Ob dieselbe ausgeführt wird? steht allerdings auf einem anderen Blatt. Was meinen Sie nun selbst, lieber Freund? Darf sich der Prinz von Preußen der Gefahr aussetzen, durch diese Rebellion vom Vaterlande und dem Berufsschauplatz sich abgeschnitten zu sehen? Das Staatsministerium ist einstimmig dagegen. Sein Votum liegt in meinem Briefe an den Prinzen.

Eine zweite Frage, die Sie und er besser beurteilen können, als wir hier, ist die, „ob Wilhelms und seines Sohnes Leben bedroht sein dürften“? Ich halte wenig von der dormaligen Fähigkeit der Londoner Polizei, und von deren Können gegen den Mord gar nichts. Und zwar kraft der Beispiele an der herrlichen Königin.

Schütten Sie mir Ihr Herz über beregte Fragen rein aus, und ist's möglich, besprechen Sie sie selbst mit dem Prinzen.

Vale!

F. W. R.

P. S. Das Zuströmen des deutschen Proletariats ist durch die Blutrotten förmlich organisiert in Scharen. Eine derselben führt Uhlisch!!!! — der jedes Frevels fähig — und verläßt dieser Tage Bremen, wo der Umsturz schamlos auf der Gasse geht.

Was eine gesunde und kluge Politik und der Königin wohlüberlegter Wunsch empfehlen, werde ich tun.

9.

Immediatbericht Nr. 28.

An des Königs Majestät.

London, 12. April 1851.

Allerdurchlauchtigster zc. Die Königin wird nächsten Dienstag London verlassen, um, wie gewöhnlich, die stille und die Osterwoche in Windsor zuzubringen. In anderen Jahren kehrte Ihre Majestät erst in der dritten Woche nach Ostern oder auch später in

die Stadt zurück. Diesesmal aber wird der Hof bereits Montag den 28. dieses wieder Buckingham Palace beziehen. Am folgenden Tage, als am 29., sieht die Königin der Ankunft des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, nebst dem Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Luise entgegen. Am 1. Mai wird die Königin mit dem Prinzen und ihren hohen Gästen die große Ausstellung im Crystal Palace eröffnen, und unmittelbar darauf wird eine Reihe von Drawing Rooms und Hoffesten folgen.

Die in fremden Zeitungen verbreiteten Gerüchte, als wenn die Königin, um den Gefahren der Ausstellung zu entgehen, London zu verlassen gedächte, entbehren jeglicher Begründung. Es ist auch nicht einen Augenblick die Rede davon gewesen, weder bei Hofe, noch beim Ministerium: und wirklich läßt sich auch vom hiesigen Standpunkte keine Veranlassung dafür angeben. Wenn die deutsch-ungarisch-italienischen Flüchtlinge durch ihr verunglücktes Festmahl im vorigen Monate ihre Machtlosigkeit ebensowohl als die zerstörende Natur ihrer Anschläge zu Markte getragen, und dadurch sich lächerlich und verhaßt gemacht haben, so ist es bei den französischen Flüchtlingen, Ledru Rollin an der Spitze, gelungen, dieselbe Wirkung hervorzubringen durch eine neuerlichst in den hiesigen Zeitungen veröffentlichte Protestation gegen die ihnen Schuld gegebenen blutdürstigen Pläne. Sie weisen darauf hin, daß sie die Guillotine abgeschafft, und versprochen, sich an ihren Feinden nicht zu rächen, wenn sie einmal wieder zur Macht gelangen sollten. Jedermann hier sieht ein, daß alle jene Menschen des Umsturzes hier im Lande keinen Stützpunkt haben zur Wirkung auf das Land selbst, und daß sie hier aller Mittel ermangeln, um ihren politischen Freunden in der Heimat Vorschub zu leisten.

Man hält dafür, daß die Meinungen, welche sie hier auszusprechen die Freiheit haben, irgend eine wesentliche Gefahr für ihre eigenen Länder nur dadurch erhalten können, daß sie die Stimmung eines großen Theiles der Bevölkerungen ausdrücken, in Folge allgemeiner Unzufriedenheit. Von England gehen weder Schiffe, noch

Mannschaften, noch Gelder nach dem Festlande. Vielmehr haben nach den Nachforschungen des hiesigen Ministeriums des Innern, fast sämtliche Flüchtlinge bisher von den Zuflüssen gelebt, die sie von dort erhalten: nur daß diese Zuflüsse seit Mitte vorigen Jahres sehr spärlich sind.

So ist es denn erklärlich, daß ein halb drohender, halb weisagender Artikel des ultrademokratischen Hauptblattes der Vereinigten Staaten, des „New-York Herald“, worin die Ankunft von 1000—1500 rüstigen Sozialisten in England in Aussicht gestellt wurde, mit Hohn und Scherz aufgenommen ist. Die „Times“ und der „Globe“ (deren Artikel ich dem Ministerium Ew. Majestät einzusenden nicht verfehlt habe) haben gewetteifert, sich über dergleichen Beforgnisse lustig zu machen.

Dabei hat das Ministerium seinerseits alle durch die Klugheit gebotenen Vorsichtsmaßregeln gegen etwaige Straßenaufläufe getroffen, ähnlich wie im Jahre 1848, nur mit viel geringerer Konzentrierung der Truppen.

Die Polizei erwartet nur die Annahme der angebotenen Kooperation, um die etwa hierher strömenden Unruhmisler zu beobachten und zu fassen.

London schmückt sich unterdessen mehr und mehr festlich für den Empfang der Welt. Der Riesenpalast ist gegen Regen und Sturm gesichert, und im Innern sind Kisten und Gepäck verschwunden. Die Amazone von Riß und der Münchener Löwe nehmen sich sehr stattlich aus neben der neumodigen Auflage mittelalterlicher Genre-Skulptur in kolossalen Maßen, (Gottfried von Bouillon in Rüstung zu Pferde und der Erzengel Michael in Frauenkleidern mit Nimbus), welche Frankreich gesandt hat.

Das Parlament macht bis zur Eröffnung Ferien und wird auch dann wohl nicht übermäßig viel arbeiten. Das Ministerium hat, durch die Unterstützung der Peeliten, eine bedeutende Mehrheit (von 48 Stimmen) gehabt für die Income and Property Tax, und

gestern Abend eine, wenngleich geringe (von 13) für die Abweisung aller Vorschläge, der ackerbauenden Klasse Erleichterungen aus dem Überschusse des Budget zuzuweisen.

Die vorherrschende Frage der auswärtigen Politik, die Protestation gegen den Eintritt des Gesamtstaats Oesterreich in den deutschen Bund, ist, wie zu erwarten war, nun auch im Parlamente zur Sprache gekommen. Lord Palmerston hat, auf die Aufforderung des Herrn Anstey, in der vorgestrigen Sitzung die Gründe auseinandergesetzt, welche die Regierung Großbritanniens bewegten, noch vor der französischen Protestation, nämlich am 3. Dezember vorigen Jahres den beiden Höfen von Wien und Berlin auszudrücken:

daß sie einen solchen Eintritt weder mit dem Gleichgewichte Europas noch mit der Selbständigkeit und Freiheit Deutschlands vereinbar hielten.

Diese Erklärung ist mit unzweideutigem und ungeteiltem Beifalle vom Hause und von der Presse aufgenommen, welche darin nur der Ausdruck der öffentlichen Meinung ist. Die stattgefundene Korrespondenz ist noch nicht vorgelegt.

Ich erlaube mir, den Bericht über diese Erklärung beizuschließen, und füge von den Urteilen der hiesigen leitenden Blätter den heutigen Leitartikel des „Morning Chronicle“ deshalb hinzu, weil dieses Blatt die Partei Lord Aberdeens repräsentiert und von George Smythe, ältestem Sohne Lord Strangfords, redigiert wird.

Die Verhältnisse der französischen Regierung fahren fort sehr freundschaftlicher und vertraulicher Art zu sein. Die Briefe Guizots und anderer angesehenen politischer Männer an ihre hiesigen Freunde kommen alle darin überein:

daß die Wiedererwählung des Präsidenten das einzige Mittel sei, Frankreich vor der Anarchie zu bewahren: die Verfassung müsse also für diesen Zweck geändert werden.

Das Ministerium glaubt, daß Odilon Barrot und Herr Dufaure in nicht ganz langer Zeit ans Ruder kommen dürften. —

Der Herzog von Wellington spricht sich sehr entschieden aus gegen einen Angriffskrieg der kontinentalen Großmächte gegen Frankreich oder eine Einmischung in dessen innere Zustände, was auch immer in diesem Lande der Revolution vorkommen möge.

In tiefster Ehrfurcht

Bunsen.

10. Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London, 12. April 1851, 3 Uhr nachmittags.

Allerdurchlauchtigster usw.

Die heutige Expedition war bereits abgeschlossen, als die Nachmittagspost mir einen Brief S. K. H. des Prinzen von Preußen überbrachte, in welchem Seine Königliche Hoheit mir vertrauliche Mitteilung von dem Bedenken des Ministeriums Ew. Majestät gegen die Reise des Prinzen mit seiner Familie nach England gibt, und mich auffordert, unverzüglich an Ew. Majestät das zu schreiben, was Pflicht und Gewissen mir eingeben möchten.

Ew. Majestät wollen mir erlauben, zuvörderst den tatsächlichen Stand der Sache, wie sie hier vorliegt, darzustellen.

Ich habe seinerzeit noch während der Anwesenheit der Generals v. Radowiz Ew. Majestät die Absicht der Königin Viktoria zu melden nicht verfehlt, den Prinzen mit seiner Familie hierher einzuladen, und zwar zur Eröffnung der großen Ausstellung. Die Königin selbst hatte mir diesen ihren Wunsch und die deshalb getanen Schritte mitzuteilen geruht.

Am 19. des vorigen Monats empfing ich ein Schreiben des Prinzen vom 16., worin S. K. H. mit Einschluß eines Briefes an den Prinzen Albert sagt:

„mit Erlaubnis des Königs habe ich die Zusage in der Anlage durch den Prinzen Albert der Königin mitgeteilt.“

Da ich wußte, welchen Wert die Königin darauf legte, bei jener festlichen Veranlassung die nächsten Angehörigen Ew. Majestät bewirten zu können, so glaubte ich pflichtgemäß und im Gefühle der Gesinnungen Ew. Majestät gegen die Königin Viktoria nichts Angelegentlicheres zu tun zu haben, als mir bei Übergabe des Schreibens die weiteren Befehle hinsichtlich der zu treffenden Verabredungen und Veranstaltungen zu erbitten. Demgemäß erhielt ich gestern, am 11. dieses, ein Schreiben des Grafen Bückler, womit derselbe im Auftrage des Prinzen mir die vollständige Liste von Dienerschaft und Gefolge zuschickt und zugleich die Ankunft der Herrschaften für den 29. d. ankündigt.

Ich erledigte mich sogleich dieses Auftrages und empfang darauf heute Morgen um 10 Uhr vom Prinzen mündlich in Buckingham Palace die Mitteilung, daß Ihre Majestät der Admiralität den Befehl zugesandt habe, ein Kgl. Dampfschiff bis zum 28. nach Ostende zu senden, um den Prinzen von Preußen und seine Familie und Gefolge nach Dover zu führen, wo vom Morgen des 29. ein Extrazug bereitgehalten werden solle.

Dieses hatte ich nach Koblenz gemeldet, als das Schreiben S. R. H. hier eintraf.

Ew. Majestät sehen also, daß die Sache eine offizielle ist, daß die Königin Viktoria als Königin Großbritanniens wie eingeladen, so jetzt gehandelt hat. Die Zurücknahme der Königlichen Erlaubnis würde also eine Beleidigung der Monarchie und Großbritanniens sein: allein, was Ew. Majestät Königlichem Herzen gewiß noch näher gehen würde, eine Verletzung der Königin Viktoria seitens des Fürsten, welcher ihr, nach ihrem Gemahle, als Freund am nächsten steht, dem sie sich durch heilige Bande vereint fühlt, der sie so unverbrüchlich seiner Freundschaft versichert hat!

Aber noch mehr als die Königin würde Ew. Majestät Allerhöchste Person vor England und der Welt bloßgestellt werden.

Denn die drei vom Prinzen mir mitgeteilten Bedenken können

nach dem hiesigen Tatbestande der Dinge nicht als hinreichende Motive angesehen werden.

Es steht hier weniger als irgendwo in der Welt ein Aufruhr oder der Ausbruch einer Verschwörung bevor. Wäre die allgeringste Gefahr da, so würden die Minister der Königin abgeraten haben, die Ausstellung zu eröffnen und während derselben hier, wie in anderen Jahren, zu residieren. Allein der Herzog von Wellington spricht mir von der Sache mit derselben Zuversicht, wie die verantwortlichen Ratgeber Ihrer Majestät. Gegen verbrecherische Tollköpfe sind alle Maßregeln getroffen; allein wenn man auf den 10. April 1848 blickt, so muß man gestehen, daß damals eine Gefahr war, die jetzt nicht mehr besteht — und wie ruhig ward jene Gefahr bestanden!

Mein heutiger Bericht hat Ew. Majestät die volle Wahrheit gemeldet. Die, welche das Gegenteil von hier schreiben, wissen, daß sie lügen, wessen Organ sie auch sein mögen, und welchen Titel sie auch führen.

Ohne über den zweiten Punkt zu streiten, so werden Ew. Majestät mir zugeben, daß die Möglichkeit eines Ausbruches in Frankreich während der nächsten vier Wochen, und eines Gegenschlages in Deutschland, leicht wiegt, wenigstens bei einem Fürstenhause, dessen persönlicher Mut so geschichtlich und weltkundig ist wie beim Hause Hohenzollern, gegenüber einer, in der Geschichte der Verhältnisse von Königshaus zu Königshaus beispiellosen Verletzung, um nicht zu sagen Beleidigung.

Der von der hiesigen Ministerialstellung hergenommene Grund ist mir nicht ganz verständlich; ich kann aber nur auf meine Verantwortlichkeit als Gesandter Ew. Majestät unbedingt behaupten, daß er hier bei Hofe, Ministerium, Gesellschaft und öffentlicher Meinung ganz unverständlich sein würde: und zwar so, daß er höchst bedenklichen Auslegungen unterliegen dürfte, gerade weil er den Leuten unverständlich ist. Die heutigen Berichte, oder vielmehr

die offenkundigen Thatfachen, die ich pflichtschuldigst melde, beweisen, daß an eine Ministerkrise jetzt weniger zu denken ist, als seit November vorigen Jahres.

Als Ew. Majestät die Erlaubnis zur Reise erteilten, bestand noch gewissermaßen eine solche Krise; es standen wichtige Abstimmungen bevor, über welche man im Auslande eine andere Ansicht haben konnte als hier.

Jetzt sind diese Abstimmungen vorüber.

Außerdem ist aber der Engländer doch zu stolz, um zu glauben, daß der Besuch eines fremden Fürsten ein Ministerium stützen oder stürzen könne, und ich setze hinzu: er hat zu viel Vertrauen auf einen Fürsten vom Hause Ew. Majestät, als daß es ihm in den Sinn kommen könnte, daß er die freundschaftliche Einladung zum Decemantel politischer Umtriebe und Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Landes mißbrauchen sollte. Außerdem ist der Charakter des Prinzen in England so gekannt, wie in Preußen.

Dies würden die Betrachtungen sein, zu welchen ein Absagen des zugesagten Besuches in dieser ersten Stunde Veranlassung geben würde.

Ew. Majestät erlassen mir, die Folgerungen auszusprechen, welche man daraus ziehen würde, was ich oder irgend einer auch immer sagen möchte, um die Berechtigung selbst übertriebener Besorgnisse des königlichen Bruders, Schwagers und Oheims mit aller Kraft der Überzeugung geltend zu machen. Selbst Ew. Majestät hinreißende Beredsamkeit und persönliche Macht der Herzensgewinnung würde ohne Erfolg bleiben.

Es versteht sich von selbst, daß hier das größte Geheimnis wird bewahrt werden.

In tiefster Ehrfurcht usw.

Bunsen.

11. Bunsen an den Prinzen von Preußen.

London, 12. April 1851.

Ew. Königliche Hoheit wollen aus der einliegenden Abschrift meines Schreibens an den König ersehen, was ich über dieses unglaubliche Benehmen der Minister denke. Ich denke, es bedarf weder eines Zusatzes noch Kommentars.

Ich erlaube mir auch den politischen Bericht in Abschrift beizulegen, auf welchen ich mich beziehe. Er war vollständig expediert, als Ew. Königlichen Hoheit Schreiben eintraf. Ich sage hier kein Wort: ja, wenn man etwas hier erführe, würde ich es ableugnen. Der König kann und wird nimmermehr solchen Einflüsterungen und Ratschlägen dauernd Sein Ohr leihen.

Ich zweifle nicht, daß Ew. Königliche Hoheit feste und würdige Antwort genügt haben wird, den König von solchen ebenso unbegründeten als verspäteten und beleidigenden Bedenken zu befreien.

Gewiß bitte ich nicht vergebens um die Gnade, daß Ew. Königliche Hoheit mir Kenntniß von allem geben wollen, das vorfällt. —

In großer Betrübniß über den Stand der Dinge in Berlin, von welchem dieser Vorgang Zeugniß gibt, verharre ich ehrerbietigst
Ew. Königlichen Hoheit untertänigster

Bunsen.

12. Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London, 15. April 1851.

Allerdurchlauchtigster usw.

Ew. Majestät huldvolles Schreiben vom 11. ist mir gestern, als am 14., gekommen. Ew. Majestät werden unterdessen aus meinem untertänigsten Schreiben vom 12. zu entnehmen geruht haben, daß ich an diesem Tage durch des Prinzen von Preußen K. H. von dem Stande der Sache unterrichtet war.

Unmittelbar nach Empfang des allergnädigsten Handschreibens begab ich mich aufs Schloß, und übergab den Brief Ew. Majestät in die Hände des Prinzen Albert. Ich benutzte diese Gelegenheit, um, im Sinne der mir von Ew. Majestät ausgesprochenen Ansicht, dem Prinzen, welcher von dem hiesigen, ganz entgegengesetzten Standpunkte ausgeht, die zärtliche Fürsorge ans Herz zu legen, welche Ew. Majestät als König, Bruder und Oheim bei den möglichen Gefahren einer solchen Reise erfüllen müssen. Der Prinz ließ diesem Gefühle auch gern die vollste Anerkennung widerfahren, hob jedoch seinerseits hervor, daß ihm als Gemahl der Königin von Großbritannien vor allem obliege, daß Ihre Majestät keine Art von Verantwortlichkeit übernehme, da Unfälle sich allenthalben, wie in der Heimat und Residenz, so auch in der Fremde ereignen könnten.

Heute früh hat mir der Prinz die Einlage mit der Bemerkung übergeben, daß er die Sache mit der Königin reiflich überlegt und durchgesprochen, übrigens den Ministern durchaus nicht mitgeteilt habe. Nach der Königin und des Prinzen Überzeugung sei keine Gefahr in London und in England zu befürchten: aber dieses, und insbesondere was etwaige Gründe höherer eigener Politik betreffe, überlasse die Königin unbedingt dem weisen Ermessen Ew. Majestät.

Dem Wunsche des Prinzen gemäß übersende ich das Schreiben nicht durch die Post, sondern fertige den Kanzlisten Alberts mit der Weisung ab, falls Ew. Majestät und das Ministerium nicht anders verfügen sollten, Mittwoch nach Ostern, als am 23. d. wieder hierher zurückzukehren, wo wir alle Hände voll Arbeit haben.

In tiefster Ehrfurcht usw.

Bunsen.

13. Bunsen an den Prinzen von Preußen.

London, 15. April 1851.

Ew. Königl. Hoheit werden rechtzeitig meine umgehende untertänigste Antwort nebst Beilagen erhalten haben.

Zwei Tage darauf, als gestern, empfing ich ein Handschreiben des Königs mit dem Befehle, das ihm beige-schlossene Schreiben an den Prinzen Albert zu überreichen, mit dessen Inhalte mich der König bekannt zu machen geruhete. Der König selbst legt das Gewicht auf den ersten der bekannten drei Gründe, verhehlt indessen nicht den zweiten und schließt dem Prinzen Abschrift des Minister-votums bei.

Ich hatte meinerseits natürlich bis dahin nichts gesagt, theilte aber jetzt dem Prinzen Ew. Königlichen Hoheit Schreiben und meinen Bericht an den König mit. Der Prinz war mit beiden ein-verstanden. Was weiter meinerseits geschehen, wollen Ew. König-liche Hoheit geruhen aus dem abschriftlich beiliegenden Privatschreiben an den König zu ersehen, mit welchem ich die mir eben zugestellte Antwort des Prinzen zugleich absende.

Der König wird die Sendung übermorgen Abend, als am Grün-Donnerstage erhalten.

So weit ich des Königs Sinnesart zu kennen glaube, ist es mir unzweifelhaft, daß er keine weiteren Schwierigkeiten machen, sondern die Reise ganz in Ew. Königlichen Hoheit Hände stellen werde. Die ganze Sache ist jedoch so augenfällig an den König herangetragen, und es sind dabei so mächtige Triebfedern unverkennbar im Spiele, daß es den König doch noch vielleicht einen Kampf kosten wird, dessen Ausgang mir jedoch nicht zweifelhaft ist, da Ew. Königliche Hoheit gewiß bei Ihrer ausgesprochenen Überzeugung beharren werden, und doch offenbar zunächst, wie für Sich selbst, so auch für die Ihrigen verantwortlich sind in einer rein persönlichen, nicht politischen Angelegenheit.

Diese Überzeugung habe ich auch noch heute morgen dem edlen Prinzen ausgesprochen.

Alberts wird auf dem Bahnhofe in Köln nachfragen, ob Briefe oder andere Befehle Ew. Königlichen Hoheit für London daselbst

angekommen seien. Er trifft Donnerstag nächster Woche dort ein, um die Reise so schnell als möglich fortzusetzen.

Neues habe ich von hier nichts zu melden. In tiefster Ehrerbietigkeit

Ev. Königlichen Hoheit untertänigster

Bunfen.

14. Prinz von Preußen an Bunfen.

Coblenz, 16. April 1851, $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends.

Soeben telegraphiert mir der König den Befehl, Sie per Telegraph zu benachrichtigen, daß, falls die Königin Viktoria nichts gegen unser Kommen nach London einwendet, wir unsere Reise nicht aufgeben würden.

Dies muß wohl die Folge Ihrer Berichte sein, für deren Abschriften ich Ihnen meinen besten Dank sage. Es ist nicht möglich, die Fragen besser und energischer zu erörtern, als Sie es getan haben. Ich sage Ihnen meinen herzlichen Dank. Möge nur der unglückselige Brief des Königs an Prinz Albert nicht neue Confusion erzeugen! Die tournure des Königs: „Die Queen möge entscheiden, ob wir im Gottvertrauen oder Gottversuchung die Reise unternehmen sollen —“ ist der Art, daß die Queen eigentlich abschreiben müßte, wenn sie nicht antwortet, daß ihr von den geahndeten Gefahren nichts bekannt sei. Hätte der König meine Bitte erfüllt, die ich heute per Telegraph sandte, nicht zu schreiben, ehe er nicht meinen und Ihren Brief habe, so wäre alles besser abgelaufen. Aber die Hast scheint sehr groß gewesen zu sein, mir die Reise zu verderben! Warum? Darüber tauschen wir hoffentlich mündlich unsere Ideen aus.

Ihr

Prinz von Preußen.

15. Prinz von Preußen an Bunsen.

Cöln, 26. 4. 51.

Am 21. erhielt ich per Telegraph, und gestern durch ein Schreiben des Königs die bestimmte erneute Zusage zur Reise nach London, wo wir also, mit Gottes Hilfe, am 29. früh eintreffen wollen. Ihr Beistand in dieser unglaublichen Episode ist von uns nicht genug anzuerkennen und sagen wir Ihnen unseren besten Dank schon im voraus. Soeben erhielt ich wieder einen Brief vom König mit der Einlage vom Minister von Westfalen. Er rémonstriert nochmals gegen die Reise. Der König ist aber festgeblieben. Er befiehlt mir eben Ihnen zu sagen, daß Sie die verschiedenen Polizeibeamten, welche unsere Behörden nach London senden, mit allem Vertrauen aufnehmen und ihnen bei der englischen Polizei alle die Unterstützung erwirken, die sie selbst angewiesen sind zu leisten. Ich glaube, daß Sie dies auch ohne Königl. spécial Befehl getan haben würden, da Vorsicht nie überflüssig ist und ja auch schon voriges Jahr für mich verlangt ward.

Also, so Gott will, auf baldiges Wiedersehen!

Ihr

Prinz von Preußen.

16. Auszug aus einem Briefe von Radowiz an Bunsen.

Erfurt, 17. April 51.

— — — Über den Lauf der Dinge tue ich am besten nichts zu sagen, bis ich einmal darüber erschöpfend mit Ihnen austauschen kann, was wir empfinden. Daß der heftige und giftige Broschürenkampf, der jetzt ganz Deutschland in Aufregung bringt, mir durchaus fremd ist, brauche ich Ihnen gegenüber nicht zu beteuern. So weit ich über die innerliche Seite der Hergänge mich in meinem Gewissen berechtigt finde zu reden, werde ich es in meinem Buche

tun, das Ende Mai erscheinen wird. Sie erhalten es sofort und werden so manches wiederfinden, was zwischen uns erwogen und betrachtet worden ist.

Mein Leben verstreicht in tiefer Einsamkeit zwischen meinen Kindern und Büchern und ich wünsche nichts Besseres.

Geben Sie mir einmal wieder Nachricht von sich selbst und den Ihrigen; alles was Ihr Haus angeht, findet bei mir eine stets bereitete Stätte des innigsten Mitgeföhles.

Haben Sie die Güte Frau und Kind und alle Hausgenossen von Herzen zu grüßen.

Treu Ihr

Radowiz.

17. Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London, 3. Mai 1851.

Ev. Majestät die Feen-Wirtschaft im Crystall-Palace zu beschreiben, ist eigentlich unmöglich. So wie Ev. Majestät allein das Zauberische in dieser Erscheinung ganz fühlen könnten, wenn Sie bei der Eröffnung selbst gegenwärtig gewesen wären, so könnten auch Ev. Majestät eigentlich allein die rechten Worte für die Beschreibung finden. Wenn ich es also unternehme, Ev. Majestät einige Züge zu dem Bilde zu liefern, welches Ihre Phantasie aus dem vorliegenden Plane des Gebäudes und aus der besten Beschreibung der ersten beiden Tage (die ich beischließe — sie erscheint im Morning Chronicle in drei Sprachen) schaffen muß, so gewinne ich den Mut dazu nur dadurch, daß ich Ev. Majestät Sich das ganze Bild Selbst mit Allerhöchsteigenem Kopfe und Herzen ausmalen sehe. Ich setze voraus, daß Festordnung und Örtlichkeit bekannt sei: ich versuche nur einen Moment zu schildern. Stellen Sich also Ev. Majestät die Königin Viktoria vor, auf einer mit herrlichem Teppich überdeckten Erhöhung an dem nördlichen Ende der Bierung — denn das Gebäude ist ja mit Schiff und Kreuzschiff angelegt, wie eine

neue weltliche Basilika — vor dem Throne stehend, hingewandt, mit gefalteten Händen, zu dem Erzbischofe von Canterbury, der an der Spitze der Geistlichkeit rechts an der Stufe der Estrade stand — vor sich die Staatsminister, mit den Royal Commissioners hinter ihnen — zur Linken die Vorstände der fremden Gesandtschaften, und weiterhin die fremden Kommissäre — hinter ihrem Prachtsessel die Herzogin von Sutherland, fast eben so glänzend von Diamanten wie ihre Gebieterin, und hinter dieser die beiden bildschönen Lady Canning und Lady Douro — hinter der Erhöhung wie vor derselben Krystallspringbrunnen (30 Fuß hoch), kölnisches Wasser herabtraufelnd: weiter hinten, im nördlichen Querschiffe, vier große Palmbäume und viele andere tropische Gewächse, mit den indischen Untertanen ihrer Majestät umher: (von den einheimischen ungeheuern Ulmbäumen*) stehen zwei Prachtstücke an jedem Ende des Querschiffs wie Riesenblumensträuße unter Glas): ringsum endlich längs des 1851 Fuß langen Schiffes, und in beiden Teilen des 456 Fuß langen Querschiffes (zu Boden und auf der Gallerie) 25000 Zuschauer, ehrerbietig auf ihren Sizen und in ehrerbietiger Entfernung: alle Gänge behängt mit den kostbarsten Teppichen und zu Baldachinen aufgebauten Geweben, und künstlich ausgeschmückt mit Proben von gemalten Glasfenstern, vor allem aber geziert durch eine unabsehbare Reihe großer, zum Teil kolossaler Bildwerke — Sie selbst, die Königin, unter einem reichen, höchst geschmackvollen Baldachine 40 Fuß ins Gevierte, mit goldenem Lorbeer und Olivenzweige gewunden — ihr entgegen strahlend der große Kohi-nur, ein Königreich wert, und der Glaubensschild. Das war die Umgebung der Szene, nachdem das „God save the Queen“ des Einzuges verhallt war, mit seiner Begleitung von acht Orgeln und dem Chöre von 600 Sängern und eben so vielen Instrumenten, und als

*) Bekanntlich war den Erbauern des Glaspalastes im Hydepark zur Bedingung gemacht worden, nichts zu beschädigen, auch die Parkbäume nicht.

der fürstliche Gemahl, nachdem er den Bericht, an der Spitze der Royal Commission, vorgelesen und der Königin von den Stufen des Thrones überreicht, auch die gnädige Antwort empfangen hatte, wieder zur Seite der Königin zurückgekehrt war. Der Anblick war großartig: das Schönste jedoch die unmittelbare Umgebung der Königin, mit dem Prinzen von Wales und der Prinzess Royal und deren Vater neben sich: dann, an der einen Seite die Mutter, die Herzogin von Kent, die Prinzessin von Preußen und die Prinzessin Marie von Cambridge, an der anderen den Prinzen von Preußen und den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Aber als nun das kurze und würdige Gebet vollendet war, und der mächtige Chor hinter der Königin das Hallelujah anstimmte aus dem Messias von Händel, und die Worte erklangen: „King of Kings! Lord of Lords! And now the Kingdoms of the Earth are the Lord's!“, da blieben wenige Augen trocken (die der Diplomaten natürlich ausgenommen); eine hörbare Stille schwebte über dem Ganzen: jeder fühlte, daß er einen einzigen Moment der Weltgeschichte erlebte, viele, daß diese Weihe der Pracht der Erde ein Weltopfer war. Die Königin war tief bewegt.

Da mitten im Hallelujah trat hervor der sogenannte chinesische Mandarin, welchen die Zeitungen seitdem frischweg „His Excellency He-Sing“ nennen, vom Kaiser angeblich zum Kommissar ernannt, da er seit drei Jahren als Agent der Chinese Junk sich hier aufgehalten, und englisch soweit gelernt hat, daß er sich einigermaßen mit den rothaarigen Barbaren unterhalten kann. Er hatte bis dahin in der Schar der vielen fremden Kommissare gestanden, mit der Pfauenfeder und dem Zopfe, der ihm bis auf die Füße über den Mandarinenmantel herabhing. Plötzlich schritt er, zu allgemeinem Erstaunen vor der Reihe der Diplomaten vorbei, zwischen Thron und Staatsminister, kniete nieder auf den Stufen, gerade vor der Königin, küßte den Boden, verneigte sich dreimal (nicht neunmal, auch nicht das Haupt hörbar an die Dielen stoßend, wie es beim

Kaiser sich gebührt): stand dann wieder auf, und ging mit derselben Würde und Unbefangenheit zu seinem Platze zurück.

Als aber die Königin die beiden Kinder an der Hand nahm, und die Prinzess Royal dem Vater zu führen übergab, ward ein Kämmerer (Marquis Breadalbane) zu dem Chinesen gesandt, um ihm zu sagen, die Königin wünsche, daß er sich dem Zuge vor ihr anschliesse, und zwar zunächst, zwischen dem Erzbischofe und dem Feldmarschall.

War es schalkhafte Anordnung des Prinzen Albert, in Folge vorgängigen Nachsuchens des Mandarines — war es eine der göttlichen Ironien des Schicksals, welche den Ernst der Weltgeschichte erheitern — kurz, der Eindruck war ein allgemeiner unter denen, welche wußten, was zwischen dem Hofe und der Oppositionspartei des diplomatischen Korps in den letzten Tagen gegen die Ausstellung und den Prinzen vorgegangen war.

Während die Gesandten der europäischen Mächte stumm der großen Feierlichkeit beiwohnten, in welcher die Königin Viktoria, zum ersten Male in der englischen Geschichte, ihnen eine Stimme angeboten hatte — drückte ihr der chinesische Mandarin, mit stummer, aber ausdrucksvoller Beredsamkeit, die Huldigung der übrigen Menschheit aus, und die Königin gab ihm den Ehrenplatz vor allen Diplomaten, denn das diplomatische Korps ging vor dem Herzog-Feldmarschall her, welcher an seinem 82. Geburtstag den friedlichsten und höchsten seiner Triumphe feierte. Was aber uns betraf, so sahen wir gegen den Gelegenheits-Mandarinen und seinen Zopf eigentlich aus wie die Schneider: und verdienten es auch, da der Unschuldige ja für den Schuldigen mitleiden muß. — Und nun begann der Umzug. Eine Orgel sagte ihn der anderen an und ein Hurra und ein Segenswunsch dem anderen. Er dauerte zwanzig Minuten, mit raschem Schritte. Dann setzte sich die Königin. Der Kämmerer verkündigte auf der Königin Befehl mit lautester Stimme Die Ausstellung ist eröffnet. Die Trompeten schallten dreimal mit

Macht; die Schranken fielen: die Königin zog ab, wie sie gekommen mit God save the Queen!

Was draußen vorging, war weniger glänzend, aber nicht weniger einzig.

Siebenmalhunderttausend Menschen waren in den drei Parks (St. James', Green Park, Hyde Park) versammelt, um die Königin auffahren und zurückfahren zu sehen. Natürlich war der größte Teil um das Kristallschloß gedrängt, welches im Maiticht und Sonnenschein mit den Flaggen aller Nationen prangte.

Ich fuhr von Ew. Majestät Gesandtschaftshause gegen 12 Uhr durch alle drei Parks: im Hyde Park allein war eine halbe Million, nach der Zählung erfahrener Personen, und nie sah ich eine fröhlichere, zufriedenerere und verständigere Versammlung: die Stäbe der Konstabler hatten mehr mit den Pferden und Kutschen zu tun als mit den Volkshäufen.

So fand ich sie um 2 Uhr, als ich nach Hause fuhr: sie riefen Hurra! jedem festlich geschmückten Wagen zu, in welchem sie eine ihnen wohlgefällige, d. h. glänzende Uniform erblickten: Dann gegen 6 Uhr zerstreuten sie sich, und ich fand gegen tausend vor dem Hofe des Schlosses versammelt, als ich um 5 Uhr dorthin fuhr. Die Königin hatte sich mit den Kindern auf dem Balkon des Schlosses gezeigt,*) und es hieß, die Prinzen wollten ausreiten, was auch um 5¹/₂ Uhr unter großem Jubel geschah.

*) Der Prinz von Preußen erzählte tags darauf einem Sohne des Gesandten, daß er sich während dieses Stehens auf dem Balkon des Buckingham Palace den Scherz erlaubt habe, einen Herrn von seiner Umgebung mit den Worten heranzuwinken: „Sehen Sie nur! Das Militär fraternisiert mit dem Volke.“

Eine andere Bemerkung des hohen Herrn bei der nämlichen Gelegenheit mag hier ihre Stelle finden. „Die Ausstellung und was damit zusammenhängt, könnten wir am Ende auch zustande bringen. Aber eine solche Menschenmenge ohne Aufsicht lassen?!“ Die Worte klangen wie eine Aufforderung,

Hätten Ew. Majestät das gesehen, so würden Sie gelächelt haben über die Gespenster der Protektionisten und Unglücksvögel, welche noch am Tage vorher dem Grafen Berponcher hatten aufbinden wollen, die Regierung wisse, daß die Höllemaschine fertig sei, welche am Tage der Eröffnung Königin und Gäste in die Luft sprengen sollte! und deren einer mich ernsthaft frug, ob ich dem Prinzen nicht raten würde, sich von dem „great smash“ fern zu halten, da jeder vernünftige Mensch vorhersehe, die Gallerien würden einstürzen: hoffentlich ehe die Königin sich unter ihnen niedersezte!

So ist der Parteigeist und die Parteileidenschaft. — bis das Lächerliche kommt. Seit vorgestern will niemand etwas gefürchtet haben. Die Polizeiberichte am nächsten Morgen ergaben, daß der 1. Mai 1851 der erste Tag gewesen war, ohne einen Unglücksfall und ohne einen einzigen Polizeifall! — Von meinem gestrigen Besuche, insbesondere von dem Kleinode der Kunst, dem Glaubensschilde Ew. Majestät, und dem großen Kohi-nur oder Lichtberg — wollen Ew. Majestät mir erlauben, nächstens das Weitere zu melden.

Prinz und Prinzessin von Preußen, und Prinz Friedrich Wilhelm sind in diesem Augenblicke in der Ausstellung, so daß ich mir ihre Aufträge nicht erbitten kann. Aber daß sie sämtlich wohl und vergnügt sind, und daß alle nur eines wünschen, nämlich daß Ew. Majestät die Ausstellung Selbst, noch im Sommer oder Herbst,

sich zu äußern. Der junge Mensch frug seinerseits schüchtern, ob das nicht auch in Berlin gewagt werden könnte, wenn die Bevölkerung freudig erregt wäre. „Das wäre wohl zu versuchen“, sprach der Prinz. Es ist noch in der Erinnerung vieler, daß im Jahre 1858 auf ausdrücklichen Befehl des damaligen Regenten beim Einzuge des Prinzen Friedrich Wilhelm mit seiner jüngst vermählten Gemahlin der freieste Verkehr auf den Straßen aufrecht erhalten ward, durch welche die Fahrt sich bewegte.

sehen möchten, dies kann ich von ihnen, wie von der Königin und dem Prinzen Albert melden.

In tiefster Ehrfurcht

Ev. Majestät usw.

Bunsen.

N. S. Soeben erscheint die London Illustrated News, und ich erlaube mir sie beizuschließen. Eben so ein Schreiben des Prinzen von Preußen K. H. an Ev. Majestät.

18. Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

Die große Ausstellung II.

London, 27. Mai 1851.

Ev. Majestät fühle ich den Mut, eine Fortsetzung meiner Ausstellungsgemälde zu Füßen zu legen, obwohl (nach den öffentlichen Blättern zu urteilen) es in Berlin zum guten Ton und vielleicht sogar zu den guten Grundsätzen gehört, von der Londoner Ausstellung schlecht zu sprechen, nachdem der 1. Mai es lächerlich gemacht hat, von ihr Böses auszusagen. Ich bleibe dabei: wenn Ev. Majestät das Ding sehen, würden Sie Sich daran erfreuen und erbauen.

Erstlich einmal ist Gebäude und Ausstellung nicht bloß schön, sondern einzig. Wenn die beiden Teufel des Tages, der Dämon der Demokratie und der Hochmut des industriellen Materialismus geglaubt haben, daß sie dabei ihre Rechnung finden würden, so haben sie sich eben als dumme Teufel gezeigt. Statt die schuldigen Hoffnungen einer revolutionären Demokratie zu erfüllen, hat die Ausstellung umgekehrt dem Geseze, dem bestehenden Rechte, und dem Ansehen und Einflusse der Monarchie den größten Vorschub geleistet. Die Beweise liegen tatsächlich auf der Hand.

Der Hochmutsteufel des industriellen Materialismus aber ist nie so gedemütigt worden als jetzt, denn es zeigt sich, daß edler

Schönheitsfönn und wahre Kunst mehr und mehr den Sieg gewinnen über bloße mechanische Vollkommenheit; die Kunst herrscht vor, nicht die Industrie. Mammon sieht sich veranlaßt, den Grazien zu opfern: er studiert Gruners Vorlageblätter, spricht von Raphael und der Antike, und sehnt sich aus seiner Barbarei heraus. Dabei erkennen die Gewerbtreibenden, Herren wie Arbeiter, daß ihnen die Monarchie mehr gewährt als die Republik.

John Bull selbst ist respektvoll-zärtlicher gegen seine Königin gestimmt als je, und nimmt vor „Prince Albert“ den Hut noch einmal so tief ab: „Rien ne réussit autant que le succès.“ — In den 30 Juries entscheiden die englischen Mitglieder (welche die Hälfte bilden) bei allen zweifelhaften Fällen immer für die fremden. Charles Dupin schwimmt in Tränen, der katholische Vikonte Delaborde huldigt dem Sinne christlicher Liebe und der klassische Duc de Luyne verzeiht den Engländern ihre geschmacklosen Bildhauerarbeiten und Höpfe. Die Minister erhalten so viel Geld sie wollen, und die Opposition geht in den Crystal Palace.

Riß bleibt der Liebling aller Kunstfreunde: die Künstler aber schwärmen für Drake's spielende Kindergruppen, obwohl sie nicht begreifen, wie diese „Brunnenmündung“ der Untersatz eines königlichen Standbildes sein könne. Ich habe Drake durch Waagen auffordern lassen, uns sogleich eine Skizze der ursprünglichen Idee zu senden, die ich auf meine Hand lithographieren lassen werde, damit sie neben der Arbeit ausgehängt werden könne. Auch Wagners Silbervase steht anerkannt an der Spitze der Arbeiten ihrer Art, trotz der bestechenden Eleganz der Pariser. Sein Preis aber ist abschreckend! 2000 L. St.

Wie alles Große und Ernste hat die Ausstellung auch ihre spaßhaften Seiten, und gibt Anlaß zu guten und zu schlechten Wäzen. Für die „Refreshment-Rooms“ hatten mehrere Gesellschaften Anerbietungen gemacht: eine jedoch so ausgezeichnet einladende und billige, daß die Kommission im Begriff stand, ihr die

Sache zu übergeben, als man fand, daß sie aus lauter Taschendieben von Handwerk bestand. Das wäre wirklich ein Fund gewesen für die Bande! Die riesige Probe einer Maunkrystallisation (etwa 15 Fuß hoch, mit mehreren Spitzen, deren eine wie eine rohe Bildsäule aussieht) ist vom Volke Lot's Wife (die Salzsäule von Sodom) erklärt. Die unglaubliche Darstellung des Engels Michael, welcher den Teufel (mit Menschenkopf und gräulichem Schweife) unter die Füße tritt, in Frauenkleidern, kolossaler Größe, ist, nach langem Zweifel, befriedigend erklärt worden als: „Our gracious Queen putting down the Pope.“

Allmählich bilden sich um den Crystal Palace neue Schöpfungen. Prinz Albert hat vier Musterhäuser zum Vermieten an Arme erbaut. Ein Kunstreiter hat einen antiken Zirkus errichtet, zum Wettfahren in antiken und mittelaltigen Wagen und Trachten mit vier Straußen zum Schluß, die von Jockey's geritten mit den Pferden (ponies) in die Wette laufen. 6000 Menschen sitzen auf amphitheatralischen Sitzen unter freiem Himmel als Zuschauer: wenn's regnet, so spannen sie „das Regendach“ auf. Soyer endlich hat das prächtige Haus der Lady Blessington mit Garten als „Symposium“ glänzend eingerichtet für „grand déjeuner printanier demi froid et chaud“ und englische Damen speisen dort.

In tiefster Ehrfurcht — — —

Bunsen.

19. Auszug aus einem Schreiben Bunsens an den
Prinzen von Preußen.

London, 25. Mai 1851.

Ew. Königliche Hoheit haben mir während Ihres denkwürdigen Aufenthalts in diesem Lande von neuem so große Beweise Ihres gnädigen Vertrauens gegeben, und mich einen so trostreichen Blick tun lassen in die Gesinnungen und Grundsätze, mit welchen Sie

der schweren Zukunft entgegengehen, daß ich mir die Erlaubnis erbitte, für diese Huld meine tiefste Dankbarkeit auszusprechen.

Ich kann diese aber nicht anders betätigen, als indem ich aus der Tiefe dieser treuen und dankbaren Anhänglichkeit zwei Worte an Ew. Königlichen Hoheit Herz lege.

Das erste betrifft den König selbst, dessen schwere Stellung Ew. Königlichen Hoheit nicht minder Kummer macht, als mir. Ich habe das Vertrauen in den hohen preußischen Sinn, welcher das große Herz des Monarchen erfüllt, daß er in Warschau das Opfer der Verfassung nicht gebracht hat. Daß man es gefordert haben wird, daran zweifle ich so wenig als Ew. Königliche Hoheit. Eine tröstende Zusicherung darüber an sein treues Volk und das, nur hierin noch mit der Hoffnung für die nächsten dreißig Jahre zusammenhängende, in die Apathie verzweifelnden Unmuths und tödenden Unglaubens an eine göttliche Weltregierung versinkende Deutschland, würde hinreichen, dem Könige die Stellung zu geben, die wir von Gott für Ihn erslehen müssen. — — —

20. Prinz von Preußen an Bunsen.

Berlin, 26. Juni 1851.

Schon ein Monat ist verflossen, daß wir London verließen und noch dankte ich Ihnen nicht für alle Freundlichkeit, die Sie uns erwiesen und für die interessanten Gespräche, welche wir führten. So geschehe es denn hiermit. Es war eine unvergeßliche Zeit, in so vieler Beziehung!! Ich höre, daß sich jetzt die Fremden in unerhörter Zahl mehren. Dies wird wohl die Zeit sein, in welcher man Gefahr für mein armes Leben besorgte, und da ich sie nicht mehr erlebte, diese Zeit, so scheint man einen Irrtum hier anzunehmen, denn noch hat mir kein Mensch von den Entraven der Reise eine Silbe gesagt!

Meine kurze Apparition in Dirschau war ohne alles politische

Interesse, indem ich mich nicht auszusprechen hatte, da, wo der König und sein Premier gesprochen hatten. Ich bin sehr froh, daß nichts stipuliert worden ist. Der Kaiser berührte nur einmal die österreichische Gesamteintrittsfrage in Deutschland und resümierte sich dahin: „Das Recht könne man Österreich nicht absprechen, seinen Gesamteintritt zu beantragen, dies stände jedem frei; die Zustimmung stände bei den deutschen Staaten, und sei nicht abhängig von der Einwilligung der zu Wien gezeichnet habenden Mächte, weil es eine innere Frage sei. (?) Den Nutzen dieser Forderung sähe der Kaiser nicht ein, der wäre nur vorhanden, wenn eine Repräsentation am Bunde stattfinde, damit alsdann Österreich durch seine ganze Ländermasse eine gehörige und würdige Anzahl von Repräsentanten habe.“ Ich begnügte mich, zu erwidern, daß man doch dem Gefühl Deutschlands Rechnung tragen müsse, welches eine moralische Einheit darzustellen wünsche, welche in Europa und in der Welt eine Macht repräsentiere, daß dieser Wunsch durch Österreichs Eintritt aber unmöglich werde, indem es dann wohl einen Mitteleuropäischen aber keinen Deutschen Bund mehr gebe, und ob diese Art Bund Rußland lieb sein werde, müßte ich der Einsicht des Kaisers überlassen. Dieser erwiderte kurz, da er abgerufen wurde: *Vous envisagez la question d'un point de vue politique plus élevé, et Vous n'avez pas tort en ce que Vous dites.* — Dies war mir bezeichnend genug.

Ich habe einen sehr aimablen Brief der Königin und des Prinzen Albert erhalten, die mich sehr erfreuten, was Sie wohl bei Gelegenheit anbringen. Der Prinz envisagiert die bei uns angeregte Ständische Frage aus einem falschen Gesichtspunkte. Diese Stände sind ad hoc zu einer bestimmten Opération einberufen, aber nicht qua ihres alten Rechtes und nicht zur Ausübung ihrer mit der Verfassung erloschenen Gerechtsame. Insofern ist also nicht gegen die Verfassung verstoßen. Wenn man auch in der Form hätte geschickter sein können, so ist die Sache in meinen Augen eine sehr er-

wünschte; denn da nach Beschluß der Kammern die Kommunalordnung révidiert werden soll, und dies nur erquicklich geschehen kann, wenn es provinzialweise geschieht, so ist wohl zu dieser Révision keine Behörde mehr geschickt, als der Provinzial- und Kreistag. Alles kommt nur darauf an, daß die Sache geschickt geleitet wird; alsdann kann mit der in der Kommunalordnung angeordneten Kreis- und Provinzial-Réprésentation, eine sehr glückliche Verbindung mit den alten Ständischen — jetzt Intéressenelementen vorgenommen werden. Die \times Zeitung ist wieder unleidlich in dieser Frage, indem sie triumphiert und die Verfassung als beseitigt betrachtet. Das Sprichwort: Gott behüte uns vor unseren Freunden p. p., ist hier recht anwendbar! Indem ich Sie ersuche, mich Ihrer ganzen Familie herzlichst zu empfehlen und die Einlage zu besorgen bitte, verbleibe ich

Ihr

Prinz v. Preußen.

VII. Briefwechsel zwischen Berlin, Coblenz und London vom Jahre 1851. *)

Wie wenig erfahren wir von zeitgenössischer Geschichte! Gar mancher Ältere mag dem jüngeren Freunde zuzurufen geneigt sein: „Wohl dir, daß du ein Enkel bist“, wenn er aus den jetzt ans Tageslicht rückenden Biographien, Tagebuchblättern und Briefen die eigene Jugendzeit erst kennen lernt. Und doch meint er, damals nicht bloß gelebt, sondern um sich geblickt und nachgedacht zu haben. Eine solche mit Bewunderung gepaarte und etwas niederschlagende Freude haben Leser der „Deutschen Revue“ seit Jahren und häufig genossen. Ungedrucktes aus wichtiger Zeit ist ihnen daselbst geboten und hierdurch ein Licht über Begebnisse verbreitet worden, deren Folgen vor jedermanns Augen traten, während ihr Ursprung in Dunkel gehüllt blieb. Das Jahr 1851 wird niemand einen Wendepunkt in der europäischen Geschichte nennen wollen. Aber allerlei Gestalten von Männern treten zu der Zeit schon deutlicher hervor, denen die Förderung oder die Hemmung der Geschichte Deutschlands recht wesentlich zuzuschreiben ist, und mit deren geistigem Wesen man sich bis in jede Einzelheit bekannt zu machen allen Grund hat. Innerhalb welcher Grenzen Bismarck damals die auswärtige preussische Politik zu beeinflussen begann, ist ja bereits anderweitig bekannt geworden. Die in dieser Zeitschrift jetzt in die Öffentlichkeit tretende,

*) Die einleitenden Bemerkungen sind wieder aus der Feder von Herrn D. G. von Bunsen.

kleine Auswahl von Briefen einflußreicher Personen aus dem genannten Jahre betrifft noch keine der entscheidenden Fragen europäischer Politik, welche der Krimkrieg, die französische Kampagne in Italien, der Thronwechsel in Preußen in den Vordergrund gestellt haben. Aber in diesem Jahre knüpfte unser nachheriger König und Kaiser Wilhelm I. mit dem Prinzen Albert die innige Freundschaft, welche bis zu dessen frühzeitigem Tode in immer steigendem Maße gewährt hat, — wurde er sich des unbegrenzten Zutrauens zum Charakter wie zum Urteil desselben Mannes recht bewußt, der, auf fremder Erde in umfassendster Weise tätig sich das deutsche Fürstenherz bewahrte, immer dahin trachtend, alles, was ihm die Fremde an rettenden Gedanken brachte, seinem Geburtsland zugute kommen zu lassen.

Das Jahr 1851 war, das wird man sich nicht verhehlen wollen, eines der betrübendsten in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. Wir wissen das aus den Denkwürdigkeiten des Generaladjutanten von Gerlach, welcher, ohne es zu wollen, vielleicht am meisten dazu beigetragen hat, es so betrübend zu gestalten. Wir lasen das schon vor Jahren zwischen den Zeilen des fortlaufenden Textes, den Leopold Ranke's Feder zu dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen geliefert hat. Der dritte Band der Nippold'schen Bearbeitung von Bunsens Leben hatte vorher den Schleier zu lüften begonnen, der die im Jahre 1851 sich verschlingenden Fäden der Politik verhüllte. Intimere, ja köstliche Kenntniss erhalten wir heute über eine Königsfreundschaft von seltener Zartheit, Freiheit und Unumwundenheit. Wir empfinden wahrhafte Liebe zu dem Monarchen, dem die Politik ein so unendlich schweres Geschäft war; wir sind freudig überrascht durch die frohe Zuversicht, zu welcher Bunsen in seinem letzten hier auszugsweise abgedruckten Briefe sich erhebt: — „Bei uns werden die schwarzen Wolken vorbeiziehen; der König, aufs äußerste gedrängt von Kaiser und Junkern, hat sich auf Ehre und Gewissen zurückgezogen, und Friedrich Wilhelm wird aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen.“ Zum Teil hat sich ja diese Vorher-

sagung verwirklicht. Und so wollen wir vom dunklen Jahre 1851, — das uns durch die November- und Dezember-Nummer unserer Zeitschrift und durch die vorliegende allerlei helle Blicke gestattet hat — freundlichen Abschied nehmen, auch der daselbst behandelten Tatsache eingedenk, daß Hannover zu jener Zeit dem Zollvereine beitrug und damit ein hochwichtiger Schritt zur nationalen Einigung erfolgte.

1. Oberst Fischer an Bunjen.

Euerer Exzellenz habe ich die Ehre in der Anlage drei Briefe meines jungen gnädigen Herrn mit der gehorsamsten Bitte zu übersenden solche an ihre hohen Adressen gelangen lassen zu wollen, und mit demselben mich den hohen Herrschaften zu Füßen zu legen.

Mein junger Herr ist seit einem Monat hier in der angestrengtesten Tätigkeit, die sich ganz nach meinem Wunsche gestaltet, indem sie möglichst wenig vom Leben des Hofes beirrt wird, obgleich wir drei Wochen lang unausgesetzt von Fremden heimgesucht waren — —. Da wir demnächst fünf bis sechs Wochen lang ziemlich allein sein werden, so wird die körperliche Anstrengung verbunden mit einem zu erreichenden Ziel meinem jungen Herrn hoffentlich sehr wohl tun und seine Entwicklung befördern. Obgleich ich auch darauf gefaßt bin, daß man einige Manöver machen werde, um mich an der Rückkehr zu hindern, so denke ich dennoch demnächst im Oktober wieder mit meinem jungen Herrn an den Rhein zurückzukehren, um die Studien zu vollenden.

Nach unserer Abreise von London, haben sich anfänglich die Bilder Schlag auf Schlag gefolgt. Bald nach der Enthüllung des Monuments in Berlin ging es nach Warschau. Wir haben schöne Truppen gesehen, die der Kaiser mit eigener Stimme bewegte. Meine schon früher gehegte Ansicht, daß der Kaiser die Truppen aber lieber auf dem Exerzierplatz als auf dem Schlachtfelde sieht, hat sich indes bestätigt durch alles was ich beobachtet habe. Er wird den Krieg vermeiden solange er es kann; er liebt es nicht zu

wagen. Auch was ich Ihnen darüber sagte, daß ich nicht glaube, er könne sich persönlich mit unserem Herrn verständigen, und ihn deshalb auch nicht beherrschen — halte ich noch für richtig. Er war gegen meinen jungen Herrn außerordentlich liebevoll und wohlwollender gegen mich als ich geglaubt hatte ihn zu finden; er ging soweit mir zu sagen: „Sie haben ganz recht von dem Prinzen zu verlangen, daß er sich mit Anstrengung seinen Pflichten nach allen Richtungen hingeebe und sich anstrengt, um klar zu werden, was nur durch Arbeit möglich ist; wir leben in einer Zeit, wo wir uns anstrengen müssen, um uns unsere Position verzeihen machen.“ Seine Lage zwingt ihn dazu den Kaiser nie auf einen Augenblick zur Seite zu legen, auch in der Familie nicht, und darin liegt für die persönlichen Beziehungen der am meisten in die Augen springende Unterschied zwischen Lacienka und Buckingham Palace. Der Eindruck, den mein junger Herr aus dem letzteren mitgenommen, ist durch das, was ihm seitdem begegnet, nicht im mindesten geschwächt worden, und wird auch noch länger frisch bleiben.

Über das was hier sich in der Politik bewegt, kann ich Ihnen nichts sagen, was Sie nicht besser wüßten, denn ich habe keine Zeit, mich darum zu bekümmern und auch keine Lust. Mit der Bitte, mich Ihrer lebenswürdigen Familie und Herrn v. S(ollweg), wenn er noch in London ist, empfehlen zu wollen verharre ich

Fischer.

Zwischen dem 27. d. und dem 7. n. M. denke ich bei den Meinen in Bonn zu sein.

Potsdam am 15. Juli 1851.

2. Prinz Albert an Bunsen.

Verehrtester Herr Geheimer Rat.

Ich schicke Ihnen Obrist Fischers Brief mit meinem besten Danke zurück. Dem General v. Radowicz habe ich geantwortet

und für Übersendung seiner Schrift*) gedankt. Sein Brief war aber sehr alt, vom 23. Juni!

Wenn Sie eine Gelegenheit haben, so wäre es mir lieb, wenn Sie dem Könige Ihrem Herrn in meinem Namen Gladstone's „Brief an Lord Aberdeen“ über Neapel schicken wollten. — Es ist doch gut, daß der Herr den ganzen Umfang der europäischen Reaktion an dem dortigen Beispiele studieren kann.

Ist Löwenstein**) noch in England?

Ewig

Ihr getreuer

Albert.

Osborne, 24./7. 1851.

3. Prinz Albert an Bunsen.

Verehrtester Herr Geheimer Rat,

Mir sind gestern drei und heute ein Brief von Ihnen in die Hände gelangt, die ich nun alle vier kürzlich beantworten werde. —

Der Artikel, im unreinen Blatte von unreiner Hand geschrieben, war mir auch aufgefallen und ich machte Lord John hier darauf aufmerksam. Gott sei den Sündern gnädig, denn Schuld laden sie viel auf sich. —

An Vorschlägen zur Verwendung des Ausstellungs-Überschusses fehlt es nicht, doch sind wenige praktisch oder prinzipiell haltbar. Mir scheint es darauf anzukommen, konsequent zu bleiben. Was war der Zweck der Ausstellung? wie weit ist dieser erreicht worden? inwieweit können die zu diesem Zwecke erübrigten Geldmittel auch zu dessen weiterer Ausbildung verwendet werden? Die Subskribenten haben gar kein Recht auf ihre Subskriptionen mehr, wir sind legally

*) Die „Neuen Gespräche aus der Gegenwart“.

**) Prinz Wilhelm von Löwenstein befand sich als Legationssekretär bei der preussischen Gesandtschaft. Er ist 1887 als Fürst von Löwenstein-Vertheim-Freudenberg verstorben.

and publicly pledged „to use any surplus that may accrue to the foundation of future exhibitions or objects strictly in connexion with it.“

Herrn G. Parthey können Sie diesen Paß für Windsor eingehändigen. Die Hollars in Windsor*) sind sehr schön und von Mr. Glover als „extraordinary“ sehr bevorzugt. — —

Ewig Ihr getreuer

A.

Dösborne, 4./8. 1851.

4. Kabinettsordre des Königs an Bunsen.

Mein lieber wirklicher Geheimer Rat Bunsen!

Nach den Mir durch den Prediger Fliedner aus Kaiserswerth nach seiner Rückkehr gemachten Mittheilungen würde es für die Konsolidierung der jungen evangelischen Kirche in Palästina von der höchsten Wichtigkeit sein, wenn in Nablus und Nazareth evangelische Geistliche angestellt würden. Ich bin bereit, zu diesem Zwecke auf drei Jahre einen jährlichen Beitrag an 20 £ (10 £ für jede Stelle) zu geben, sofern in England eine so große Anzahl von Personen einen gleichen Beitrag subscribirt, daß dadurch der Unterhalt für die beiden anzustellenden Prediger gedeckt wird. Wie groß der Bedarf ist, wie viele Personen daher an der Subskription werden Theil nehmen müssen um ihn zu decken, werden Sie in London besser ermessen können, als es hier möglich ist. Ich wünsche nun im Vertrauen auf Ihren Eifer für die Sache der evangelischen Kirche in Palästina und auf Ihre ausgebreiteten Verbindungen in England, daß Sie diese Angelegenheit in die Hand nehmen, Meinen Entschluß solchen Personen mittheilen, welche zur Theilnahme an einer solchen Subskription, an deren Spitze Ich stehen würde, geneigt sein möchten, und über-

*) Parthey's bekanntes Buch über Wenzel Hollar 1853 (fortgesetzt 1858) enthält die Früchte dieser Reise.

haupt die Teilnahme für die aufblühenden Gemeinden in Nazareth und Nablus in England anzuregen suchen. — Für die Dotierung eines deutschen Geistlichen für Jerusalem selbst wird, wie ich glaube, von hier aus gesorgt werden können.

Sans-Souci, den 7. Juli 1851.

Friedrich Wilhelm.

An den Wirklichen Geheimen Rat Bunsen.

5. Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London, den 2. Aug. 1851.

Ew. Majestät gnädiges Kabinettschreiben vom 7. Juli, in betreff der in Nablus und Nazareth zu stiftenden evangelischen Pfarrstellen, ist mir seiner Zeit richtig zugegangen, und ich habe nicht gesäumt den Allerhöchsten Wünschen nachzukommen und die hierorts nötigen Schritte zu tun. Der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London haben mir beide über den neuen Beweis der gnädigen Fürsorge Ew. Majestät für die evangelische Kirche in Palästina ihre große Freude ausgedrückt, und werden nicht anstehen zur Ausführung desselben ihrerseits alles Erforderliche beizutragen.

Zu meinem großen Bedauern ist der Geschäftsführer des Bischofs von Jerusalem in England, der Revd. Henry Benn, gegenwärtig auf einige Wochen von London abwesend, so daß es mir bisher nicht möglich gewesen ist, über die Angelegenheit mit dem Bischof selbst in Verbindung zu treten.

Vor einem Monat erhielt ich aus Beyrout ein Schreiben von einem schwedischen Geistlichen, Estenberg mit Namen, der sich im heiligen Lande niederzulassen und dort eine Wirksamkeit zu gründen beabsichtigt. Er beruft sich darauf, im vorigen Jahre in Berlin das Versprechen Ew. Majestät erhalten zu haben, seine Sache beim Bischof Gobat empfehlen zu wollen, und wendet sich jetzt an mich auf Grund eines Empfehlungsschreibens des Legationsrat Abeken,

welches ihm derselbe damals mitgegeben, im Falle, daß er auf seiner Reise London berühren würde.

Der Mann, der, wie es scheint, in seiner Heimat einer gegen sein Bekenntnis gerichteten Verfolgung ausgesetzt gewesen, zeigt ein tiefes, von wahren Befehrungseifer glühendes Gemüt, das nach Kindesart die Hindernisse und Gefahren nicht ahnt, die ihm bei seiner Niederlassung in Palästina notwendigerweise überall entgegen treten müssen.

Ew. Majestät schicke ich beifolgend zu Allerhöchster Kenntnissnahme eine wörtliche Übersetzung des schwedischen Schreibens ein und harre auf eine Allergnädigste Bestimmung, bevor es mir möglich ist, in der Angelegenheit des Bittstellers hier etwas zu unternehmen.

Über ihn selbst sehe ich unmittelbaren Nachrichten vom Bischofe mit der nächsten Post entgegen.

In tiefster Ehrfurcht

Bunsen.

An des Königs Majestät.

6. König Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen.

An Bord der „Königin Elisabeth“
zwischen Stettin und Rügen,

8. August 1851.

Teuerster Bunsen, ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen aus London über das h. Land. Der kindliche Schwede scheint mir tout bonnement ein Swedenborgianer zu sein. Hab ich ihm wirklich mein Fürwort beim Bischof versprochen — was ich mich nicht erinnere, aber nicht leugne — so geschah das ohne Kenntnis von seiner Sektirerey. Raten Sie ihm nicht, gleich mit seinem Etablissement in's h. Land einzufallen, sondern, Moses gleich, Kundschafter vorher zu senden. Er reise selbst als solcher. Unterdessen schicken Sie Gobat in meinem Auftrag das mémoire ein und fragen

Sie ihn, ob er für dergleichen „kindliche“ Schweden eine Stätte wisse in seiner Diözese oder ob er die nordische Schwärmerei fern davon zu halten wünsche. Dann kann er „Josua und Caleb“ erzählen, er sei durch mich auf ihr Vorhaben aufmerksam gemacht worden. Daran möge er seinen zu- oder abstimmenden Rat knüpfen. Gott mit Ihnen.

F. R. W.

7. Bunsen an Prinz Albert.

Carlton Terrace, 26. Aug. 1851.

Ew. Königliche Hoheit haben mir in Ihrem verflossenen Lebensjahre zu viele Beweise ihrer Huld und Ihres gnädigen Vertrauens gegeben, als daß ich nicht auf gütige Aufnahme eines Wortes innigen Glück- und Segenswunsches für das neue hoffen dürfte, eines Wortes, welches Verehrung und Dankbarkeit gleichmäßig mir eingeben.

Sie haben dem Jahre 1851 Ihren Stempel aufgedrückt, möge dieses Gepräge das Hoffnungswort der Zeit werden. Das ist mein Wunsch zum 26. August 1851. Er kommt aus einer mehr als je gepreßten deutschen Brust. Das Jahr 1851 ist das Jahr des Unterganges der Hoffnungen der Deutschen meines Geschlechts gewesen. Mögen unsere Kinder die Morgenröte eines besseren Tages sehen. Er wird kommen! aber vielleicht blutig!

Der gegenwärtige Augenblick ist entsetzlich. Es raucht aus allen Dächern und Spitzen, man verstopft die Rauchfänge, damit der Rauch die Augen derer nicht beiße, welche am Tage nicht sehen und die leuchtenden Zeichen der Zeit nicht verstehen.

Die Antwort ist, daß die Feuerwörter — — den Rauch in die Herzen treiben. (Köln. Zeitung von gestern.)

Die Junker der Mark Brandenburg, die hierher kommen — — sagen mir in's Gesicht, der König werde von ihnen auf dem Landtage gebeten werden, die (von ihm natürlich nur mit Vorbehalt

beschworene) Verfassung aufzuheben. Der spähende August v. Haxhausen ist auch hier, wütend über den Glanz Englands.

Aber Gottlob! ich höre auch bessere Stimmen. Herr v. Auerswald (der von der Prinzessin vor zwei Monaten angemeldet) ist endlich gekommen, ebenso G. R. v. Hollweg und sein Schwiegerohn, der mutige Graf Pourtalès. Alle sind voll Mut und heiligem Eifer. Hollweg und Pourtalès wollen mit dem von Frankfurt vertriebenen Grafen Goltz (der bei der Bundestagsgesandtschaft war) in Berlin eine konservativ-konstitutionelle Zeitung gründen und durch Graf Groeben (den der König zum Generaladjutanten gemacht, um sich von der Gerlach'schen Tyrannei zu befreien) auf den König wirken. Bethmann-Hollweg klebt noch an einigen doktrinären, von Berthes entwickelten Zweifeln gegen das englische konstitutionelle System: Pourtalès ist schon frei. Alle sind sittlich empört wie politisch erschreckt durch die letzten Ereignisse.

Das Katholisieren wird ein offenes Jesuitisieren. In Mecklenburg geht der Adel zum Katholizismus in hellen Scharen; der König ist von reagierenden Pietisten umlagert; die Kreuzzeitungs-Rundschau preist die Zeit glücklich, den Triumph des Katholizismus zu sehen! Ich werde in diesen Tagen eine Gelegenheit benutzen, die sich mir in der Nähe des Königs eröffnet hat, um dem Könige ins Gewissen zu reden.

Es tut mir leid, daß der Prinz neulich öffentlich die jesuitischen Missionsprediger gelobt, es war schon ein Fehler, den Prinzen Friedrich Wilhelm dorthin gehen zu lassen. Die Wirkung der Prediger auf das katholische Volk ist ungeheuer in jenen Gegenden. Übrigens erfahre ich von Georg, daß der junge Prinz sehr entfernt ist von allem solchen Katholisieren. —

Mit erneuten Segenswünschen voll wahrer Verehrung

Ev. Königlichen Hoheit

ewig dankbarer

Bunsen.

8. Prinz Albert an Bunsen.

Beste Excellenz!

Ich bin Ihnen für Ihre guten Wünsche zum heutigen Tage sehr dankbar und bitte Sie um die Fortdauer des regen Interesses, welches Sie bisher an meinem Wohlergehen genommen haben.

Unser gemeinsames Interesse an dem Geschick des unglücklichen Deutschland läßt natürlich nichts als Kummer zu, wenn wir einen Blick dahin wenden. Doch muß man den Mut nicht verlieren. Eine große vereinte konstitutionelle Partei tut für Deutschland, für Preußen not und ich freue mich, von Ihnen zu hören, daß Männer wie Hollweg, Bourtalès usw. dieses fühlen. Grüßen Sie beide gütigst von mir.

Wir packen heute und ziehen morgen nach den Gebirgen. Darum muß ich schließen.

Stets

Ihr getreuer

Albert.

Ossborne, 26./8. 51.

9. Prinz von Preußen an Bunsen.

Baden, 5. 9. 51.

Ihre Mitteilungen vom 2. d. M., die ich heute erhielt, haben mich ganz ungemein interessiert. Ihre . . .*) von den Hierarchischen Übergriffen, die einen ganz bestimmten Plan verfolgen, sind mir ganz aus der Seele geschrieben. Ich habe genau in Ihrem Sinne seit längerer Zeit diese Dinge so betrachtet und mich auch so darüber ausgesprochen. Ich freue mich daher ungemein, daß Sie die Sache so ernst zur Sprache brachten. Ich bin nicht ohne einige Besorgnis, daß unser Gouvernement sich der sogenannten konservativen

*) Das Original scheint „Ihre Punkte“ zu lauten. Man erwartet eher „Stelle“, „Worte“ oder dgl.

Elemente der Katholischen Kirche bedienen möchte, um sich zu befestigen. Dies ist das Gefährlichste, was geschehen könnte, weil man aus den hierarchischen Klauen, wenn man sich ihnen einmal übergeben hat, nicht so leicht wieder los kommt. Der große Orden, Pionono, an Manteuffel ist zu auffallend, und in Verbindung mit gleichen Auszeichnungen für die Führer der ultramontanen Partei zu bezeichnend.

Alle Ihre Mitteilungen über Englands Zustände sind gleichfalls unendlich interessant. Die furchtbaren Gefahren der Ausstellung — wo sind sie hingekommen? Auch nicht einer hat mir ein Wort über jene Reisen-Entraven gesagt, aber eine gewisse Animosität gegen die Sache ist unverkennbar in gewissen Sphären! — Warum? ist mir unerklärlich! —

Anliegend eine Antwort an die schöne Billettschreiberin und Künstlerin.*) Wenn ich das Bild nur erst wieder gesehen hätte. Komme ich je nach London, so risquiere ich die Gefahr, daß so schöne Augen mich auf Leinwand übertragen!!

Tausend Liebes Ihrer ganzen Familie

Ihr treu ergebener

Prinz v. Preußen.

Ich habe der Prinzess Ihre Mitteilungen nicht vorenthalten können und sie wird sie Ihnen zurücksenden durch den Feldjäger vom 14.

10. König Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen.

Sansjoui, 18. Septbr. 1851.

In aller Eil' einen herzlichen Gruß durch meinen Handelsminister v. d. Heydt, den Sie, teuerster Bunsen, wohl schon kennen

*) Mrs. Gaggiotti Richards, eine Italienerin von Geburt, wurde durch Mrs. Norton (s. oben) in die Kreise der Gesandtschaft eingeführt.

werden und den ich Ihnen als einen sicheren und treuen Freund empfehle.

Auf demselben sicheren Wege antworten Sie mir wohl auch. Die Eil zwingt mich Ihnen einige fast harmlose Fragen vorzulegen. 1. Wie wird Hannovers Zollanschluß genommen in old England and in the new! dito i. e. Lord P.? 2. Nichts Neues aus Afrika? Erwacht Neuengland nicht ein klein wenig gegenüber dem unvermeidlichen Schicksale Kubas? und dem notwendig bald darauf folgenden Kanada? 4. Was ist für die Legitimität in Europa zu hoffen vom „Erwachen“ ihres acharnierten Feindes? 5. Hat sich Mylord persönlich mündlich gegen Sie über die Konstitutions=Ab= schaffung in Oesterreich geäußert? und wie? 6. Hab ich Ihnen von meinem Briefe an Gobat geschrieben, in welchem ich denselben auffordere, bei Anfertigung der Liturgien für die (vielleicht?) möglichen oriental. evangel. Nationalkirchen die „Eucharistia“ nicht so zu verwerfen wie in dem okcident. ev. Liturg., sondern sie, St. Ireneus in der Hand, von der zur Idolatrie führenden Stellung nach der Konsekration in den alten Kirchen, an die historisch und evangelisch gerechtfertigte Stelle vor derselben zu versetzen und sie mit dem Offertorio, mit der feierlichen Darbringung der Elemente so zu verbinden, daß selbige gleichsam das sichtbare Zeichen (Symbol) des geistlichen und wahrhaftigen Dankopfers würden?

Ich sehe nämlich die Darbringung der nachher zu konse= krierenden Elemente, als vom antiken Rechts= und Gesez= bewußtsein absolut Gebotenes an; denn das Offertorium ist der, vom Römischen Recht geforderte jur. Akt der feierlichen und ausdrücklichen Übertragung des Eigentums an Brot und Wein aus jeglichem irdischem Besitz in den des lebendigen Gottes.

6. Ist Hoffnung vorhanden, daß etwas Nachhaltiges für Nablus usw. in England geschehe? 7. Ist Miß Burdett Coutts großer Kirchbau begonnen? und ist Plan und Aufriß desselben zu bekommen? 8. und prinzipaliter — Ist es möglich, daß Neuengland sich ver=

stehe, mit Rußland und Oesterreich vereint, hoffentlich auch mit Frankreich und allen übrigen Puissances garantes des stipulations du Congrès de Vienne, Teil an einer Mediation allerfriedlichster Art, für Preußen bei der Schweiz zu nehmen, in betreff Neuchâtel's? Neuchâtel schiebe als Kanton aus, würde Bundesgenosse der Eidgenossenschaft und söchte die Verteidigungskriege derselben mit uns. Die Schweiz verlöre also nichts an der materiellen Macht, die ihr Gewicht in der Europäischen Waagschale bestimmt. Ich bitte um eine Mediation, deren Anfang, Mitte und Ende friedlich sein muß und soll.

Setzt Gott befohlen, bester Freund

F. W. R.

11. König Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen.

Sansjouci, 18. Septbr. 1851 abends.

Als mein Brief an Sie schon in v. d. Heydts Händen, mit ihm unterwegs nach Berlin war, fiel mir eine neue (nächst der Neuenburgischen die wichtigste) Frage ein, die ich an Sie, bester Bunsen, richten wollte — hier ist sie.

Was verstehen Sie unter einer protestantischen „Manifestazion“, um die „katholischen Gerüchte“ zu bekämpfen?

Ich bekenne Ihnen, daß ich den Gedanken von „Manifestazionen“ unaussprechlich abhold bin. Also nehmen Sie sich zusammen, um meine Antipathie zu überwinden.

Gäbe es etwas (was nicht der Fall ist) wodurch ich Zuversicht zur Rückkehr zu friedlicheren Zuständen fassen könnte, so wäre es die Wiederaufnahme solcher Chuchottements d'oreille en oreille, mit welchen man in den 8 friedlichen Jahren meiner Regierung dahin trachtete, mich Stück vor Stück zu demolieren. Das ist Teufels Werk, lieber Freund! ausgehend von Satanskindern, die im vollen Bewußtsein und tiefem Willen der Lüge, Lügenflug

erfinden und was mehr als das ist, diese Lügen flug verbreiten — La Calomnie, cher Basile! Calomniez toujours, — il en restera quelque chose. Eine heilige Wahrheit, die ein Kind der Lüge vor der französischen Revolution so künstlich angebracht hat, daß dieselbe wieder umschlagen mußte — Jemand, der wie ich, zur Lage selbst sein Amt und seinen Charakter für zu heilig hält, um die Lüge mit Lüge zu bekämpfen, hat keine Waffe als die der heiligen Geduld dagegen. So ist denn längst in Schaum verspühlt, womit man mich im ersten Regierungsjahre demolieren wollte. Mein Schottischmachen wollen der Landeskirche — im dritten Meine Anglikanisierung derselben — und was weiß ich alles — — Das Protestieren dagegen macht die Sache erst glaublich — qui s'excuse, s'accuse heißt es — Die Manifestationen anderer der Wahrheit zu Ehren, verklingen in dieser Zeit. Der würdige evangelische Geistliche von Hamm in der Grafschaft Mark, indigniert über die teuflische Wahrheits Verdrehung dessen, was bei meiner Durchfahrt daselbst vorgefallen oder vielmehr nicht vorgefallen, hat eine noble Widerlegung in der Bremer Zeitung abdrucken lassen. Nachdem das Blatt seine Insertionsgebühren eingestrichen, hat kein anderes Blatt diese Widerlegung in seine Spalten aufgenommen. — Gegen die erwähnten, verschäumten Lügen aus der guten schlechten Zeit trat niemand auf, weil ein jeder sich, (aus der jetzigen Fäulnis heraus) sagte: am Ende ist doch was dran? Was wollen Sie mit „Manifestationen“ solcher Fäulnis gegenüber? — —

Nur das soll man nicht von mir verlangen, daß ich die Stimme der Warnung schweigen lasse, die ich oft erschallen lasse:

„Der Katholizismus und — horrible dictu — der Irvingianismus fressen unsere deutsche evangelische Kirche gewiß (und zwar ihre gläubigen Teile) — so gewiß als der Religionsfriede und Westfälische, ihr ein rechtliches Dasein im Reich gegeben hatten, wenn wir nicht bei Zeiten zurückkehren zum heiligen Gehorsam gegen

die apostolischen Ordnungen, Lehre und Leben — wenn wir nicht bald unsere zufällige Landes- und Nationalkirche, mit den lebendigen Steinen der apostolischen Kirchen zu bauen beginnen — wenn wir nicht endlich der frevelhaften Torheit rein absagen, die Kirche! deren Lokus niemand weiß und angeben kann, durch Verfassungen!!! aufbauen, diese Ausgeburt der Zeit, (die von allen Zeiten die am allerwenigsten dazu geeignet ist) einführen! zu wollen!!!!“

Das ist dann der letzte Nagel zum Sarge der deutschen evangelischen Kirche. — Dahin aber, teuerster Bunsen, geh's im Galopp — und Sie wissen aus vortrefflichen Bürgermunde: die Toten reiten schnell. Ohne „Liebchen“ zu sein, graut mir doch vor den Toten. Sie reiten die Kirche ins Nichts!!! Wolle Gott der Herr sie lebendig bewahren! Amen.

F. W. R.

P. S. Die Losung zum Leben der äußeren Kirche, welches ja allein alle jene Verfassungs-Dähmeleien wollen, ist nach meiner heiligsten Überzeugung keine andere als die: Ausführen der apostolischen Anordnungen.

ad vocem: Manifestazion — daß ich eine solche, trotz meiner Abneigung dennoch zu machen weiß, wenn ein möglich ausführbarer Zweck vor Augen liegt, hat Ihnen wohl eine Stelle der Worte gezeigt, die ich am 23. August auf dem Zollerberge gesprochen.*) Sie

*) Der Schluß dieser königlichen Rede lautete nach der Kölnischen Zeitung: „Es wurde mir in öffentlichen Blättern der Vorwurf unbegrenzten Ehrgeizes gemacht, da ich meinen Schutz benachbarten Fürsten nur wo er gefordert wurde, brachte, aber da auch ohne Zögern. (Mit gehobener Stimme:) Ich erkläre hier und wähle mit Absicht diese Stätte, Meine Hand zum Himmel emporhebend, daß ich nie meine Hand ausgestreckt habe nach fremdem Besitz, nach Ländern, die nicht Mein sind, und daß ich nicht danach trachte, was Meiner Krone nicht gebührt. Dieser Fels, dieses Volk hat seit langer, langer Zeit seinen Namen bewahrt, möge es immer so bleiben! Gebe Gott seinen Segen, daß diese Burg

ist der letzten Möglichkeit des Daseins eines guten Willens im König von Württemberg geweiht — jetzt könnte er, ohne Initiative von seiner Seite, ohne die Spur einer Humiliation bei seinem nächsten Erscheinen vor den Ständen sagen: „Ich habe aus befreundetem Munde Worte vernommen, die alle da und da von mir ausgesprochenen Besorgnisse zerstreuen.“ — Sagen Sie das, teuerster Bunsen, wo, wann und wie oft Sie wollen, das muß mein Zeugnis wider den alten Herrn sein. Denn — er tut's nicht.

Ich möchte noch Näheres über die Evangelical Association wissen. Ihr und Ihrer frommen Freunde Widerstreben, dieselbe zu uns verpflanzt zu sehen und die Gründe Ihres Umstimmens von Krummacher kapiere ich nicht. Darin bitt' ich Sie aber auch nicht den Hauch eines Tadel's zu sehen. Ich verstehe wirklich diese ganze Geschichte nicht.

Auf dem Kirchtag zu Elberfeld wird der herrliche Hoffmann, Ephorus von Tübingen, einen Vortrag über Kirchengestaltung halten, der, wenn es „Ohren zum Hören“ gäbe, gewaltig wirken würde. Das ist ein Mann nach meinem Herzen. Zu Hechingen hat er am Sonntag, tags nach der Huldigung uns eine Predigt unterm Zelt gehalten, die (bis zu den Sakaien hinab) alles entflamnte und erschütterte. Ich lechze nach ihm als 4. Domprediger. Er wünscht es selbst. Seine Pietät gegen seinen alten König hält ihn leider!!! noch immer ab.

Ach wären Sie am 23. August auf dem Zollerberge gewesen! Das war mir der Eindruck eines sichtbaren Gottessegens. Sie wären dessen würdig und empfänglich gewesen.

als Zierde des Landes erstehe; gebe er sein Gedeihen, daß dieser schwäbische Volksstamm mir die gleiche Treue, wie meine Preußen, (sehr stark betont) bewahre. Das sei die Frucht der ernstesten Zeit, des lautern Willens und der schönen Stunde!“

12. Auszug aus einem Briefe an den Prinzen von Preußen.

London, 20. Septbr. 1851.

..... Gestern habe ich das Glück gehabt, Ew. Königlichen Hoheit gnädiges Schreiben zu erhalten, nebst den beigefügten Abschriften. Es ist mir ein unbeschreiblicher Trost, daß Ew. Königliche Hoheit billigen, was ich geschrieben. Die Anrede an die Deputation des Treubundes*) scheint eine Wirkung dieser und ähnlicher Winke zu sein, allein ich fürchte, sie wird nicht ganz die beabsichtigte Wirkung hervorbringen. — Dienstag erwarte ich den Minister von der Heydt; der König hat ihm befohlen, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, was aber erst bei der Rückkehr von Schottland möglich sein wird. Vom Generalkonsul Hesse, der nach Guatemala geht, höre ich, daß Herr von Manteuffel in Verzweiflung über „Banken der politischen Stimmung wegen der Landtagsache“ ist, und sich den Tod wünscht, „um nicht zu sehen, daß die Kreuzzeitung ihn beerbe.“ Nach dem was ich hier höre und beobachte, ist der Unwille sehr groß. Graf Fürstenberg und v. Bethmann-Hollweg haben das öffentliche Gewissen ausgesprochen. Es ist doch

*) In der zu Potsdam, etwa am 11. September 1851 gehaltenen Rede des Königs an den Treubund heißt es nach einer gleichzeitigen Zeitungsnotiz: „In viel ernsterer Weise aber müßte er beklagen, daß seine Feinde (es wären dieselben, die der Treubund so wacker bekämpfte) sich auch der schlechtesten Mittel nicht schämten, um ihn und die Königin zu verdächtigen, und ihnen das Vertrauen ihrer Untertanen zu stehlen. So werde jetzt wieder die boshafte Lüge verbreitet, er und die Königin wollten zum Katholizismus übergehen. Er sei allerdings an diese aus der Hölle stammende Angriffsweise nun schon gewöhnt. Man habe sie seit dem Beginn seiner Regierung gegen ihn in Anwendung gebracht und es hätte immer eine Lüge die andere abgelöst.“ Nach einer Aufzählung der verschiedenen Verleumdungen, denen er ausgesetzt gewesen sei, ermächtigt Seine Majestät die Anwesenden, das neue Gerücht überall als Lüge zu bezeichnen.

schwer zu sagen, sie seien verrückt oder Demokraten! Ew. Königliche Hoheit werden von dem Plane einer konservativ-konstitutionellen Wochenschrift gehört haben, welchen v. Bethmann und einige Freunde entworfen, das Programm scheint mir sehr verständig.

Es wäre noch Zeit für den König, Sich aus der durchaus falschen Bahn zurückzuziehen; allein die Werkzeuge sind gründlich verbraucht, und wer wird Minister werden wollen, so lange Gerlach und Niebuhr um den König sind! Nur um Gotteswillen, was man tun will und muß, vor dem 15. November getan! Womöglich vor dem 15. Oktober. Ich bin entschieden für die Provinzialisierung der Gemeindeordnung, ich bin für eine Entfernung der Volkswahlen vom Oberhause; ja ich würde es noch jetzt für möglich halten, was ich 1844 vorschlug, den Rittergutsbesitzern eine Entschädigung zu zahlen, in Staatsschuldsscheinen, als Siegel einer politischen Versöhnung. Ich bin überzeugt, der König könnte das mit einem Ministerium, welches Vertrauen einflößt, noch in der nächsten Sitzung erlangen, aber gewiß nicht später, ohne die entsetzlichsten Gefahren für die Zukunft. Diese Zukunft, gnädigster Herr, ist die Ihrige wahrscheinlich, jedenfalls die Ihres Hauses.

Wenn v. Bethmann-Hollweg sollte zu bewegen sein, das geistliche Ministerium zu übernehmen, so würde sich auch ein Minister des Auswärtigen finden, den jetzt der König macht. Usedom, Pourtalès, Bernstorff sind die drei Möglichkeiten.

Möge Gott Ew. Königlichen Hoheit baldige volle Herstellung gewähren und die rechte Freude zu einer „rettenden Tat“ in Berlin.

Die Königin sendet mir soeben die Einlage von der Prinzess Royal.

In ehrerbietigster und treuester Ergebenheit. . . .

Bunsen.

13. Bunsen an den Prinzen Albert.

London 20. Septbr. 1851.

Ew. Königlichen Hoheit habe ich die Ehre zu melden, daß der König dem Handelsminister, Herrn von der Heydt befohlen hat, sich hierher zu begeben, um die große Ausstellung, und was damit zusammenhängt, in Augenschein zu nehmen. Er kommt sogleich. — Dieses ist eine gute Demonstration, da in gewissen Kreisen die Ausstellung taboo ist, und verdächtig wer dorthin geht. Bethmann-Hollweg's Eingang zu seinem Proteste: „Soeben aus England zurückkehrend,“ ist in den Kreuzzeitungen hinlänglich kommentiert worden!

Es ist mir also erfreulich, daß der König diesen Befehl dem Minister gegeben hatte. „Er würde doch wegen überhäufte Geschäfte nicht kommen können.“

Der König befiehlt mir nun zu sehen, ob Herr von der Heydt Ihrer Majestät und Ew. Königlichen Hoheit könne vorgestellt werden, und dann auch ihn den nötigen Staatsministern vorzustellen.

Was nun die Vorstellung bei Ihrer Majestät betrifft, so sehe ich wohl nicht ein, wie das werde geschehen können, anders als etwa während des Aufenthaltes hier zwischen dem 11. und 15., den ich voraussetze.

Von Ministern ist jetzt niemand hier, weder Lord John noch Lord Palmerston, noch Lord Clanricarde (wir sind beim Abschlusse eines Postvertrages, den ich hier eingeleitet, und dort schmackhaft gemacht habe), noch Lord Granville noch Mr. Labouchère. Herr v. d. Heydt kommt nächsten Dienstag den 23. d., und will einen Abstecher machen, „nach den Manufakturdistrikten“. Er könnte also dieses vielleicht in der Zwischenzeit tun, nachdem er sich hier vorläufig umgesehen? —

Es wäre mir sehr lieb, wenn Ew. Königliche Hoheit ihn sehen

könnten. Er ist das einzige in England ostensible Gesicht unseres Ministeriums. Vorsteher eines der reichsten Häuser in Elberfeld, aus einer alten, angesehenen, würdigen Familie, war Seine Exzellenz bis 1848 überaus liberal, und ist es auch wohl noch jetzt ein wenig. Er wird von der Junker- und Russisch-Osterreichischen Partei geduldet, weil er Vertrauen im Handelsstande genießt (trotz vieler geschossener Böcke), und weil der König persönlich ihn nicht fahren lassen will. Er tut dem etwas ehrgeizigen, und wie man sagt, eitlen Manne dadurch eben keine Gewalt an. Er bleibt ohne Widerstreben und opfert sich auf. Ich halte ihn sogar für lebensfähig, wenn Bethmann und Co. ein neues Ministerium bilden, wie sie vorhaben. Er sowohl als Pourtalès haben mir den ehrerbietigsten Dank aufgetragen für Ew. Königlichen Hoheit gnädigen Gruß, und jedenfalls ist seine Anwesenheit in diesem Zeitpunkte wichtig und gut. Vielleicht lassen Ew. Königliche Hoheit mich also Ihre Befehle in dieser Beziehung wissen.

Ehrerbietigst

Bun sen.

14. Bun sen an Prinz Albert.

London 20. Septbr. 1851.

Ew. Königlichen Hoheit erlaube ich mir einen gestern eingegangenen Brief des Prinzen von Preußen zu Hochgeneigter Kenntnisnahme zu überreichen.

Da der Prinz sich darin auf einige Depeschen mit dem Feldjäger vom 1. d. M. bezieht, so nehme ich mir die Freiheit, die mir von ihm zurückgesandten Abschriften ebenfalls beizuschließen, falls Ew. Königliche Hoheit einen Blick auf die eine oder andere zu werfen Lust und Muße haben sollten.

Ich fühlte mich zu dem kirchlich-religiösen Notrufe im Gewissen angetrieben durch die immer zunehmenden Mißgriffe in diesen gefähr-

lichen Sphären. Herr von Raumer ist ein durchaus unwissender und unfähiger Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, und blindes Werkzeug der pietistischen Junkerpartei, welche den König umgibt. Durch dieses Prisma wird jeder Gedanke des Königs verzerrt, und der Gedanke selbst ist wohl nicht immer der richtige. Alle Besucher der Ausstellung melden die wirklich törichten Besorgnisse der protestantischen Bevölkerung. Lord Cowley hatte mir auch selbst in diesem Sinne gesprochen. — —

Der Bericht hat den König offenbar zu der neuen Ansprache an den Treubund bewegt, ich sehe nicht ein, wozu das helfen soll! Es ist eine leidige Täuschung, daß die Demokraten solche Gerüchte verbreiten, also ist jeder, welcher solche Besorgnisse hegt, ein Demokrat, ein Gottesleugner, Königsmörder. Des Prinzen von Preußen Warnungen haben, auf diesem Felde, wenig Gewicht beim Könige, aus der Ihnen bekannten Ansichtsverschiedenheit.

Meine beiden anderen Berichte hatten den Zweck, einige andere Dunstwolken zu zerstreuen, die sich, nach sicheren Berichten, um den König gesammelt haben. Sie kommen natürlich von Osten und Nordosten. —

Die hannoversche Zolleinigung ist ein großes und erfreuliches Ereignis. Es ist die Geschichte der sibyllinischen Bücher. *Mieux tard que jamais!* — Ich glaube, Hamburg wird beitreten, und dann auch vielleicht Holstein. Der Beitritt für Holstein wäre unter gegenwärtigen Umständen der *deus ex machina* für die Dänen, um ein leidliches Verhältnis herbeizuführen; allein wer weiß, ob sie nicht, gerade auch von hier, zum Gegenteil getrieben werden, obwohl die hiesigen Äußerungen billig klingen. Der Haupt Gesichtspunkt bleibt immer dieser, handelspolitisch:

Der Zollverein mußte sich entweder zu Oesterreich wenden oder zum Steuervereine. Jenes hieß Protektionismus und Prohibitivsystem, dieses heißt Annäherung zum Freihandel. Politisch aber heißt es Verstärkung des protestantischen Nord-

deutschland. Das sah auch Aberdeen ein; allein, wird Colonel Hodges*) es einsehen wollen! — Bayern wird nicht ausscheiden, weil es nicht kann! — —

Playfair hat mir im Vertrauen den Kommentar zu dem vor 14 Tagen in den Times abgedruckten Vorschlage wegen der Industrial University gegeben. — — Sehr allgemein und stark ist das Verlangen nach einer religiösen Feier zum Schlusse der Ausstellung. Man sagt, die Minister seien dagegen, da es ihnen unbequem wäre, hierher zu kommen! Wer kann das ernsthaft glauben, da die Königin und Ev. Königliche Hoheit hier sein werden um diese Zeit! Ich gestehe, mir scheint, ohne Dank und Klang wegzugehen, nachdem man den so innig und feierlich ersuchten Segen in so reichem Maße empfangen, nicht „recht und würdig“. Einfacher kann nicht leicht etwas sein als die Einweihungsfeier es war. Darf etwas anderes als Händels Tedeum gegeben werden, so wäre Mendelssohns Lobgesang, wie man ihn in England gibt, und mit solchem Erfolge! das Packendste. Sie wissen, daß in er dem Texte den Kampf und die Wehen der neuen Zeit (zum Jubiläum der Buchdruckerkunst 1840), das Ringen des Geistes nach Freiheit und Licht, hat ausdrücken wollen. Und wie hat er es ausgedrückt! Ich halte den Lobgesang für sein eigentümlichstes Werk, weil es ganz aus der Gegenwart und der persönlichen Eigentümlichkeit geschöpft ist, ohne alles Vorbild. Verzeihen Ev. Königliche Hoheit diese Herzensergießung Ihrem
ewig dankbar ergebener

Bunsen.

15. Prinz Albert an Bunsen.

Ev. Excellenz sage ich meinen herzlichsten Dank für Ihre interessanten Mitteilungen. Die Art und Weise wie in Deutschland von

*) Zu jener Zeit britischer Generalkonsul in Hamburg, ein leidenschaftlicher Antideutscher.

den Regierungen und Regenten verfahren wird, ist himmelschreiend. Ihnen würden die Haare zu Berge stehen, wenn Sie hören könnten, was der König (Ihr Herr) dem Prinzen Friedrich von Württemberg gesagt hat, als dieser die Versöhnung zwischen beiden Königen anzubahnen versuchte.

Wir kommen am 11. Oktober in Windsor an und werden uns dann dort fixieren. Sollte der Minister von der Heydt dann noch in England sein, so werden wir ihn gerne sehen. —

Blayfairs Plan, so wie alle, die ich gesehen, sind mir zu klein, zu eng; ich habe einen größeren, der jene in sich schließt, niemand will aber recht anbeißen.

Hochachtungsvoll

Ihr getreuer

Albert.

Balmoral 23/9 51.

16. Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London, 2. Oktober 1851.

Ew. Majestät liebevolle Zeilen, welche der Handelsminister mir überbracht, haben mein Herz so tief gerührt, daß ich sogleich hätte zu meinem königlichen Herrn fliegen und Ihm die fürstliche Freundeshand hätte küssen können. Aber auch heute noch muß ich mich enthalten, auf die beiden herrlichen Briefe zu antworten, ich werde, wie mir befohlen, die Antwort durch den senden, welcher sie mir überbringt.

Nur eines muß ich heute schon berühren. Es war eine wahre Eingebung, daß Ew. Majestät mir einen Wink gegeben über Ihre Gefinnungen hinsichtlich des Königs von Württemberg. Dunkle und schwarze Gerüchte hatten sich bereits verbreitet; nicht durch die Londoner Demokratie, die gar nichts für Ew. Majestät bedeutet, sondern durch hohe Personen zu hohen Personen. Es waren bis zur Königin — — Berichte gelangt von Worten, welche Ew. Maje-

stät dem Herzog Friedrich von Württemberg gesagt haben sollten. Gerade am Tage, wo Ew. Majestät Briefe eingingen, wurde mir darüber von lieber Hand und aus Liebe Kunde gegeben, und ich konnte nun gleich dem Berichte den Giftstachel ausziehen, indem ich Ew. Majestät goldene Worte abschrieb.

Das Nähere werde ich erfahren am 13., wo ich die Königin in Windsor zu sehen hoffe, und am 16. mit Herrn von der Heydt (der hier sehr wohl gefällt und sich vortrefflich nimmt) berichten.

Ew. Majestät Worte zum Treubunde werde ich, wie es meine Pflicht ist, treu vertreten, aber ich habe Ew. Majestät nicht geschrieben, daß das Gerücht vom Katholisieren „von der Londoner Demokratie“ kommt. Von dieser weiß ich nichts, als was ich pflichtschuldigst lesen muß und dabei sage ich mir „tu guarda e passa“. Es ist längst dem Tode verfallen. Nein, gnädigster Herr, englische Gesandte haben es berichtet, der Königin von Großbritannien berichtet, und diese hatten es nicht von Demokraten, sondern aus der Gesellschaft, in welcher sie leben. Über alles dieses mehr im nächsten Schreiben. Ich halte hier Wacht.....

Bunsen.

17. Auszug aus einem Briefe Bunsens an Prinz Albert.

London, 11. Okt. 1851.

— — Gestern war ich mit 46 000 im Kristallschlosse. Wir sind mit jauchzendem Herzen dem Triumphzuge der Königin und Ew. Königlichen Hoheit durch die Reihen eines ehrfurchtsvollen und treuen, großen und freien Volkes gefolgt; welch eine Lehre für die Dynastien des Festlandes! Der Artikel in der Times von gestern ist der Ausdruck des Nationalgefühls. Die armen Völker sehnen sich mehr als je nach zwei großen Himmelsgaben, die man ihnen verkümmert oder verleidet: Religion und Monarchie! — Bei uns

werden die schwarzen Wolken vorbeiziehen, der König, aufs Äußerste gedrängt von Kaiser und Junkern, hat sich auf Gewissen und Ehre zurückgezogen, und Friedrich Wilhelm IV. wird aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen.

Humboldt hat am 83. Geburtstage den Schlußbogen des 3. Bandes des Kosmos im Drucke revidiert und den Entschluß gefaßt, in einem vierten Bande seine letzten Worte über Welt und Menschheit auszusprechen. Er hat mir dies wenige Tage nachher, schon mitten in der Arbeit in einem jugendfrischen, sehr merkwürdigen Briefe mitgeteilt.*)

18. König Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen.

Charlottenburg 28. Dez. 51.

Mein bester Bunsen. Sie haben Lord John Russell zu erklären, daß Lord Palmerstons Austritt alle Bedenken beseitigt, die mich bewogen, mich den Noten Oesterreichs und Rußlands, in betreff der Flüchtlings Sache, anzuschließen. Das muß vor der Hand confidenziell geschehen. Den näheren Anweisungen aus meinem auswärtigen Amte werden Sie entgegensehen.

Vale

F. W. R.

*) Der hier erwähnte Brief vom 28. September 1851 ist auf S. 136—141 der „Briefe von Alexander von Humboldt an Bunsen“ (Leipzig 1869) veröffentlicht worden. Nicht bloß den vierten, auch den fünften Band vollendete der wunderbare Greis.

Nachtrag zu Abteilung I, A: „Aus dem Bunsenschen Familienarchiv“.

In ihrem inneren Zusammenhang untereinander bilden die im obigen zum ersten mal zusammengefaßten Aufsätze obenan einen bedeutsamen Beitrag zum Verständnis des Entwicklungsganges unseres nachmaligen ersten Kaisers. Die Form der einfachen Aneinanderreihung der Dokumente führt sich auf Georg v. Bunsen zurück, wie die von seiner Hand herrührenden Einleitungen zu Nummer VI und VII bekunden. Der Herausgeber der übrigen — ihrem Inhalt nach zeitlich vorhergehenden, aber später als jene beiden veröffentlichten — Aufsätze ist einfach seinem Vorgang gefolgt. Dieselbe Methode war bei der Veröffentlichung der Briefe von Alexander v. Humboldt, von Ernst Moritz Arndt und von Graf Platen an Bunsen verfolgt worden. Auch die Biographie des Dichters Wilhelm Hey hat sich in derselben Weise größtenteils auf den Briefen von Hey an Bunsen aufgebaut. Das gleiche ist endlich auch im ersten Bande der Biographie Tholucks der Fall gewesen.

Die nunmehrige Zusammenfassung der fürstlichen Korrespondenzen mit Bunsen ließ die Vorteile der von seinem Sohne gewählten Methode erst recht zutage treten. Speziell das Bild des Prinzen von Preußen gewinnt auf diese Weise durch seine eigenen Äußerungen und Handlungen den Charakter eines Selbstporträts. Sein Verhalten, wie sein Urteilen in den Jahren 1844, 1848, 1850, 1851 ist ein durchaus konsequentes und folgerichtiges. Wie es schon bei seiner damaligen vertrauten Umgebung der Fall war, so darf sich

auch der Nachlebende an dem einzig festen Halt erfreuen, welcher in der traurigen zweiten Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms IV. die Hoffnung auf eine bessere Zukunft Preußens und Deutschlands aufrecht erhielt.

Neben dem zukünftigen Kaiser ist es der sowohl dem deutschen wie dem britischen Volke viel zu früh entrissene Prinz Albert, dessen lauterer Charakter sich in diesen Briefen selber abspiegelt. Schon die dürftigen Stücke seines Briefwechsels, die wir in diese Sammlung einreihen konnten, werden in Zukunft als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Jahre vor und nach der Revolution von 1848 angesehen werden. Der oben wieder abgedruckte zweite Aufsatz ist von seiner Tochter, der Kaiserin Friedrich, genau durchgesehen worden. Die Originalbriefe sind vollständig wiedergegeben: mit Ausnahme einer einzigen Zeile, welche für den deutschen Leser kein Interesse hatte, und in England wahrscheinlich zu Mißverständnissen geführt haben würde.

Der Sammlung des Briefwechsels zwischen Prinz Albert und Bunsen haben Studien in dem königlichen Hausarchiv in London zugrunde gelegen, über welche Georg v. Bunsen in einem Briefe vom 5. Juli 1893 berichtet, der von seiner Tochter in das schöne Lebensbild,* das sie von ihm gezeichnet hat, mit aufgenommen ist (S. 337). Derselbe darf auch an dieser Stelle nicht fehlen:

„Über London kann ich nur in hellster Freude schreiben. Ich wurde förmlich jung im Buckingham Palace Hotel, wo ich, um ungestörter zu sein, mit meiner Frau mich niederließ. Die Fürsprache der Kaiserin Friedrich erwies sich als überaus mächtig. Im persönlichen Auftrage der Königin erhielt ich ein schönes Zimmer mit allem Schreibzeug eingerichtet und das freie Studium eines einzig interessanten Archivs, Deutsche Politik betreffend, aus dem ich mir

*) Georg von Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten gezeichnet von seiner Tochter Marie von Bunsen. Berlin, W. Herz, 1900.

Bunsens Briefe an den Prinzen Gemahl ausschreiben durfte. Je mehr ich mich in dasselbe einlas, desto größer trat mir die Persönlichkeit des Prinzen Albert entgegen. Nicht bloß Talent, rasche Auffassung, Fleiß — nein, das Urteil des noch jungen Herrn, seine Hingabe an den nationalen Gedanken, seine Freiheit von jeder engherzigen, eigennützigen Besorgnis — alles erschien selbst mir, der doch in Bewunderung seiner Person erzogen war, geradezu überraschend. Ich fand, daß meine alte Arbeitskraft doch nicht ganz geschwunden war und wie ein verzehrend Feuer fuhr ich jeden Morgen, wenn die Glocke 10 schlug, über die Schätze.“

Bei den von der Kaiserin Friedrich in dieser Weise unterstützten Studien hatte die hohe Frau allerdings noch einen weiteren — sich auf ein höheres Ziel erstreckenden — Wunsch.

Der gerade ihr genau bekannte Briefwechsel zwischen ihrem Vater und Schwiegervater war von ihr in seiner einzigartigen Bedeutung erkannt. Königin Viktoria teilte die Anschauung ihrer Tochter. Dies der Grund, daß das geheime Archiv der Königin Herrn Georg von Bunsen mit so seltenem Vertrauen erschlossen wurde. Er hat dort denn auch längere Zeit gearbeitet und das ihm auch sonst zur Verfügung gestandene reiche Wissen vermehrt. Sein Spezialstudium hat sich jedoch auf die Briefe seines Vaters beschränken müssen. So ist denn nach seinem Tode wenigstens der Briefwechsel zwischen Prinz Albert und dem Prinzen von Preußen einerseits und dem Vater Bunsen andererseits gesammelt worden. Daß derselbe (mit einer einzigen im Text vermerkten Ausnahme) auch den beiden fürstlichen Personen, zwischen welchen Bunsen als Mittelsmann stand, gegenseitig bekannt war, geht aus den Briefen selbst zur Genüge hervor.

Die Lichtgestalt des Prinzen Albert hebt sich ebenso wie die des Prinzen von Preußen gerade in jener dunklen Zeit der deutschen Geschichte um so heller ab. Andererseits ist jedoch schon in dem ersten Abschnitt unserer Sammlung dieser dunkle Hintergrund nicht

zu verkennen. Er lag in den verhängnisvollen Schwankungen schon der ersten Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms IV. Aus der Biographie Bunsens erhellt, wie unermüdlich dieser Staatsmann bestrebt war, die Unumgänglichkeit einer noch bei Zeiten gegebenen Verfassung dem Könige gerade von dessen eigenen Voraussetzungen aus plausibel zu machen. Auch der Prinz von Preußen hat, wie der Bericht aus dem Jahre 1844 bezeugt, starke Bedenken gegen die Verfassung gehabt, und dies nicht aus gefühlsmäßiger Romantik, sondern aus nüchternen und klaren Motiven. Aber die von Prinz Albert und dem Fürsten Leiningen ausgegangenen Warnungen vor der Veräumnis des richtigen Zeitpunktes haben ein volles Verständnis bei ihm gefunden. Wer die Erinnerungen Wolfgang Menzels an seine Audienzen bei dem König und Prinzen in den Tagen vor dem 18. März danebenstellt, kann beides mit Händen greifen: sowohl wie das Verhängnis über den Staat kam, als wie ihm schon in der gleichen schweren Zeit der erwählte Retter heranwuchs.*)

Vor dem Hauptzweck, den Entwicklungsgang des Prinzen von Preußen klar heraustreten zu lassen, hat in diesem Buche jede andere Aufgabe zurückgestellt werden müssen. Sonst hätte wenigstens noch eine solche Aufgabe sich hier notwendig aufgedrängt. Wäre es doch schon längst an der Zeit gewesen, mit Bezug auf die geschichtliche Beurteilung der Wirksamkeit Bunsens — den mannigfachen Irrtümern gegenüber, die von entgegengesetzter Seite aus sein Bild in einem völlig falschen Lichte dargestellt haben — eine abschließende Darstellung zu bieten. Der deutsche Herausgeber seiner Biographie dürfte sich dazu wohl um so eher berufen glauben, da die in seinem kirchengeschichtlichen Handbuch gegebenen Darstellungen die dort be-

*) Der fünfte Band meines Handbuches hat in § 40 die Mahnrufe Menzels aus dem Jahre 1845 berücksichtigt und ebenso der im Text erwähnten Audienzen bei der Charakteristik beider Könige gedacht. Vgl. auch Deutsch-Evangelische Blätter, August 1905: Wolfgang Menzel in der Kirchengeschichte.

rücksichtigten Persönlichkeiten nicht als solche zu würdigen hatten, sondern sie vielmehr in den allgemeinen Gang der Dinge hineinsetzen mußten. Ja, es hat dabei sogar die ernste Kritik überwiegen müssen. Denn Bunsens kirchenpolitische Handlungsweise in Rom ist genau die gleiche wie diejenige Niebuhrs geblieben, welche ja auch noch die Ranke'sche Auffassung völlig beherrscht hat.

Wenn jedoch die größten Führer des katholischen Deutschland — ein Theolog wie Döllinger und ein Kanonist wie Schulte an der Spitze — im Jahre 1870 öffentlich bekennen mußten, bis dahin in einer großen Selbsttäuschung über ihre eigene Kirche gelebt zu haben, so kann es den protestantischen Diplomaten nicht einmal besonders verdacht werden, wenn sie der gleichen historischen Täuschung mit Bezug auf die Identifizierung der katholischen Religion und der päpstlichen Politik verfallen waren. Von diesem Grundirrtum ist also auch Bunsens römische Tätigkeit getragen gewesen. Sowohl in seiner Behandlung der schlesischen Reformbestrebungen, wie bei der Entscheidung über die hermesianische Frage und in dem Streit über die gemischten Ehen hat stets dieselbe Illusion über das Papsttum zugrunde gelegen. Die einschlägigen §§ im zweiten Bande des Handbuches der neuesten Kirchengeschichte haben dieses schwere Verhängnis in seinen Ursachen wie in seinen Folgen so klar wie nur möglich gekennzeichnet. Auf der anderen Seite hat dann aber der dritte Band in der Gegenüberstellung von Stahl und Bunsen jene völlig andere Periode seines Lebens streifen dürfen, in welcher der im Auslande herangereifte Mann seinem eigenen Volke die Segnungen der Reformation als der tapferste ihrer Vorkämpfer zu erhalten bemüht war. Aber diese in die Form eines allgemeinen Handbuches gegossenen Darstellungen reichen gegenüber den tendenziösen Angriffen auf die Persönlichkeit Bunsens nicht aus. Sowohl die Darstellung Treitschkes wie die bewußten Fälschungen Janssens, durch welche sich auch Harnack seiner Zeit hat täuschen lassen, hätten schon längst eine eingehende Prüfung erfordert.

An dieser Stelle sind jedoch nur einige kürzeste Andeutungen gestattet, wo diese Prüfung einzusetzen haben würde.

Bei den in den „Kleinen Schriften“ von Johann Janssen wieder abgedruckten Ausfällen gegen die — im klerikalen Lager unliebsam empfundene — Biographie Bunsens bildeten die gleichen Zitatenkunststücke die Grundlage, wie bei dem ähnlichen späteren Artikel über die Biographie Rothes. Der Verfasser beider hatte sich bei dem ersten Erscheinen derselben in der „Kölnischen Volkszeitung“ und den „Historisch politischen Blättern“ nicht genannt. Auch der Autor der darin angegriffenen Werke hatte keine Ahnung, wer derselbe war, ließ daher einfach drucken, daß es sich dabei um die rechten „Zitate à la Janssen“ handelte. Erst nach der Herausgabe von den „Kleinen Schriften“ des letzteren hat sich herausgestellt, daß die „Zitate à la Janssen“ seine eigene Leistung gewesen waren. Ein genaueres Eingehen auf diesen an sich untergeordneten Punkt würde insofern von Interesse sein, als dadurch zugleich die Methode des bändereichen Janssenschen Geschichtswerkes, welche seither das Baumgartnersche Goethe-Buch und viele andere ähnliche Produkte nachgemacht haben, wieder einmal etwas heller beleuchtet werden würde. Wer die Kleinen Schriften Janssens unter diesem Gesichtspunkte vergleicht, sollte nur daneben nicht veräumen, die Harnacksche Rezension derselben mit ihrer Lektüre zu verbinden.

Leider kann auch das von Treitschke entworfene Bild Bunsens kaum anders wie als Karrikatur wirken. Die Biographie Georg von Bunsens enthält ein — die sonstige Bedeutung Treitschkes warm anerkennendes — besonnenes Urteil darüber (S. 84 ff.). Zu dem dort von dem Sohne Vermerkten mag hier jedoch noch ein kurzes Wort nachgetragen werden über den Ursprung der Stimmung, welcher der temperamentvolle Historiker bei seinem Urteil über Bunsen unterlegen war.

Es ist nämlich noch im Jahre 1869 gewesen, daß Treitschke die damals noch völlig unbekanntten Briefe Friedrich Wilhelms IV.

an Bunsen (ebenso wie die Denkschrift des Prinzen von Preußen von 1850) kennen gelernt hat. Gerade in jener Zeit sah er von den Anfängen der Jahre 1864 und 1866 aus der vollen Erfüllung des großen vaterländischen Werkes, dem jeder Blutstropfen in ihm gehörte, ungeduldig entgegen. Das preußische Königtum hatte sich nunmehr in der Tat als das erwiesen, als was es ihm von jeher gegolten hatte. Diesem Königtum galt seine ungeteilte Hingebung. Und nun hatte er jene Briefe vor sich: aus einer Traumwelt heraus geschrieben, der die Legitimität in Neuchâtel höher galt als die Aufgaben des preußischen Staatswesens. Treitschke ist einfach entsetzt darüber gewesen. Aber die ihm neuerschlossene Geschichtsquelle hatte er sofort in ihrem vollen Werte erkannt. Seine Frau hat jede freie Stunde benutzen müssen, die Briefe, deren öffentliche Ausgabe ihm als eine Unmöglichkeit erschienen wäre, sorgsamst abzuschreiben. Diese Arbeit ist ihr auch in späteren Leidenszeiten unvergeßlich geblieben. Als sie nach seinem Tode die Manuskripte im Nachlaß fand, frug sie alsbald an, ob sie nicht zurückverlangt würden. Es war dies unnötig, da inzwischen die Ranke'sche Ausgabe erschienen war. Aber auch mir ist die Wirkung dieser Briefe auf Treitschke unvergeßlich geblieben.

Mit ihnen war jedoch der Name Bunsen für ihn untrennbar verbunden. Die Briefe des letzteren kannte er nicht, hatte keine Ahnung davon, wie gerade Bunsen zeitlebens mit der Suggestion der „Gallerianer“ in der Umgebung des Königs (auf die er auch in den Briefen an Prinz Albert zu reden kommt) vergeblich gekämpft hatte. Als Treitschke dann später an den einschlägigen Abschnitt der deutschen Geschichte gegangen war, hat sich ihm jener erste Eindruck noch verdichtet. Den Bohn, der ihn abermals erfüllte, konnte er gegen den König nicht entladen. So haben seine heißblütigen Ausfälle sich an die Adresse des königlichen Korrespondenten gerichtet.

Je schwerer die Autorität Treitschkes wiegt, desto unumgänglicher erscheint die schon an sich so schöne Aufgabe, dem vertrauten Freunde

dreier preussischer Könige endlich einmal wirklich gerecht zu werden. Sie hat aber an diesem Plage gegen den zunächst ins Auge zu fassenden Gesichtspunkt der Wertung der neuen Beiträge zum Leben Kaiser Wilhelms zurücktreten müssen. Gerade in Verbindung mit diesem Hauptpunkt ist jedoch noch ein kurzes Wort nötig über diejenige Periode in Bunsens Leben, mit welcher es die oben zusammengestellten Veröffentlichungen aus seinem Nachlasse zu tun haben.

Wie die römische, so hat auch die Londoner Wirksamkeit Bunsens mit einer schweren Niederlage geendet. Die in den Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen“ scharf getadelte Note, welche durch das Angebot von bis dahin russischen Provinzen Preußen auf die Seite der Westmächte im Krimkriege herüber zu ziehen versuchte, ist schon von Ranke nicht anders beurteilt, und dürfte auch in Zukunft von keinem Sachkenner anders gewertet werden. Daß sie zu dem Rücktritt Bunsens von dem Londoner Gesandtschaftsposten geführt hat, wäre auch ohne die beständig gegen ihn spielenden Intriguen der Kamarilla kaum vermeidbar gewesen. Aber man darf über seinen Fehlgriffen während des Krimkrieges nicht die großartigen Verdienste vergessen, welche sich Bunsen in dem ersten Jahrzehnt seiner Londoner Gesandtschaftstätigkeit erworben hat. Daß es nicht das geringste dieser Verdienste gewesen ist, dem Prinzen von Preußen gerade in diesen Jahren ein treuer Ratgeber gewesen zu sein, darüber dürfte in Zukunft kaum noch ein Zweifel aufkommen. Die Biographie Georg von Bunsens enthält ein denkwürdiges Selbstzeugnis des Prinzen über diesen Punkt (S. 89):

„Sie wissen, daß ich nicht viele Worte mache, aber alles, was ich Ihrer Mutter schrieb, ist wahr. Ich sage nichts weiter über den Verlust, den ich im Scheiden eines lieben und treuen Freundes erlitten habe, es liegt mir aber daran, Ihnen zu wiederholen, daß ich in ihm den Mann verloren habe, dem ich meine politische Ausbildung verdanke.“ Die Worte finden sich in dem Briefe vom

20. Dezember 1860, welcher über die eben vorhergegangene Audienz berichtet, in welcher der Sohn die Orden des verstorbenen Vaters dem Prinzregenten überreicht hatte (S. 89).

Nach den Erzählungen ihres Vaters hat die Verfasserin (S. 85) auch aus dem Jahre 1848 den ersten Moment des Erscheinens des Prinzen in der Gesandtschaft festzuhalten gewußt:

„Der wohl politisch wichtigste Moment im Leben meines Großvaters stand jetzt bevor. Am 27. März 1848 wollte mein Vater seinen frühen Morgen Spaziergang unternehmen. Er öffnete die Haustür und sah vor sich einen großgewachsenen deutschen Herrn, welcher nach dem Gesandten fragte. Beide fixierten sich, der Fremde schien eine Erkennung zu erwarten, aber die Züge des Prinzen von Preußen waren durch die Wegnahme des Bartes zu sehr verändert. Mein Vater übergab den Herrn dem zueilenden Diener, machte seinen Spaziergang, und so entging ihm leider die Gelegenheit, als erster den hohen Flüchtling begrüßen zu dürfen.“

Es ist ein zweifellos richtiger Gedanke, der an diesen Bericht sich anlehnt: „Ich glaube, daß die Wichtigkeit der damals (von dem Prinzen) empfangenen Eindrücke in späteren Zeiten nachdrücklicher betont werden wird.“

In dem gleichen Zusammenhange finden sich übrigens bereits Belege für ein derartiges, der Zukunft den Wegweisendes Urteil: von solchen kompetenten Beurteilern wie Max Müller und Reinhold Pauli. Beide berichten speziell über die Haltung des Prinzen während jenes für ihn innerlich so bewegten Londoner Verbleibes. Wir verweisen unsere Leser jedoch in dieser Beziehung einfach auf die eben genannte Biographie.

In anderem Zusammenhange stößt man noch auf eine interessante Einzelheit über den Aufenthalt des Prinzen von Preußen im Bunsenschen Hause (S. 65—67). Es wird nämlich S. 66 ein Vers aus dem Hymnus „Germania“ von Graf Moritz Strachwitz angeführt:

Daß dich Gott in Gnaden hüte
 Herzblatt du der Weltenblüte,
 Völkerwehre,
 Stern der Ehre,
 Daß du strahlst von Meer zu Meere!
 Und dein Wort sei fern und nah
 Und dein Schwert, Germania!

Georg von Bunsen hatte 1843 in der Behrenstraße in Berlin in der Nähe von Strachwitz gewohnt, leider ohne persönlichen Verkehr. Dagegen hat er fast fünfzig Jahre später über jenen Hymnus und den Anlaß, wie derselbe in der Revolutionszeit auf den Prinzen einwirkte, die folgende Bemerkung niedergeschrieben: „Mir wurde er (Strachwitz), wie seinem Volk überhaupt, inmitten des Sauchzens, der Torheit und des Jammers von 1848 bekannt, also erst etliche Monate nach des Dichters Ableben. Sein „den Männern“ gewidmetes Gedicht „Deutsche Hiebe“ und namentlich den Hymnus „Germania“ entfinne ich mich heute recht wohl in feuriger Begeisterung an meinen Vater geschickt zu haben, der dessen letztem echt prophetischem Vers seine besondere Liebe zuwandte.“

Nach der Mitteilung der schon vorher angeführten Strophe fügt sodann die Verfasserin dem noch bei: „Als 1848 der Prinz von Preußen im Hause meines Großvaters wohnte, ließ er sich dieses Lied besonders gern von meinem Onkel Ernst vorsingen.“

Die gleiche Biographie enthält aber überdies noch eine Reihe wichtiger Mitteilungen über den — sowohl vor wie nach Bunsens Entlassung fortdauernden — engen Verkehr desselben mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen während ihres Coblenzer Aufenthaltes. Wir glauben daher (zumal für den Vergleich mit den Urteilen Bismarcks über diese gleiche Coblenzer Zeit) wenigstens eine Übersicht über diese Mitteilungen einschalten zu sollen. Schon aus dem Jahre 1851 finden sich bedeutsame Daten über den Prinzen und die Prinzessin, die sich zugleich auf den Sohn erstrecken, der

bereits seit seiner Bonner Studienzeit und von da an zeitlebens in aufrichtigem Freundesverkehr mit Georg von Bunsen gestanden hat. So wird bei der Schilderung des Fürsten und der Fürstin von Wied, von welchen der erstere damals seine fruchtbringende amerikanische Reise angetreten hatte, während die letztere in Bonn lebte, ausdrücklich bemerkt: „Einen entschiedenen Einfluß hat dieses Haus auf den damals in Bonn studierenden Prinzen Friedrich Wilhelm ausgeübt. Sehr wenige Frauen, ich weiß es aus sicherster Quelle, hat er so innig verehrt, als jene anmutige und hochgesinnte Fürstin.“

Über den eigenen Verkehr Georg von Bunsens mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm wird in dem gleichen Zusammenhange erzählt: „Den Prinzen Friedrich Wilhelm sah mein Vater öfter.“ Es folgt dem ein Auszug aus dem Briefe des letzteren vom 13. März 1851: „Ich war gestern zu einem größeren Mahle des jungen Prinzen eingeladen. Nach Tisch vertraute er mir in einem langen Gespräche auch an, es stehe die Reise*) bestimmt bevor, wenn nicht Allerhöchstenorts Einwendung geschehe. Er hat sich Dein Gesangbuch von mir geborgt . . . da er sich mit großer Verehrung über den Charfreitag-Gottesdienst aussprach.“

Das größte Interesse aber nehmen doch die Berichte über den Prinzen und die Prinzessin in Anspruch. Wir verfolgen daher die eben benutzte Erzählung noch etwas weiter (S. 124—25): „Ab und zu wurde er nach Coblenz zum Prinzen und zur Prinzessin von Preußen befohlen, denen anscheinend sein besonderer Gönner, der General von Radowiz, mit dem er auch in England gereist war, manches Gute berichtet hatte. Von einem solchen Besuch schreibt er am 31. März 1851: „Der Empfang, den mir der Prinz angedeihen ließ, war freundlich — er zog mich in ein langes Gespräch über englische Politik — und der seiner Gemahlin wahrhaft

*) Es ist die bald nachher angetretene Reise zur Londoner Weltausstellung gemeint. Vgl. oben A, VI.

auszeichnend . . . Für den Abend war ich zum Tee geladen und sollte vorher mich bei der Prinzessin in ihrem Boudoir melden. Hier erläuterte sie mir allerlei über den gegenwärtigen Zustand der Dinge und über die Reise . . . Ihre Rede war vortrefflich geordnet und disponiert und äußerst beredt — die Stimmung trübe und gedrückt.“

Aus dem Jahre 1852 wird in einem längeren Briefe ein abermaliger Besuch der Brüder Georg und Theodor von Bunsen in Coblenz beschrieben, womit zugleich eine weitere Erzählung über die Mitteilungen des Prinzen von dem kurz vorher stattgehabten Aufenthalte des Kaisers Franz Joseph in Berlin verbunden ist. Auch in anderen Briefen an den Vater sind speziell die Äußerungen sowohl des Prinzen wie der Prinzessin von besonderem Interesse. Die Prinzessin tritt dabei in ihren Äußerungen über ihren Gemahl und ihren Sohn ebenso in den Vordergrund, wie in ihrem offen ausgesprochenen Gegensatz gegen die Berliner Reaktionspolitik. Wir führen daraus noch einiges an: „Sehr beredt war die Prinzessin vor anderen und unter vier Augen in deinem Lobe. Ich möchte dir noch besonders für deine stetige Korrespondenz mit ihrem Manne danken.“ „So weit auch sonst des Prinzen und meine Absichten voneinander abweichen, ein Verbindungsglied liegt immer in der unvertilgbaren Liebe des Prinzen für alles, was ihm aus England kommt. Immer erscheint ihm vieles fremd: aber weil er es willig zu studieren unternimmt, so werden ihm Mitteilungen, Urteile wie die Ihres Vaters ein höchst bedeutsames Mittel politischer Fortbildung. Bei den immer wieder beginnenden Versuchen, ihn zur Reaktion hinüber zu ziehen, ist die Fortsetzung seines Briefwechsels mit Ihrem Vater mir eine stete Freude, ein wahrer Trost.“ Das Ergreifendste sind jedoch die näheren Daten über ihre (auch aus der Curtius'schen Biographie bekannte) treue Fürsorge für ihren Sohn. „Ihre Freude über des jungen Prinzen Anwesenheit, Aussehen, Unschuld und Lebensfrische ist gar nicht zu beschreiben, sie

strahlte aus jedem Wort hervor. Prinz Friedrich Wilhelm ist ein äußerst pflichttreuer Kompanie-Chef und ein sehr kameradschaftlicher Offizier . . . Er ist ein prächtiger liebenswürdiger Jüngling.“

In einem weiteren Berichte wird bei Anlaß einer neuen, auf mehrere Tage ausgedehnten Einladung nach Coblenz ähnliches erzählt: „Den jungen Prinzen Friedrich Wilhelm freute ich mich bei unserem ersten Besuch über einem von Theodora geschriebenen Bogen anzutreffen, dessen Inhalt dir nicht unbekannt sein kann. Es war ein schöner Beleg dafür, daß er sich mit königlichen Dingen, wie Politik und großen militärischen Fragen, freudig und eingehend beschäftigt . . . Er ist ein eifriger Hauptmann, seiner Kompanie mit wahrer Liebe zugetan: eine gnädige Vorsehung schenkt ihm einen frohen Sinn und in der Erfüllung seiner Pflichten volle Befriedigung — sie verleihe ihm auch volle Zeit zur Entwicklung. Das müssen wir alle beten. Er war äußerst herzlich gegen mich.“

Der fünfte Abschnitt der hier benutzten Biographie bringt genauere Mitteilungen über den Ursprung des — von dem damaligen Bismarck so argwöhnisch angesehenen — von Herrn von Bethmann-Hollweg begründeten „Preussischen Wochenblattes.“ Dieselben sind daher speziell im Vergleich mit der gleichzeitigen Urteilsweise Bismarcks über den gleichen Punkt von Interesse. Wichtiger noch sind die Briefe vom 20. April und vom 30. Oktober 1855, sowie vom 1. Mai 1856 über weitere Besuche in Coblenz (S. 161—166). Sie füllen im Leben des Prinzen von Preußen gewissermaßen eine Lücke aus, die sonst zwischen den Jahren 1851 und 1857 vorhanden sein würde. An dieser Stelle aber bedarf es überdies noch eines kurzen Wortes über die spätere Urteilsweise Georg von Bunsens als Abgeordneten.

Das außerordentliche Vertrauen, welches der Prinz von Preußen dem Sohne seines Londoner Gastfreundes geschenkt hatte, hat auch noch in der ersten Zeit, nachdem Georg von Bunsen in das Abgeordnetenhaus eingetreten war, fortgedauert. Dann aber hat der

so viele Verhältnisse vergiftende „innere Konflikt“ auch hier störend gewirkt. Es sind rührende Beschreibungen, wie der König sich persönlich bemühte, den nach seiner Anschauung in der Militärfrage nicht kompetenten Abgeordneten von der Notwendigkeit der Militärreorganisation zu überzeugen. Die Gegensätze hatten sich schon zu sehr zugespitzt, als daß die Vermittlungsversuche, an denen es bekanntlich in dieser Zeit nicht fehlte, und welchen auch Georg von Bunsen zugetan war, zu dem erwünschten Ziele zu führen vermochten. Aber das Interesse, welches solche Versuche auch noch nachträglich beanspruchen, wird dadurch nicht verringert. Wir verweisen daher noch speziell auf den ganzen einschlägigen Abschnitt S. 182/92. Die persönliche Haltung des Königs in dieser Zeit erscheint in wohlthuendstem Lichte. Seitens derjenigen Partei, welche seit der „neuen Ära“ ihrer Alleinherrschaft im Staate entkleidet war, war alles geschehen, um den Konflikt unheilbar zu machen. Es sei in dieser Hinsicht speziell auf die Charakteristik der leidenschaftlichen Landtagspredigt des Hospredigers von Hengstenberg verwiesen (S. 184). Wie liebenswürdig dagegen der König anfangs noch mit den Opponenten verkehrte, beweist die Beschreibung eines Diners, zu welchem Georg von Bunsen inmitten einer sonst ganz anders gerichteten Gesellschaft geladen war (S. 185). Es sei speziell auf die humorvolle Ansprache des Königs vor und die ernsthaften Worte nach Tisch aufmerksam gemacht. Für die Beurteilung des späteren Kaisers durch einen damaligen Oppositionsmann fällt aber besonders das spätere Urteil des letzteren ins Gewicht, da es ausdrücklich das Eingeständnis eines früheren Irrtums einschließt. Die einschlägigen Ausführungen der Verfasserin verdienen daher hier in ihrem Wortlaute (S. 182) Platz:

„Verhältnismäßig wenig Menschen haben Wilhelm I. in seiner Vorbereitungszeit gekannt, in größeren Kreisen weiß man auffallend wenig darüber, und in den letzten Jahren haben sich mancherlei Mythenschleier um die Gestalt gelegt. Mein Vater kannte den Prinzen ziemlich gut, aber nicht sehr gut, und vielleicht hat er gerade

darum sich so oft in ihm geirrt. Hätte er mit ihm gearbeitet, hätte er sein geheimstes Denken und Wollen gekannt, würde er ihn für hervorragender gehalten haben, hätte außer der ihm wohlbekannten schlichten Herzensgüte den graden richtigen Verstand, die vielleicht allernotwendigste Herrschertugend, gewürdigt. Persönlich suchte der hohe Herr ihn jetzt herüber zu gewinnen, unerbittlich hielt mein Vater an der Forderung der zweijährigen Dienstzeit. Als wenige Jahre vor seinem Tode dieselbe sozusagen glatt bewilligt wurde, sich gut bewährte, meinte er bitter, wie nutzlos wären ihm und anderen die schönsten Jahre des Lebens vergiftet worden! Was die sonstige Reorganisation des Heeres anbetrißt, hat er später auf das Rückhaltloseste den Irrtum seiner Partei erkannt, gebrauchte die Formel: 1866 war auch unser Königgrätz“.

Das gleiche Eingeständnis, die persönliche Bedeutung des Kaisers früher unterschätzt zu haben, findet sich am Schluß der einschlägigen Ausführungen noch einmal (S. 192/3):

„In einem Brief an die Mutter erwähnte er eines Mittagseßens beim König in Babelsberg und des nachherigen Tees bei der Kronprinzessin. „Mein Gesamteindruck war überaus angenehm. Ich hatte ein Gespräch mit dem König, allein in einer Ecke, in welche er mich geführt hatte und konnte ihm auf alle politischen Fragen Antwort stehen. Was die militärische Lage anbetrißt, versprach er mir eine Audienz.“ — Über diese ist nichts in den Aufzeichnungen zu finden, doch wird es wohl dieselbe sein, von der er mir einmal erzählte. Er erwähnte, wie liebenswürdig der hohe Herr es sich angelegen sein ließ, ihn zu den eigenen Ansichten zu bekehren, wie oft er es später bedauert habe, daß ihm damals der politische Schlüssel der Lage nicht zugänglich war, daß er Wilhelms I. Bedeutung, selbst in militärischen Sachen, damals, gleich so vielen anderen, nicht erkannte.“

Im Grunde ist es also die gleiche Unterschätzung der persönlichen Bedeutung des Monarchen, welche auch in den Bismarckschen

„Gedanken und Erinnerungen“ häufig genug durchzufühlen ist, deren der zeitlebens aufrichtig liberal gesinnte Mann sich selber beschuldigt. Schon unmittelbar nach der Entscheidungsschlacht in Böhmen ist in einem jubelnden Brief (9. Juli 1866) ausgesprochen, daß „der Lieblingsgedanke des Königs, die große Friedenspräsenz des Heeres, sich als vollkommen weise erweist“. Diesen „Lieblingsgedanken“ hatte Wilhelm I. im bittersten Kampfe mit dem Landtage unerschütterlich festgehalten. Er hatte dazu nicht erst der Berufung Bismarcks bedurft, die erst erfolgte, als kein anderer Minister jenen notwendigen Kampf weiterzuführen wagte. Daneben aber hatte jene Zeit noch nicht vergessen, welcher Alpdruck von dem geistigen Leben des Volkes genommen worden war, als Raumer durch Bethmann-Hollweg, Westphalen durch Flottwell und Graf Schwerin ersetzt worden war.

Wie mit Bezug auf den Kaiser, so bietet die gleiche Biographie auch hinsichtlich der Kaiserin und des Kronprinzen hochbedeutende Ergänzungen und Korrekturen der Urteilsweise der „Gedanken und Erinnerungen“. Sowohl das eine wie das andere kommt aber besser erst in den einschlägigen Abschnitten zur Sprache. In diesem Übergangskapitel scheint es dagegen unumgänglich, die darin gebotenen Daten über die mannigfachen Veränderungen in der Stellung zu Fürst Bismarck „im Lager der Besiegten“ in Kürze zusammenzustellen.

Mit der Beendigung des inneren Konfliktes in Preußen hat die große nationale Arbeit begonnen, zu welcher der leitende Staatsmann sich nun gleich sehr aus dem konservativen und aus dem liberalen Lager die Mitarbeiter zu gewinnen verstand. Das Jahrzehnt von 1866 bis 1876 hat die feste Grundlage des Deutschen Reiches geschaffen. Der deutsche Einheitsgedanke, bis dahin von den Regierenden als ihr schlimmster Feind angesehen, wurde die Grundlage zuerst des norddeutschen Bundes, dann der Überbrückung der Mainlinie. Die Führer der Konservativen brachen mit der nur noch in der Kreuzzeitung vertretenen Doktrin der „Hallerianer“ Gerlach

und Genossen. Männer wie Hegidi, Graf Bethusy-Huc, Graf Wizingerode, von Kardorff, von dem Knefsebeck begründeten die freikonservative Fraktion. Die vor der Revolution von dem Fürsten Leiningen ausgesprochenen Gedanken fanden zumal in dem hohen Adel, die früher reichsunmittelbaren Familien an der Spitze, ihre tatkräftigsten Träger. Gleichzeitig aber löste sich von dem Doktrinarismus der Fortschrittspartei die nationalliberale Fraktion ab. Twisten, Vasker, Forckenbeck, Bamberger fanden in den neu- und außerpreussischen Abgeordneten zahlreiche begeisterte Genossen. Damals hat das Bunsensche Haus als Sammelpunkt der mit Bismarck versöhnten Liberalen eine ähnliche Rolle gespielt, wie der Knefsebeck'sche Salon für die Konservativen. Aber zugleich woben sich zahlreiche Fäden zwischen denen, die von rechts und die von links gekommen waren. Das sind auch für Georg von Bunsen die glücklichsten Jahre gewesen. Allerdings hatte er (zumal als Schriftführer des ostpreussischen Hilfsvereins) in dieser Zeit eine solche Fülle von Arbeiten übernommen, daß sie oft über seine Kräfte gingen. Aber sie haben ihm die beglückende Möglichkeit geboten, mit seiner ganzen Persönlichkeit dem jungen Reiche zu dienen.

Es wird sich in Zukunft ganz anders lohnen, als es heute geahnt wird, sich wieder in dieses Jahrzehnt einzuleben. Der Schaum und die Gese, die mit dem Kulturkampf verbunden waren, die in der That diabolischen Mittel, durch welche die päpstliche Politik das deutsche Volk noch einmal in sich selber zu zerfleischen verstand, dürfen nicht blind machen für den bleibenden Segen, den diese Zeit auf alle folgenden Geschlechter vererbt hat. Auch die deutschen Kirchen haben damals unzerstörbare Keime neuen Lebens empfangen. Was die evangelische Kirche nicht nur in Preußen, sondern in dem gesamten Deutschland durch die Herrmannsche Kirchenverfassung erhielt, ist in anderem Zusammenhang geschildert worden. Aber auch im deutschen Katholizismus haben die altkatholischen Kongresse im Mittelpunkte des religiösen Volkslebens gestanden.

Nur zu bald ist diesem verheißungsvollen Jahrzehnt — seit dem Bruch Bismarcks mit seiner eigenen bisherigen Politik — der neue innere Konflikt gefolgt. In ihn ist mit seinen alten Freunden auch Georg von Bunsen wieder hineingezogen. Ja, gerade in seinem Leben hat dieser neue Konflikt sich sogar besonders tragisch zugespitzt. Heute wird es beinahe das Einzige sein, was das junge Geschlecht noch von ihm weiß, daß auch Georg von Bunsen gleichzeitig mit seinem Freunde Mommsen einem der nach dem Umschwung der Bismarckschen Politik allmählich epidemisch gewordenen Prozesse wegen „Bismarck-Beleidigung“ verfiel (März 1882, vgl. S. 284). Auch er hatte ja, wie die Oppositionsparteien des Landtags von 1862 überhaupt, dem ersten Eintritt Bismarcks in das Ministerium Mißtrauen entgegengebracht (vgl. den Brief vom 25. Sept. 1862 S. 194). Aber wie hatte der gleiche Mann seit 1866 ununterbrochen die großartigen Eigenschaften Bismarcks erkannt und anerkannt! Selbst im Lager der blinden Bewunderer und Nachtreter dürfte man wenige so zutreffende Urteile finden, wie in der Beschreibung der langen Privatunterredung beider Männer im Jahre 1868 (S. 201), des parlamentarischen Abends im Jahre 1873 (S. 255/6), des nächtlichen Gesprächs mit Mommsen, in welchem Mommsen und Bunsen sich in dem Wunsche nach allseitiger Übereinstimmung mit Bismarck begegneten (S. 201). Auch nachdem seit dem Schicksalsjahre 1878 der prinzipielle Gegensatz wieder persönlich geworden war, ist die anerkennende Beurteilung der großen Seiten Bismarcks bei Bunsen unverändert geblieben. Es steht damit nicht im Widerspruch, daß er in der berühmten Frage über den neuen Abteilungsdirektor im Auswärtigen Amt als Referent die Ablehnung dieser Forderung zu beantragen hatte. Denn seine persönliche Auffassung ist eine andere gewesen, als diejenige der Kommission, deren Beschluß er zu vertreten hatte. Bekanntlich hat die in dieser Frage (Dezember 1884) erfolgte Abstimmung eine der großartigen Volksbewegungen gegen den unfähigen Reichstag veranlaßt (S. 291). Um

so weniger darf es hier unerwähnt bleiben, daß Fürst Bismarck nach der letzten Rede Bunsens im Parlament ihm persönlich dankte und ihm diesen Dank auch nachher noch durch Poschinger wiederholt aussprechen ließ.

In seinen letzten Jahren hat Georg von Bunsen, wo er nur konnte, die in dem ganzen kulturellen Leben eintretenden Rückschritte bekämpft. Die Gegensätze haben sich in jener Zeit zeitweise wieder so verschärft, daß sogar die Kaiserin und der Kronprinz förmlich terrorisiert wurden. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf den Brief an Sir Grant-Duff vom 4. Dezember 1885: „Aus dem gesellschaftlichen Boykott machte ich mir nichts, obgleich dieser alljährlich zunahm und immer weitere Kreise ergriff, so daß selbst die vortreffliche Kaiserin es nicht mehr wagte, mich zu empfangen, so daß der Kronprinz vom Fürsten Bismarck einen Tadel einstecken mußte, weil er sich etwas vertraulich mit mir bei Gelegenheit eines kleinen Balles im Palais unterhalten hatte. Aber mehr und mehr empfand ich, daß die Freisinnigen mich nur noch aus persönlicher Achtung duldeten. Mit Ausnahme des Freihandels waren wir fast immer anderer Meinung.“ Schalten wir ein, daß auch anderswo (z. B. S. 293) der von Eugen Richter ausgeübte Terrorismus mit demjenigen der Partei „Bismarck sans phrase“ in eine merkwürdige Parallele gerückt ist.

Daß die Persönlichkeit Bunsens nicht mehr in den Vordergrund trat, hat wohl an seiner halb deutschen, halb englischen Abstammung gelegen. Dieselbe hat wie ihre Vorteile, so auch ihre Nachteile gehabt. Die Verfasserin der Biographie kommt mehrfach darauf zu sprechen, daß die angeborene sprachliche Vielseitigkeit (Georg von Bunsen war ja in Rom geboren und hat auch von früh an vortrefflich französisch gesprochen) auf die Gewandtheit und vor allem die Raschheit in der parlamentarischen Rede erschwerend gewirkt hat. Man kann sogar noch weiter gehen und sagen, daß der Parlamentarismus das Verhängnis dieses an und für sich so schönen und

so vielseitig fruchtbaren Lebens gewesen ist. Denn Georg von Bunsen hat sich nie etwa als halber Engländer, sondern ganz und voll als Deutscher gefühlt. Als Beleg dafür darf freilich nicht angeführt werden, daß er gegen die Umkehr aller sittlichen Begriffe in der Chamberlain'schen Politik vor und in dem Burenkriege auftrat (S. 314). Denn das hat er gerade als Freund der Engländer im Einklang mit den besten Männern Großbritanniens selber getan. Aber sein eigentliches Lebenswerk hat einer Fülle von philanthropischen Schöpfungen für sein deutsches Vaterland gegolten, in denen ihm kein anderer gleichkam.

Es fällt schwer, in diesem Übergangskapitel nicht noch auf die weiteren köstlichen Beiträge des Bunsenschen Lebensbildes zur Zeitgeschichte eintreten zu können. Denn die Biographie, der wir wenigstens diese Notizen entnehmen, ist auch sonst überreich an wichtigen Daten. Gerade für den Leser der Bismarck'schen „Gedanken und Erinnerungen“ wird es sich immer wieder lohnen, dieses Buch „aus dem Lager der Besiegten“ danebenzustellen. Und die wichtigen Tatsachen, die man daraus kennen lernt, haben mit keinerlei Parteistandpunkt zu tun.

Zitieren wir daher noch einige Seitenzahlen: S. 134/5 die wieder auf die Coblenzer Zeit zurückgehenden Mitteilungen über die Aufnahme der Ernennung Kleist-Nezows zum rheinischen Oberpräsidenten auch in den konservativsten evangelischen Kreisen; S. 136 die Stellungnahme Ernst Moritz Arndts zur schleswig-holsteinischen Frage, in Verbindung mit der Entstehung seiner köstlichen Schrift über die Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein; S. 137/8 die Gegenfährlichkeit zwischen den beiden fürstlichen Ballfesten in Bonn 1852; S. 144/5 die Mitteilungen über die russische Reise des Prinzen Friedrich Wilhelm; S. 149 die seinerzeit ein besonderes Aufsehen erregende Schrift Abekens gegen die Gräfin Hahn-Hahn; S. 281 den interessantesten Brief Moltkes aus dem Jahre 1878, der sich durch die neue Oppositionsstellung

Bunsens nicht im freundschaftlichen Verkehr hemmen ließ. Einen besonderen Hinweis verdient auch wohl noch die Humboldtsche Erzählung über eine der in den Bismarckschen Memoiren mehrfach gestreiften Kontroversen zwischen König Friedrich Wilhelm IV. und Manteuffel (S. 143). Die darin erwähnte Kabinettsordre über die Stellung des Ministerpräsidenten zu seinen Kollegen ist wohl die gleiche, durch welche Fürst Bismarck im Jahre 1890 seine erschütterte Stellung schließlich zu stützen versuchte.

Wir gehen aber nunmehr zu der Untersuchung über seine „Gedanken und Erinnerungen“ selbst über. Der Abschnitt über „Kanzler und Kronprinz“ wird ohnedem Anlaß bieten, dem Vertrauensverhältnis des letzteren zu seinem Lehrer Curtius die Lebensfreundschaft mit Georg von Bunsen zur Seite zu stellen.

B. Handglossen zu Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“.

I. Der Prinz von Preußen und Otto von Bismarck.

Die in den Jahren 1895 und 1897 bis 1900 veröffentlichten Einzelaufsätze in der „Deutschen Revue“, welche unter A zu einem Ganzen vereinigt sind, bringen in oberster Reihe Beiträge zum Leben unseres ersten deutschen Kaisers. Sie haben freilich weder den Kaiser noch den König im Auge, sondern vorerst nur den Prinzen von Preußen. Nur um so deutlicher jedoch tritt in ihnen zutage, daß der gerade Entwicklungsgang des Prinzen die notwendige Vorbereitung war für den späteren König und Kaiser.

Der innere Zusammenhang dieser Essays unter einander ist schon oben in der allgemeinen Einleitung dargetan und auch noch in dem „Nachtrag“ zu der vorhergehenden Abteilung gestreift. Hier daher nur so viel, daß bereits der erste Aufsatz den Bruder Friedrich Wilhelms IV. in klarer Erkenntnis zeigt über das, was das System dieses letzteren verschuldet hat, um das Volk „auffällig zu machen“. Der ganze fürstliche Kreis aber, zu welchem der Prinz von Preußen seit der englischen Reise von 1844 in die innigsten Beziehungen trat, hat schon seit dieser Zeit ganz anders, als es in Berlin geschah, auf die „Zeichen der Zeit“ zu achten verstanden. Wäre die Stimme dieser Männer gehört worden, es wäre weder zu den Berliner Straßen-

kämpfen, noch zu der feigen Zurückziehung der Truppen gekommen. Die der Zeit vor der Revolution angehörigen Briefe des Prinzen Albert und die Denkschriften von Fürst Leiningen und Prinz Albert sind unter den Quellen der Entwicklungsgeschichte des späteren ersten Kaisers nicht zu entbehren. Denn der Prinz von Preußen hat diese Dokumente nicht nur gekannt, sondern ihnen auch seine volle Billigung geschenkt. Wenn Treitschke nicht gegen alles, was mit „Coburg“ zusammenhing, voreingenommen gewesen wäre, so würde er zweifellos zu einem anderen Urteil als dem Spott über das Lob jener Denkschrift „im Vetterkreise“ gekommen sein. Für das Verständnis des deutschnationalen Gedankens seitens des Prinzen von Preußen, für das Streben, durch zeitige Reform der drohenden Revolution den Wind aus den Segeln zu nehmen, dürfte hier die erste Wurzel zu suchen sein. Daneben ist das vorbildliche, echt deutsche Familienleben des englischen Regentenpaares ihm überaus wohlthuend gewesen. Ohne diesen Hintergrund hätte er sich während der Revolutionsstürme des Jahres 1848 in dem englischen Asyl nicht so zu Hause fühlen können, wie es in dem vierten Aufsatz dargetan ist.*)

Wichtiger noch dürfte der Nachweis sein, daß bereits die Denkschrift des Prinzen von 1850, also in einer Zeit, wo Bismarck noch durchaus Gerlachs Schüler war, das im Jahre 1866 erreichte Ziel klar ins Auge gefaßt hat. Und zwar nicht nur mit Bezug auf die Unvermeidlichkeit der kriegerischen Auseinandersetzung, sondern auch hinsichtlich der Notwendigkeit des nachmaligen engsten Bündnisses.**)

*) Ergänzend tritt für diese letztere Zeit noch das seit dem ersten Erscheinen dieser Essays ebenfalls der Öffentlichkeit übergebene Lebensbild des Generaladjutanten von Boyen von seinem Schwiegersohn W. v. Dümpling hinzu. Mit Ausnahme der ersten Tage ist Boyen während des englischen Verbleibs im Jahre 1848 die ganze Zeit hindurch der stetige Begleiter des Prinzen gewesen.

***) Die von mir im Bunsenschen Familienarchiv aufgefundene Denkschrift habe ich jahrelang nur vertraulich mitteilen können, u. a. jedoch den Fachgenossen v. Treitschke, v. Sybel und Duden. Es ist nicht lange nach dem Frieden von

Wer sich den klar ausgesprochenen Gegensatz vergegenwärtigt, in welchem diese Denkschrift zu der damaligen Berliner Politik stand, kann beinahe auf den Gedanken kommen, daß es neben der Angst vor der Revolution zugleich ein persönliches Rachegefühl war, wenn das zum Siege gelangte „System Dlmüt“ Wege eingeschlagen hat, welche den Thronerben förmlich zu knechten versuchten. Die köstliche Episode, mit welchen Mitteln es angestrebt wurde, die Reise des Prinzen zur Londoner Weltausstellung zu verhindern, ist von dem Herausgeber der einschlägigen Aktenstücke, Georg v. Bunsen, mit vollem Rechte mit einem Roman verglichen worden.

Derselbe Herausgeber hat auch noch die weiteren Korrespondenzen aus dem folgenden Jahre zusammengefügt. Nach seinem Tode brauchte es nicht mehr verschwiegen zu werden, daß er in jenen Jahren ein häufiger und stets willkommener Gast im Coblenzer Schloß gewesen ist. Die auf diesen Punkt bezüglichen Erinnerungen sind denn auch jetzt in dem „Nachtrag“ zur Abteilung I, A übersichtlich zusammengestellt worden.

Ebensowenig wie dieser letzteren Aufgabe glauben wir uns aber bei der nunmehrigen Zusammenfassung jener früheren Veröffentlichungen der anderen Aufgabe entziehen zu können, aus den Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen“ alles daneben zu stellen,

Frankfurt gewesen, daß Oden mir schrieb: Unser Volk muß doch endlich wissen, was es an unserem Kaiser persönlich hat. Diese Denkschrift ist ja das klarste Zeugnis, wie früh er die Zukunftsnotwendigkeiten erkannt hat. Er fügte bei, daß er die Denkschrift in einem Leitartikel der Kölnischen Zeitung zu veröffentlichen beabsichtige. Ich mußte dies telegraphisch verhindern, weil keiner von uns ein Recht zur Veröffentlichung hatte. Als ich diesen Vorfall später dem General von Boyen erzählte, stellte sich heraus, daß das von dem Prinzen an Bunsen übersandte Exemplar der Denkschrift von Boyens Hand war. In weiterer Folge davon hat auch Georg von Bunsen die Bedenken, daß er nicht die Verantwortlichkeit für die Veröffentlichung eines so hochwichtigen Dokuments übernehmen könne, überwunden, und so ist dieselbe zuerst in Sybels Historischer Zeitschrift erfolgt.

was dort über die gleiche Zeit mit Bezug auf den Prinzen vermerkt ist. Diese Aufgabe läßt sich aber nur durchführen, wenn sie auf das derzeitige Verhältnis des Kanzlers zum Kaiser überhaupt ausgedehnt wird. Und auch dann ist sie nicht tunlich, ohne hin und wieder eine Kritik einfließen lassen zu müssen, wie sie auch Erich Marcks und Max Lenz nicht gescheut haben. Fügen wir dem noch ausdrücklich bei, daß das Volksbuch Dückens über den großen Kaiser schon durch die zahlreichen, dort zuerst veröffentlichten Briefe des letzteren eine nicht weniger bedeutsame Geschichtsquelle bleiben wird, als die Angriffe darauf aus dem Lager einer recht eigentlichen „Fronde“; ja daß es eine Reihe von Punkten gibt, wo wir uns nicht darin einschüchtern lassen dürfen, uns auf Ottokar Lorenz' Seite zu stellen.

Wer zurzeit die ernste Pflicht auf sich nimmt, das Verhältnis zwischen dem großen Kaiser und dem großen Kanzler wirklich objektiv geschichtlich zu behandeln, sieht sich nämlich einer fest geschlossenen Koalition gegenüber, welche jede Abweichung von ihrer Schuldoctrin in ähnlicher Weise als Majestätsverbrechen behandelt, wie es eine Zeitlang bei den Männern der Fall war, die in Goethe den alleinigen Messias erblickten. Genau ebenso wird hier alles, was unserem Volk in der Begründung des Reiches zuteil wurde, auf den einen Bismarck zurückgeführt. Nur das, was er getan und geraten hat, ist richtig gewesen. Andere Männer kommen neben ihm überhaupt nicht in Betracht. Zumal die Regierungstätigkeit des Kaisers wird im Grunde erst von dem Moment an gerechnet, wo er — seine Abdankungsurkunde in der Tasche — die Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten vollzog. Sogar ein Historiker von der Bedeutung von Erich Marcks versteigt sich mit Bezug auf die der letzteren vorhergehende Zeit zu dem Satze: „Der, in dessen Händen die Entscheidung lag, der Prinzregent und König, schwankte zwischen der Erkenntnis seines (Bismarcks) überragenden Wertes und zwischen dumpfer Abneigung und unsicherem Argwohn hin und

her.“*) Aber wenigstens der Kirchenhistoriker darf nicht vergessen, was Kirche und Religion der durch diesen „Schwankenden“ seinem Volke geschenkten neuen Ära verdanken.

Auch hier wie in dem einschlägigen Abschnitt meines Handbuchs kann ich nicht umhin, die bekannte Parallele zwischen Luther und Bismarck heranzuziehen. Daß gerade diese beiden im Volksgemüt in den Mittelpunkt treten, wenn es seiner größten Zeiten gedenkt, ist voll berechtigt. Aber die Geschichtsforschung hat eine andere Aufgabe, als die volkstümliche Legende. Sie wird es energisch betonen müssen, daß Luthers Werk schwerlich einen anderen Ausgang gehabt haben würde, als dasjenige von Wiclif und Hus, ohne Friedrich den Weisen und ohne Spalatin als Vermittler zwischen beiden. Sie wird eine Fülle hochbedeutender Mitarbeiter um den Wittenberger Professor gruppiert aufweisen. Denn in jeder Landschaft, in jeder Stadt kommen Mitarbeiter in Betracht, ohne welche dort die Reformation nicht zum Siege gelangt wäre. Um nichts anders steht es aber mit der Geschichte und mit der Legende in der Zeit der Begründung des neuen Reiches. Obenan wird hier immer betont werden müssen, daß es ebenso verkehrt ist, den großen Kanzler zum Handlanger des Kaisers machen zu wollen, als den Kaiser zum Werkzeug des Kanzlers. Und neben dem Kanzler heben sich zugleich abermals die zahlreichen Mitarbeiter hervor, welche wir übrigens gerade durch die Poschinger und Kohl teilweise erst recht kennen gelernt haben.

Aber unsere heutige Aufgabe liegt nicht in der Aufrollung solcher Prinzipienfragen, sondern in der Prüfung des einzelnen. Stellen wir daher nunmehr einfach die Ausführungen zusammen, welche die frühesten Berührungen Bismarcks mit dem späteren Kaiser behandeln!

In der nachfolgenden Untersuchung wird es sich dann um die

*) Jahrbuch des Deutschen Hochstifts 1905: Bismarck bis zum Jahre 1862. Sein Leben innerhalb der Zeitgeschichte. S. 54.

merkwürdige Tatsache handeln, daß der Prinzessin von Preußen mehr als einmal noch vor dem Prinzen gedacht ist. Bei näherer Vergleichung erkennt man bald deutlich, wie den Erzähler eine derartige Antipathie beherrscht, daß dieselbe den Moment nicht abwarten konnte, in welchen sich seine Erzählungen eigentlich hineingestellt hätten. Auch sonst kommen die (den mannigfach unterbrochenen Erzählungen nachgeschriebenen) Aufzeichnungen, wo es nur eben angeht, auf den schon früh begonnenen und erst ganz gegen Ende gemilderten Krieg zwischen der ersten deutschen Kaiserin und dem Reichskanzler zu sprechen. Aber diese Dinge gehören in ihren eigenen Zusammenhang. Wir haben jenen dunklen Punkt an dieser Stelle nur deshalb streifen müssen, weil sich gerade ihm gegenüber die ebenso geflüchtig hervorgekehrte Aufzählung der wohlthuenden Berührungen mit ihrem Gemahl um so strahlender heraushebt.

Das erste Gespräch des jungen märkischen Edelmanns mit dem Prinzen hat bei Anlaß eines Hofballes im Winter 1834/35 stattgefunden (S. 38). Engere Berührungen bietet der Vereinigte Landtag von 1847. Aber erst das Jahr 1848 hat ein persönliches Verhältnis zwischen beiden Männern geschaffen.

Der Zusammenhang, in welchem Bismarck von dem Zusammenreffen in Genthin am 7. Juni 1848 erzählt, ist überaus beachtenswert. Unmittelbar vorher stehen furchtbar scharfe Worte über Kaiserin Augusta. Dann aber heißt es weiter, noch im gleichen Zusammenhang mit dem Gespräch, aus welchem Bismarck geschlossen hatte, daß die Prinzessin sich auch selber mit dem Gedanken ihrer Regentschaft getragen habe, und mit der weiteren Schlussfolgerung, daß sie immer sein schlimmster Gegner gewesen: „Dagegen muß sie ihrem Gemahl nach England geschrieben haben, daß ich versucht hatte, zu ihm zu gelangen, um seine Unterstützung für eine kontrarevolutionäre Bewegung zur Befreiung des Königs zu gewinnen. Denn als er auf der Rückkehr am 7. Juni einige Minuten auf dem Genthiner Bahnhof verweilte und ich mich in den Hintergrund gezogen hatte, weil

ich nicht wußte, ob er in seiner Eigenschaft als „Abgeordneter für Wirß“ mit mir gesehen sein wollte, erkannte er mich in den hinteren Reihen des Publikums, bahnte sich den Weg durch die vor mir Stehenden, reichte mir die Hand und sagte: „Ich weiß, daß Sie für mich tätig gewesen sind und werde Ihnen das nie vergessen.“ Wir notieren gleich weiter die Einladung nach Babelsberg mit dem Vortrag des veränderten Preußenliedes. Die Schlußbemerkung über die Einwirkung dieses im Text der „Gedanken und Erinnerungen“ angeführten Liedes darf wohl auch hier nicht fehlen: „Er brach darüber in so heftiges Weinen aus, wie ich es nur noch einmal erlebt habe, als ich ihm in Nikolsburg wegen Fortsetzung des Krieges Widerstand leistete (s. Kap. 20).“

Der Eintritt Bismarcks in die Diplomatie hat den Verkehr mit dem Prinzen, wie es scheint, eine Zeitlang in den Hintergrund treten lassen. Aber sie sind zugleich in dieser Zeit auch prinzipiell verschiedene Wege gegangen. Während des Krimkrieges hat der Bundestagsgesandte, der sich gerade in dieser Zeit über die unvermeidliche Auseinandersetzung mit Österreich klar wurde, es schon aus diesem Grunde mit der russenfreundlichen Politik des Königs gehalten. Der Prinz war persönlich ebenfalls der alte Freund Rußlands geblieben, glaubte aber im eigensten Interesse dieses Staates zu handeln, wenn er auf Beschleunigung des Friedens hinarbeitete. Daneben hat natürlich auch der alte Gegensatz des Kaisers Nikolaus gegen die nationalen wie gegen die liberalen Bestrebungen, je mehr der Prinz beide in ihrer Berechtigung erkannte, mit auf ihn eingewirkt. Über diese Differenzen ist es zu einer scharf zugespitzten Unterredung zwischen Bismarck und dem Prinzen gekommen „in einer der Krisen, in welchen mich der König zum Beistand gegen Manteuffel nach Berlin berufen hatte“.

Der Bericht über diese Unterredung ist auch dadurch beachtenswert, daß — wie von da an die ganze Zeit bis zu seiner eigenen Berufung — der gleiche Mann, der später die selbständigen, nur

aus eigener Überzeugung erwachsenden Entscheidungen des Kaisers so hoch schätzen lernte, jedesmal, wenn der Prinz von Preußen eine von der seinigen abweichende Überzeugung vertrat, hinter derselben nur fremden Einfluß zu sehen vermochte. So glaubte er auch bei jener ersten Differenz sofort an den Einfluß von von der Goltz, Pourtalès und Ugedom, denen dabei schon jetzt „die Abneigung der Prinzessin gegen Rußland behilflich war“ (S. 113/14). Trotz dieser Unterschätzung der Selbständigkeit des Prinzen selbst ist ihm aber ein „mit zorniger Röte“ gesprochenes Wort desselben bei diesem Anlaß in Erinnerung geblieben: „Von Vasallen und Furcht ist hier gar keine Rede.“ Und der Erzähler fügt noch bei: „Ich nahm an, daß es mir nicht gelungen sei, die Auffassung, der sich der Prinz unter häuslichem, englischem und Bethmann-Hollwegischem Einfluß ehrlich überlassen hatte, zu erschüttern. Gegen den Einfluß der letzteren Partei war ich auch bei ihm wohl durchgedrungen, aber gegen den der Frau Prinzessin konnte ich nicht aufkommen“ (S. 115).

Schon in der bei diesem einen Anlaß zweimal eingeschobenen Erwähnung des Einflusses, welchen die Prinzessin ausgeübt haben soll, stoßen wir auf den roten Faden, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht. Gleich das folgende Kapitel „Sanssouci und Coblenz“ handelt fast ausschließlich von der Prinzessin. Gerade um der hervorragenden Wichtigkeit dieser Ausführungen willen aber müssen dieselben in ihrem eigenen Zusammenhang verfolgt werden. Wir begnügen uns daher hier mit der Bemerkung, daß das genannte Kapitel gleich mit dem Eindruck der „Denkschriften, welche die Goltzsche Fraktion als Kampfmittel gegen Manteuffel bei dem Könige und dem Prinzen verwerten ließ“, auf diesen letzteren beginnt.

Es liegt absolut kein für den Historiker ausreichender Beleg vor, daß der Prinz von Preußen in dieser Zeit unter dem Einfluß seiner Gemahlin gestanden, und nicht vielmehr sie seine ihr bekannte Anschauungsweise in dieser Zeit unterstützt hat. Die im früheren Zusammenhang angeführten Briefe Georg von Bunsens

geben, obgleich (oder gerade weil) die Prinzessin viel wortreicher ist als der Prinz, ein völlig anderes Bild. Und gerade Fürst Bismarck hat von der Widerstandsfähigkeit seines Herrn gegen die feindlichen Einflüsse unzählige Belege gehabt. Die Prinzessin, die Königin, die Kaiserin aber hat zwar vielfach den Ministern Hemmnisse bereitet, sich aber wenigstens in der früheren Zeit nur als „Gehilfin“ ihres Mannes gefühlt. Aus der Zeit des Briefwechsels mit Bunsen, aus welchem die obigen Essais Auszüge mitteilten, haben sich auch eine Reihe von Briefen der Prinzessin von Preußen vorgefunden. Dieselben sind zum Teil vom gleichen Tage wie die vom Prinzen und lesen sich fast wie Postskripte zu diesen letzteren. Dabei hatte die Prinzessin in ihrer Handschrift sich derjenigen ihres Gemahls so angepaßt, daß ich längere Zeit glaubte, denselben Schreiber vor mir zu haben, besonders wo auch die Unterschriften „Prz.“ und „Prss.“ nur in einem einzigen Buchstaben, der hin und wieder ganz ähnlich ausfiel, auseinandergingen.*)

*) Daß die Briefe der Prinzessin an Bunsen nicht gleichzeitig mit denen des Prinzen veröffentlicht worden sind, hat einen Grund, den zu verschweigen kein Anlaß mehr vorliegt. Großherzog Carl Alexander scheute jede seine Schwester betreffende Veröffentlichung. Die Herausgabe der gefälschten Briefe hatte ihn bereits überaus unangenehm berührt. In noch viel höherem Grade (obgleich der hohe Herr dem Fürsten Bismarck auch in der Zeit von dessen Ungnade in Berlin seine Huld bewahrte) galt das gleiche von den massenhaften Nadelstichen der „Gedanken und Erinnerungen“. Nun hatte ich es für Pflicht gegen meinen Landesherrn gehalten, die mir bekannt gewordenen Briefe der Kaiserin dem Großherzog ebenso mitzuteilen, wie in früheren Zeiten manche sekret zu behandelnden Stücke des gleichen Bunsenschen Nachlasses dem Kronprinzen. Ich hatte ihm dabei gleichzeitig auch die Absicht der Bunsenschen Familie mitgeteilt, demnächst mit neuen Veröffentlichungen in der „Deutschen Revue“ zu beginnen. Nicht lange nachher traf der Großherzog mit Dr. Georg von Bunsen bei einer Versammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar zusammen. Er kam dabei auf diesen Punkt zu sprechen und bat ihn jene Briefe vorerst nicht zu veröffentlichen. So sind dieselben bei den in der „Deutschen Revue“ veröffentlichten Essais fortgeblieben. Aber es ist eine um so ernstere Pflicht für mich (gerade weil ich die spätere

Wichtiger noch als die Erwähnung der persönlichen Berührungen ist jedoch die prinzipielle Beurteilung der Anschauungsweise des Kreises, in welchem der Prinz von Preußen in der traurigsten Zeit der Regierung seines Bruders sich bewegte, und in welchem er sich selber für seine großen Zukunftsaufgaben geschult hat. Es ist recht eigentlich verwunderlich, daß es einem so klaren Denker wie Bismarck nicht zum Bewußtsein gekommen ist, wie viel höher doch dieser Kreis stand, und wie viel mehr er unserer nationalen Zukunft vorgearbeitet hat, als diejenigen Männer, mit welchen er in der gleichen Zeit in vertrautem Verkehr stand. Das scharfe Urteil Treitschkes über die Impotenz und über die kleinlichen Intriguen der Umgebung des Königs Friedrich Wilhelm IV. wird durch nichts mehr bestätigt, als durch alles, was die „Gedanken und Erinnerungen“ über den Kleinkrieg der Manteuffel und Gerlach und Niebuhr untereinander erzählen. Schon in den Gerlachschen Memoiren hat man den Eindruck einer recht eigentlichen „Batraehomyomachie“. Aber die Erzählungen Bismarcks, wie oft er vom König berufen wurde, um dadurch Manteuffel zu schrecken und willfähriger zu machen, wirken im Grunde noch drastischer. Wie hoch er sich selbst über diese Quisquilien erhoben hatte, beweisen die in die Memoiren hineingestellten Briefe an Gerlach. Man vergleiche daneben die blitzartige Beleuchtung, die auf die egozentrischen Bestrebungen Edwin von Manteuffels fällt. Die nachmaligen Erfahrungen von Stosch u. a. in ihrem Verkehr mit demselben, die

Dienstbarkeit ihrer Umgebung unter die Zwecke der päpstlichen Politik noch viel schärfer als Fürst Bismarck darlegen muß) für diese frühere Zeit ein ganz entgegengesetztes Ergebnis zu bezeugen. Denn es darf mit aller Bestimmtheit konstatiert werden, daß diese Briefe, wenn veröffentlicht, die damalige „Mitarbeit“ der Prinzessin derart beleuchten würden, daß jeder nationalgesinnte Deutsche seine Freude daran haben würde, ohne daß in dieser Zeit irgendwie ein Überschreiten der weiblichen Mitarbeit — wenigstens nach der bisherigen deutschen Anschauung — gesetzten Schranken bemerkbar wäre.

Enthüllungen von Alberta von Puttkammer über „die Ara Mantouffel“ und alles dem Ähnliche treten beinahe in den Hintergrund gegenüber der Beobachtung, wie derselbe schon im Jahre 1857 sich über eine längere Unterredung Bismarcks mit dem Prinzen besorgt zeigte (I 196. Vergl. daneben auch 198, 209). Schon damals also dieselbe Rivalität, wie bei dem Verbot der Feier von Bismarcks Geburtstag in Straßburg. Weder die bereits halbsouveräne Stellung in Schleswig, noch die Statthalterschaft im Elsaß haben seine niemals ruhende Ehr- und Eifersucht beschwichtigen können. Man erkennt aber auch, wie früh Bismarck sich über diesen Punkt bereits im klaren gewesen ist. Es lohnt, den Gedanken sich auszumalen, was aus unserem Vaterlande geworden wäre, wenn statt Bismarcks Edwin von Mantouffel sich an die Spitze der Regierung aufzuschwingen vermocht hätte.

Bismarck ist sich also über die Kleinlichkeit und Armseligkeit der damaligen Kamarilla völlig im klaren gewesen. Einen um so günstigeren Einblick müssen nun aber doch, je genauer man in ihren Kreis hineinsieht, die streng nationalgesinnten Persönlichkeiten erwecken, denen in der gleichen Zeit der Prinz von Preußen sein Vertrauen geschenkt hat. Dem jungen Bismarck sind sie dagegen einfach als „Liberale“ ebenso verhaßt, wie schon ihre Vorläufer vor dem Revolutionsjahr.

In diesem Punkte muß also die geschichtliche Kritik ebenso mit einem *audiatur et altera pars* einsetzen, wie mit Bezug auf das gegenseitige Verhältnis von Prinz und Prinzessin. Oder sind die Führer des Vereinigten Landtages wirklich solche Schwachköpfe mit „importierter Phrasenschablone“ gewesen, wie sie S. 17 erscheinen? Ist von dem Oberpräsidenten von Bonin und dem General von Hedemann (S. 25, 26) ein irgendwie zutreffendes Bild gegeben? Hat Kaiser Wilhelm nicht doch gute Gründe gehabt, wenn er über Radowicz ganz anders geurteilt hat, als es S. 64 geschieht? Haben die „moralischen Eroberungen“ des Jahres 1859 nicht doch die

Grundlage für die nachmalige nationale Seite der Bismarckschen Politik geschaffen? Ist es recht, diese „idealen Realitäten“ bloß deshalb, weil sie vor Bismarck auch schon von anderen hochgehalten wurden, so mit Spott zu übergießen, wie es S. 77 geschieht? Ist Georg von Vincke wirklich, wie er S. 49 gezeichnet wird, nur zur Kritik geeignet gewesen?

Am wenigsten frei von Animosität (wenn wir die Ausfälle gegen die Prinzessin ausnehmen) sind die „Gedanken und Erinnerungen“, wenn sie von den Männern des „Preußischen Wochenblattes“ reden, mit welchen der Prinz von Preußen persönlich am engsten verwachsen war. In dem fünften Kapitel (Wochenblattspartei. Krimkrieg) steigert sich die Ausdrucksweise von einer Seite zur anderen: über die „Fraktion Bethmann-Hollweg“ (S. 92), über die „Partei richtiger Koterie“ (S. 92), über die „Truppe“. Nur Rudolf von Auerwald hat unter den Freunden des Prinzen Gnade gefunden. Was in späterem Zusammenhang von seinem Wunsch nach der Mitarbeit Bismarcks und von seinem mündlichen Testament auf dem Sterbebette erzählt wird, erklärt das jedoch zur Genüge. Das gleiche gilt von Gustav von Alvensleben, bei dem auch die späteren Eindrücke die früheren verwischt haben. Sobald aber Bourtalès erwähnt wird, wird wieder gleich von der „Koterie“ (S. 109) gesprochen, und es wird derselben ohne weiteres ein „Doppelspiel“ (S. 110) vorgeworfen. Trotzdem wird sie aber mit der „Partei des Prinzen“ wiederholt identifiziert (S. 129, 136, 139, 146). Besonders scharf sind die Ausdrücke über Ujedom (S. 204, 210). Ungerechter noch wird Bunsen beurteilt (S. 110, 112/3).*)

*) In demselben Zusammenhang wird eine Veröffentlichung kritisiert, welche sich auf den deutschen Herausgeber des Bunsenschen Nachlasses zurückführt. „In der von der Familie herausgegebenen Biographie Bunsens ist jene Denkschrift mit Weglassung der ärgsten Stellen, aber ohne Andeutung von Lücken abgedruckt.“ — Daß diese Behauptung unrichtig ist, beweist der vorhergegangene

Wir griffen eben nur einzelne Wendungen heraus, glauben das Bismarcksche Werk in den Händen aller geschichtlich gebildeten Leser voraussetzen zu dürfen. Jedenfalls wird kein zukünftiger Historiker an dem eben genannten fünften Kapitel vorbeigehen können. Fürst Bismarck hat gerade in diesem Kapitel seine ganze Meisterschaft auch in der Porträtmalerei entfaltet. Unwillkürlich muß man immer wieder den Blick auf diese feinen Zeichnungen zurückwenden. Erst kommt Graf Karl von der Goltz (S. 92) an die Reihe, der noch glauben konnte (S. 94), Bismarck selber zum Beitritt zu gewinnen; neben ihm (S. 92) Graf Robert von der Goltz. Die „Finanzierung“ wird obenan auf das Bethmann-Hollwegsche Kapital zurückgeführt, daneben auf die Grafen Fürstenberg-Stammheim und Albert von Pourtales. Letzterer erscheint zugleich als der Träger der eigentlich politischen Aufgaben. Als Bindeglied zwischen dem Prinzen von Preußen und dieser „Fraktion“, dieser „Koterie“, dieser „Truppe“ erscheint einfach der „wunde Punkt“, welcher für ihn „Dmütz“ heißt (S. 95). Es mutet diese Darstellung fast an, als wenn es damit ähnlich gestanden hätte, wie mit dem „wunden Punkt“

Abdruck der Denkschrift in den „Preussischen Jahrbüchern“, wo die weggelassenen Stellen über die polnische Frage ausdrücklich bezeichnet waren. Der Nachweis darüber (mit den Gründen, weshalb im Jahre 1869 die polnische Frage nicht berührt werden durfte) ist bereits im zweiten Bande meines Handbuchs (S. 753 bis 756) gegeben. Die Art, wie die längst richtig gestellte Sache noch einmal erwähnt wird, zeigt übrigens unverkennbar, daß hier Lothar Bucher (derselbe Bogusław, dessen Behauptungen a. a. O. widerlegt sind) die Feder geführt hat. Nebenbei bemerkt, würde das „Doppelspiel“ des damaligen Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel erst recht deutlich zutage treten, wenn die ganze Reihe der Privatbriefe Manteuffels an Bunsen, die er ausdrücklich nicht dem Gesandtschaftsarchiv einzuverleiben befahl, veröffentlicht worden wären. Es dürfte in bezug auf jene ganze Zeit überhaupt noch viel unbekanntes Quellenmaterial zu erwarten sein. Aber es begreift sich, daß die mit der Regentschaft beginnende große Zeit größere Anziehungskraft auf die jüngeren Historiker ausübt, als das klägliche letzte Jahrzehnt Friedrich Wilhelms IV.

für König Friedrich Wilhelm IV., durch welchen die „Kamarilla“ ihn so oft von den staatlichen Notwendigkeiten des preussischen „Racker von Staat“ abzulenken verstand. Dieser „wunde Punkt“ hieß bekanntlich Neuschatel. Wer das noch nicht wissen sollte, braucht nur die Ranke'sche Ausgabe der Briefe des Königs von Preußen an Bunsen zu lesen.

Gerade bei diesem Kapitel muß es also einerseits nachdrücklich betont werden, daß diejenigen Leser, die es noch nicht kennen sollten, gut tun werden, es auf jeden Ausdruck hin anzusehen. Dann aber dürfte es andererseits am Platz sein, den oben wieder abgedruckten Aufsatz über den Anteil des Prinzen von Preußen an der deutschen Politik des Jahres 1850 daneben zu stellen. An dem für die Ehre Preußens so schmachvollen Tage, an welchem im Staatsrat der Prinz fast allein seinen Mann stand, ist doch niemand von denjenigen, die ihn in Coblenz beeinflusst haben sollen, in der Nähe gewesen. Oder soll vielleicht auch hier die *fable convenue* von dem Einfluß der Prinzessin ihre Rolle spielen? Wir sind in der Lage, von dem gleichen Tage einen Beitrag zu dieser Frage zu geben. Der Prinz war an der Tür des Vorzimmers, in welchem sich die Adjutanten von Gerlach und von Boyen befanden, fast zusammengebrochen. Als sein Adjutant von Boyen ihn hinausgeführt hatte, war er erst nach einiger Zeit zu ruhiger Erzählung des Hergangs imstande. Das ist dann unter vier Augen geschehen. Als der Adjutant, nachdem sich beide getrennt, zum Mittagstisch kam, hat ihn die Prinzessin mit der eifrigen Frage empfangen, was denn eigentlich am Morgen im Staatsrat beschlossen sei. „Ja, Königliche Hoheit, wie soll ich das wissen? Ich bin doch nicht Mitglied des Staatsrats.“ Gleich nachher kam der Prinz selbst. Die Prinzessin richtete die gleiche Frage an ihn. „Hat Dir Boyen denn nichts erzählt.“ „Nein, der will ja von nichts wissen.“ Der Blick, den der Prinz dann seinem erprobten Diener zuwarf, ist diesem unvergeßlich geblieben. Die Probe, die er an

diesem Tage abgelegt hatte, ist in der That eine nicht leichte gewesen.*)

Aber kehren wir von dieser Abschweifung zu der historisch-kritischen Prüfung der „Gedanken und Erinnerungen“ zurück!

Sollte man nicht a priori meinen, daß die in Babelsberg angeknüpften vertraulichen Beziehungen sich nur noch enger gestalten mußten zwischen dem Militärgouverneur der Rheinprovinz und dem Bundestagsgesandten? zumal bei der Nachbarschaft von Frankfurt und Coblenz? Mußten nicht gerade die fünfziger Jahre beide Männer einander immer näher bringen? Beide hatten dem „Recht auf die Straße“ in der Revolution von 1848 furchtlos die Stirn geboten. Beide hatten dem Ministerium Brandenburg ihre Unterstützung gewährt. Beide waren der Schwarzenbergischen Politik mit der gleichen Energie entgegengetreten. Aber mit Ausnahme der vorerwähnten Audienz in Berlin wird von keinen weiteren Zusammenkünften erzählt. Jene Audienz hatte mit einer scharf pointierten Differenz der Anschauungsweise in bezug auf die Stellung Preußens zu Rußland geendet. Von einer Abschwächung dieser Differenz scheint in den folgenden Jahren nicht die Rede zu sein. Schon bei jenem Anlaß aber hatte Bismarck nicht an die Selbstständigkeit der Anschauungsweise des Prinzen geglaubt, sondern den Einfluß anderer dahinter gesehen. Von da an hat er ersichtlich alle diejenigen Persönlichkeiten, welchen der Prinz sein Vertrauen schenkte, seinerseits mit Mißtrauen betrachtet. Umgekehrt scheint er sich persönlich in der ganzen Zeit bis zu seiner eigenen Be-

*) Zur Prüfung so mancher Wendung der „Gedanken und Erinnerungen“ über das Verhältnis des prinzlichen Paares einerseits im häuslichen Verkehr, aber andererseits auch mit Bezug auf den Ausschluß politischer Beeinflussungsversuche dürfte dieser kleine Vorfall nicht so ganz ohne Belang sein. Ich füge bei, daß die Erzählung desselben die Erwiderung war auf die Mitteilung der Gründe, weshalb die wichtige Denkschrift des Prinzen von 1850 so lange unveröffentlicht geblieben war. Vgl. die Anm. **) zu S. 208.

Berufung nicht als Vertrauensmann des Prinzen gefühlt zu haben.

Fügen wir zur Lösung des hier vorliegenden Problems einfach weiter die Mitteilungen zusammen, welche die „Gedanken und Erinnerungen“ über die Berührungen zwischen dem Prinzen und seinem nachmaligen ersten Berater enthalten! Es hat allerdings bei letzterem ersichtlich nicht die Absicht vorgelegen, alle überhaupt in dieser früheren Zeit stattgehabten Audienzen zu verzeichnen. Denn wir finden z. B. in einem ganz anderen Zusammenhang einen gemeinsamen Aufenthalt in Ostende im Jahr 1853 und ein bei diesem Anlaß stattgehabtes Gespräch über kirchliche Fragen erwähnt. Von prinzipieller Bedeutung aber ist dem Fürsten ebenso ersichtlich nur noch ein Gespräch aus der Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. erschienen. Fürst Bismarck berichtet vorher über die ersten Symptome der geistigen Erkrankung des Königs nach den strapaziösen Besuchen in Schönbrunn und Pillnitz. Er hat den Kranken sogar noch am 17. Juli 1857 gesehen und gesprochen (vgl. die Erzählung I, S. 196).

„Nachdem der König am 17. nach Sanssouci zurückgekehrt war, bemerkte seine Umgebung Symptome einer geistigen Ermüdung, namentlich Edwin Manteuffel, der ängstlich bemüht war, jede Unterhaltung des Königs mit anderen zu hindern oder zu unterbrechen. Die politischen Eindrücke, die der König bei seinen Verwandten in Schönbrunn und Pillnitz erfahren, hatten auf sein Gemüt deprimierend, die Diskussionen angreifend eingewirkt. Bei dem Exerzieren am 27. Juli neben ihm reitend, hatte ich im Gespräch den Eindruck des Versiegens der Gedanken und Anlaß, in die Lenkung seines Pferdes im Schritt einzugreifen.“

Bald nachher (S. 197/8) folgt dann der Bericht über ein langes Gespräch Bismarcks mit dem Prinzen:

„Während dieser Tage, also mit der Möglichkeit eines sofortigen Regierungsantrittes vor Augen — am 19. Oktober, — machte der

Prinz von Preußen mit mir einen langen Spaziergang durch die neuen Anlagen und sprach mit mir darüber, ob er, wenn er zur Regierung kommen, die Verfassung unverändert annehmen oder zuvor eine Revision derselben fordern solle. Bei meiner Schilderung der zu befürchtenden Folgen ging ich von demselben Gedanken aus, den ich ihm 1866, als es sich um die Indemnität handelte, zu entwickeln hatte: daß Verfassungsfragen den Bedürfnissen des Landes und seiner politischen Lage in Deutschland untergeordnet wären, ein zwingendes Bedürfnis, an der unseren zu rühren, jetzt nicht vorliege; daß für jetzt die Machtfrage und innere Geschlossenheit die Hauptsache sei.

Als ich nach Sanssouci zurückkam, fand ich Edwin Manteuffel besorglich erregt über meine lange Unterhaltung mit dem Prinzen und die Möglichkeit weiterer Einmischung meinerseits. Er fragte mich, weshalb ich nicht auf meinen Posten ginge, wo ich in der gegenwärtigen Situation sehr nützlich sein würde. Ich erwiderte: „Ich bin hier viel nötiger.“

Wer die mannigfach zerstreuten Anspielungen über sein persönliches Verhalten gegen den fürstlichen Herrn, welchem der gewaltige Staatsmann nach dem schönen Bekenntnis der Grabchrift zeitlichens „ein treuer Diener“ sein wollte, in Zusammenhang miteinander bringt, dem scheint es sogar hin und wieder bemerkbar, daß er sein früheres Verhältnis zu dem ihm selber nachmals so unerschütterlich treuen Herrn doch manchmal einer Selbstkritik unterzogen hat. Er gibt sogar eine Reihe von Belegen dafür, wie schwer sich der König zu seiner Berufung entschloß. Seine eigenen Eindrücke in jener Übergangszeit sind somit nicht nur die gleichen, wie die seines Freundes Roon, der so lange vergeblich auf diese Berufung hinarbeitete, sondern auch in Übereinstimmung mit dem Zeugnis des Prinzen Kraft zu Hohenlohe, welcher im Auftrage seines Vaters, des früheren Ministerpräsidenten (nach dem Rücktritte des Fürsten Hohenzollern) auf Bismarck hin-

gewiesen, aber die Antwort erhalten hatte: „Der ist ja viel zu flatterhaft.“*)

Dem vorher angeführten Gespräche aus dem Jahre 1857 ist in der That nicht nur das Jahr der Stellvertretung gefolgt, ohne daß uns von weiteren Berührungen erzählt wird, sondern dann noch der Antritt der Regentschaft und die Berufung des Ministeriums Hohenzollern. Aus seiner scharfen Gegnerschaft gegen dasselbe scheint der Bundestagsgesandte nirgends ein Hehl gemacht zu haben. Ist doch sein Urteil über die Personen der neuen Minister noch um vieles schärfer als das über die Coblenzer Umgebung des Prinzen. Gerade dieser Kritik gegenüber aber hat der König lange eine unerwartete Selbständigkeit gezeigt. Es wird von Besprechungen berichtet, nach welchen der Erzähler hinterher das Bedenken hatte, den Eindruck der Aufdringlichkeit gemacht zu haben. General von Roon hat seit seinem Eintritt in das bis dahin homogen liberale Kabinett nie ein Hehl aus seinem Gegensatz gegen seine damaligen Kollegen gemacht. Aber es wirkt doch überraschend, wie früh auch bei Bismarck die Kritik des liberalen Ministeriums beginnt. Sie setzt nämlich schon zu einer Zeit ein, wo noch niemand an einen „inneren Konflikt“ dachte.

Das erste, und zwar völlig wegwerfende Urteil über die Minister der neuen Ära dem Prinzregenten gegenüber wird S. 210 mit den Worten eingeleitet: „Ich kehre zu dem Gespräch mit dem Regenten zurück.“ Leider ist das ganze neunte Kapitel über „die Regentschaft“ in einer Weise aus zerstückelt aufgeschnappten Brocken zusammengesetzt, daß es gar nicht leicht ist, den Faden zu finden, welches Gespräch gemeint ist. Unmittelbar vorher wird nämlich die Verabschiedung Usedom's erzählt, die Bismarck schon wiederholt durchzusetzen versucht hatte und endlich im Jahre 1869 durch die Drohung mit seinem eigenen Rück-

*) Vgl. übrigens auch das weitere Gespräch des Königs mit dem Prinzen Hohenzollern in dessen Erinnerungen, II, S. 306.

tritt erreichte. Das letzte auf diesen Punkt bezügliche Aktenstück ist ein Brief des Königs vom 26. Februar 1869, dem ein anderer von Roon vom 27. Februar und ein kürzeres Billet vom Könige vom gleichen Tage vorhergehen. Das alles liegt gerade zehn Jahre später als das nun in der Erzählung folgende Gespräch. Der innere Zusammenhang zwischen dem Früheren und Späteren besteht nur darin, daß in beiden Fällen der Gegensatz, um nicht zu sagen, der Widerwille gegen Graf Uedom mitspielt. Denn den ersten Anlaß zu diesen der Zeit nach so auseinander liegenden Mitteilungen bietet die Erzählung von Uedom's Ernennung zum Bundestagsgesandten an Bismarck's Stelle Anfang 1859. Geht man im Texte noch weiter zurück, so findet man auch die Erzählung von Bismarck's eigener Ernennung (im Januar 1859) nach Petersburg, worauf Uedom in Frankfurt sein Nachfolger wurde. Die erste Mitteilung über diese Ernennungen, auf die wir an anderer Stelle wegen der gleichzeitig erwähnten Beziehungen zu den Jesuiten näher eintreten müssen, hatte Bismarck durch den Grafen Stillfried erhalten, und gleich am folgenden Tage (26. Januar 1859) in einer Audienz bei dem Regenten versucht, die Versetzung rückgängig zu machen. Also von diesem Gespräche wird S. 203 berichtet. Daran knüpft dann S. 210 wieder an: „Nachdem ich mich über den bundestäglichen Posten geäußert, ging ich auf die Gesamtsituation über und sagte: „Ew. Königliche Hoheit haben im ganzen Ministerium keine einzige staatsmännische Kapazität, nur Mittelmäßigkeiten, beschränkte Köpfe.“

Die Einzelheiten jener Unterredung suchen dieses absprechende Urteil noch mit Bezug auf Bonin, Schleinitz, Schwerin zu begründen. Aber Bismarck muß auch gleichzeitig die scharfe Antwort des Prinzen verzeichnen: „Halten Sie mich für eine Schlafmütze?“ Ob es richtig ist, daß der Regent die Beschränktheit der Übrigen (die Ausnahme bezieht sich auf Graf Schwerin) zugegeben hatte, muß dahingestellt bleiben. Für unsere Aufgabe liegt das Wesentliche in dem Schlusssatz: „Die Audienz endete in gnädiger Form auf Seite

des Regenten und auf meiner Seite mit dem Gefühl ungetrübter Anhänglichkeit an den Herrn und gesteigerter Geringschätzung gegen die Streber, deren von der Prinzessin gestützten Einflüssen er damals unterlag.“

Ob wohl jemals das Wort vom „Strebertum“ weniger zutrifft, als bei den Ministern der neuen Ära, die insgesamt ihre Stellung ihrer Überzeugung geopfert haben? Sie heben sich dadurch ebenso ab von dem Ministerium Manteuffel, über dessen „Klebertum“ Bismarck merkwürdige Dinge erzählt, wie von denjenigen Männern, welche Bismarck in der Zeit des inneren Konflikts als Gehilfen neben sich hatte und zum Teil selber heranzog. Man muß seine Urteile über die damaligen Kollegen (im 14. Kapitel: Konfliktministerium) einfach daneben halten, um die ganze Ungerechtigkeit des Urteils über die Männer der neuen Ära vor Augen zu haben. Für jeden wirklich historischen Vergleich wird die „gesteigerte Geringschätzung“, welche Bismarck mit Bezug auf die letzteren empfand, gewiß nicht mit Bezug auf sie, sondern bei jenen anderen empfunden werden.

Dem Gespräch vor dem Antritt der Stellung in Petersburg scheint dann zunächst das Zusammentreffen bei der Krönung in Königsberg gefolgt zu sein. Damals war bereits die Verdunkelung des politischen Horizonts eingetreten: seit dem Attentat Oskar Beckers. Der innere Konflikt warf schon seine Schatten voraus. Um so auffälliger ist es, daß gerade damals die Königin, in der Bismarck bis dahin seine prinzipielle Gegnerin gesehen, sich ihm wohlwollender zeigte als ihr Gemahl. Die überaus charakteristische Erzählung ist für das Verständnis des wechselnden Verhältnisses zwischen der Königin und dem nachmaligen Ministerpräsidenten derart wichtig, daß wir sie in dem daselbe behandelnden Abschnitt vollständig heranziehen müssen. Hierher gehört jedoch nur das gleichzeitige Urteil über die noch fortdauernde Abneigung des Königs, die Bismarck selber auf seine frühere Kritik der Minister der neuen Ära zurückführt.

An weiteren hierher gehörigen Ausführungen verzeichnen wir nun einfach S. 248: die Audienz in Baden-Baden, bei welcher der König anfangs „unangenehm überrascht schien“; S. 265/6: den Brief an Roon, worin dessen Vorschlag, den König in Karlsruhe zu treffen, damit abgelehnt wird, daß „solche Erscheinungen nicht willkommen seien“; endlich S. 266/9: den raschen Entschluß zur Reise nach Berlin, nach dem wörtlich mitgeteilten Telegramm Roons, die Audienz bei dem Kronprinzen und die die Entscheidung bringende Unterredung mit dem Könige selber. In demselben Zusammenhang finden sich noch überaus belangreiche Bemerkungen sowohl über die Stellung der Königin wie die des Kronprinzen. Aber der entscheidende Punkt liegt in dem nunmehrigen definitiven Entschluß des Königs, Bismarck mit der Leitung des Ministeriums zu betrauen.

Stellen wir diese verschiedenen Erzählungen daher noch einfach nebeneinander! Die erste ist diejenige über die unerwartete Vorstellung in Baden-Baden am 10. Juli 1861:

„Auf Wunsch des Ministers von Schleinitz begab ich mich am 10. Juli nach Baden-Baden, um mich bei dem Könige zu melden. Er schien von meinem Erscheinen unangenehm überrascht in der Meinung, ich komme wegen der Ministerkrisis. Ich erwähnte, ich hätte gehört, dieselbe sei beigelegt, und sagte, ich sei nur gekommen, um seine persönliche Zustimmung dazu zu erbitten, daß ich meinen Urlaub bis nach der im Herbst bevorstehenden Krönung, also über die gegebenen drei Monate hinaus ausdehnen dürfe. Der König sagte das in freundlicher Weise zu und lud mich persönlich zur Tafel.“

Es folgt der noch kurze Zeit vor der Entscheidung über seine eigene Berufung geschriebene Brief Bismarcks an Roon (am 12. September 1862.

„Ich würde Se. Majestät dort (in Karlsruhe) nicht mehr treffen, wenn ich mich hinbegeben wollte, auch weiß ich aus Erfahrung, daß solche Erscheinungen nicht willkommen sind; der Herr

schließt daraus auf ehrgeizig drängende Absichten bei mir, die mir weiß Gott fern liegen. Ich bin so zufrieden, Sr. Majestät Gesandter in Paris zu sein, daß ich nichts erbitten möchte, als die Gewißheit, es wenigstens bis 1875 zu sein. Schaffen Sie mir diese oder jene andere Gewißheit, und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie!“

Wir schließen diese Zusammenstellung mit der wenige Tage nachher stattgefundenen Audienz, die den Entscheid über die Berufung brachte. Der Anlaß lag in einem Telegramm Roons, das, so bekannt es auch ist, doch seiner Tragweite wegen auch hier wörtliche Aufnahme und Erklärung fordert.

„In Paris erhielt ich folgendes Telegramm, dessen Unterschrift auf einer Verabredung beruhte: Berlin le 18. Septembre. Periculum in mora. Dépêchez vous. L'oncle de Maurice Henning.

Henning war der zweite Vorname Moritz Blandenburgs, des Neffen von Roon. Obwohl es die Fassung zweifelhaft ließ, ob die Aufforderung aus der eigenen Initiative Roons hervorgegangen oder von dem Könige veranlaßt war, zögerte ich nicht abzureisen.“

Es reiht sich daran zunächst die Erzählung über die Audienz bei dem Kronprinzen, die wir in dem einschlägigen Abschnitt wörtlich aufnehmen müssen. In Verbindung damit wird von Bismarck ausdrücklich betont, daß er bis dahin von der Absicht einer Abdikation des Königs keine Ahnung gehabt habe. Erst in dem entscheidenden Gespräch mit dem Könige (mit welchem die zurzeit modische Auffassung die Regierung desselben im Grunde erst wirklich beginnen läßt) tritt dieser Gedanke hervor. Wie oft dieses Gespräch auch schon abgedruckt ist, darf es doch hier nicht fehlen:

„In der Tat war mir jeder Gedanke an Abdikation des Königs fremd, als ich am 22. September in Babelsberg empfangen wurde, und die Situation wurde mir erst klar, als Se. Majestät sie ungefähr mit den Worten präzisierete: „Ich will nicht regieren, wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und

meinen Untertanen verantworten kann. Das kann ich aber nicht, wenn ich nach dem Willen der heutigen Majorität des Landtags regieren soll, und ich finde keine Minister mehr, die bereit wären meine Regierung zu führen, ohne sich und mich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Regierung niederzulegen, und meine Abdikationsurkunde, durch die angeführten Gründe motiviert, bereits entworfen.“ Der König zeigte mir das auf dem Tische liegende Aktenstück in seiner Handschrift, ob bereits vollzogen oder nicht, weiß ich nicht. Se. Majestät schloß, indem er wiederholte, ohne geeignete Minister könne er nicht regieren.

Ich erwiderte, es sei Sr. Majestät schon seit dem Mai bekannt, daß ich bereit sei, in das Ministerium einzutreten, ich sei gewiß, daß Roon mit mir bei ihm bleiben werde, und ich zweifelte nicht, daß die weitere Vervollständigung des Kabinetts gelingen werde, falls andere Mitglieder sich durch meinen Eintritt zum Rücktritt bewogen finden sollten. Der König stellte nach einigem Erwägen und Hin- und Herreden die Frage, ob ich bereit sei, als Minister für die Militärreorganisation einzutreten, und nach meiner Bejahung die weitere Frage, ob auch gegen die Majorität des Landtages und deren Beschlüsse. Auf mein Zusagen erklärte er schließlich: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdiziere nicht.“ Ob er das auf dem Tische liegende Schriftstück vernichtet oder in rei memoriam aufbewahrt hat, weiß ich nicht.“

An den eben mitgeteilten Bericht schließt sich auch diesmal noch eine Betrachtung über die Art des Einflusses der Königin auf ihren Gemahl. Wir bringen dieselbe ebenfalls wieder in dem die Königin persönlich behandelnden Abschnitt. Hier nur noch ein kurzes Wort über die Ergebnisse unserer Untersuchung bezüglich der Beziehungen Bismarcks zu dem Könige bis zu seiner Ministerernennung!

Jeder neue Vergleich der hierher gehörigen Ausführungen der

Bismarckschen Memoiren — zu so viel kritischen Randglossen die Art der Herausgabe derselben auch Anlaß gibt — muß nämlich doch das dankbare Gefühl steigern, daß eine höhere Hand gerade ihn und den Prinzen von Preußen in diesem — durch so manchen Wechsel der Stimmung zwischen 1848 und 1862 hindurchführenden — Gang der Dinge schließlich für immer zusammengeführt hat. Wer möchte einen der beiden Gewaltigen gerade in dem Verdegang ihres gegenseitigen Verständnisses anders wünschen, als sie gewesen sind? Aber man muß gegen beide gleich gerecht sein. Es ist nicht nötig, daß man, um das Verdienst des einen vollauf zu würdigen, das des anderen herabdrückt. Das größte in dem Zusammenarbeiten beider liegt jedoch zweifellos in der Selbstverleugnung, welche der Kaiser dem treuen Diener gegenüber sich immer aufs neue auferlegt hat. Es ist nicht selten gewesen, daß er den Vertrautesten die Klage nicht verhehlte, daß der leitende Minister niemanden neben sich dulde. Es hat Tage gegeben, wo er in solcher Stimmung absichtlich diejenigen besuchte, von denen er wußte, daß sie immer wieder sagen würden: Dies und das Schwere und Schmerzliche muß bei diesem schlechterdings unentbehrlichen Manne mit in den Kauf genommen werden. Gerade in solchem Zuspruch hat eine schöne Spezialaufgabe sowohl des bewährten Generaladjutanten von Boyen wie seiner hochgesinnten Gemahlin gelegen.

Als der 80. Geburtstag den Kreis der „Paladine“ enggeschlossen versammelt sah, sind sie sämtlich von dem Gefühl ergriffen gewesen, jeder an dem rechten Platze zu stehen. Denn es ist wieder eine der großen Eigenschaften des Königs gewesen, jeden einzelnen gerade an diesen rechten Platz zu stellen und jedem sein Recht angedeihen zu lassen. Vor Paris mochten Bismarck und Moltke noch so oft aufeinander plagen, — der Kaiser hat sie immer Jeden in seinem Ressort zu ehren gewußt. Und wie hat er sich dabei selber stets in bescheidenem Hintergrund gehalten. Das bekannte „Niemals“ ist das Ergebnis ernster Selbstüberwindung gewesen.

Alles, was wir seit der Herausgabe der „Gedanken und Erinnerungen“ über die Reibungsflächen zwischen Kaiser und Kanzler weiter erfahren haben, läßt den Wert ihres — trotz alledem immer wieder hergestellten — Zusammenarbeitens nur um so höher einschätzen. Wer hat früher von der Heftigkeit des Gegensatzes in Nikolsburg oder in Versailles eine Ahnung gehabt? Aber auch der, welcher über solche Dinge zuerst erschraf, hat sich bald sagen müssen, daß es in allen Fällen, wo die höhere Hand so sichtlich zwei verschieden angelegte, aber eben darum zwiefach aufeinander angewiesene Geisteshelden zusammengeführt hat, nicht anders gewesen ist.

II. Kaiserin Augusta in der Beleuchtung der „Gedanken und Erinnerungen“.

Die zahlreichen neuen Mitteilungen und sensationellen Enthüllungen der Bismarckschen Memoiren über Kaiserin Augusta machten schon längst eine kritische Sichtung erforderlich: zumal in der Unterscheidung zwischen objektiven Tatsachen und subjektiven Urteilen. Die mir obliegende Berufsarbeit nötigt mich, auch dieser heikelsten Aufgabe nicht aus dem Wege zu gehen. Die Verantwortlichkeit für die im folgenden niedergelegte Urteilsweise hat der Historiker, der dieselbe nach und nach gewonnen hat, selbstverständlich allein zu tragen. Allerdings braucht es nicht mehr verschwiegen zu werden, daß es Persönlichkeiten der vertrautesten Umgebung der Kaiserin gewesen sind, durch deren Erzählungen und Urteile meine eigene Urteilsweise bedingt wurde. Trotz dieser guten Quellen und trotz der wiederholten Versuche zu psychologischer Analyse des merkwürdigen Problems, welches in dem Charakterbilde der ersten deutschen Kaiserin gelegen ist, bin ich jedoch kaum an eine Aufgabe zaghafter gegangen. Es wäre ein Unrecht, wenn ich nicht das Bekenntnis an die Spitze stellte, daß ich vielleicht noch mehr als einer der jüngeren Historiker unter dem mächtigen Eindruck des Bismarckschen Memoirenwerkes gerade in kirchengeschichtlicher Beziehung gestanden habe. Bei der ernststen Aufgabe, statt der wohlfeilen Angriffe auf den Gegner Selbstkritik im eigenen Lager zu üben, haben die protestantischerseits verübten Fehlgriffe stetig mehr in den Vorder-

grund gestellt werden müssen. Es traf dies bei manchen Gehilfen des Fürsten Bismarck ebenso zu als bei denen, welchen er nachmals die Schuld an der von ihm selbst schließlich bitter empfundenen Oberherrschaft des Papsttums zuwies. Je speziellere Studien ich darüber machen konnte, um so belangreicher sind mir speziell die auf und durch die Umgebung der ersten deutschen Kaiserin im Interesse der päpstlichen Politik ausgeübten Einflüsse erschienen. Andererseits aber ist es mir nicht minder klar geworden, daß man bei der Gesamtbeurteilung ihrer Persönlichkeit bei diesem einen Punkte nicht stehen bleiben darf.

Was Fürst Bismarck über denselben berichtet, ist bereits in der Einleitung zu dem unter dem Titel „Abseits vom Kulturkampf“ erschienenen zweiten Bande meiner „Kleinen Schriften“ zusammengefaßt (S. 6—12). Eine Reihe der Bismarckschen Äußerungen sind dabei wörtlich mitgeteilt worden. Das Ergebnis meiner damaligen Untersuchung ist darauf hinausgekommen: „Es ist nur ein einzelner Charakterzug, um den es sich hier handelt, und dieser Zug erhält seine geschichtliche Bedeutung erst durch die Geschicklichkeit, mit welcher derselbe von den gewandtesten aller Politiker und Menschenkenner ausgenutzt wurde.“ Speziell diese letztere These deckt sich im Grunde mit derjenigen von Fürst Bismarck selber, daß „die katholische Umgebung Ihrer Majestät aus dem ultramontanen Lager Information und Anleitung erhielt“. Er fügt dem ebenfalls noch ausdrücklich bei: „Diese Einflüsse nutzten mit Geschick und Menschenkenntnis die alte Neigung der Kaiserin aus, auf die jeweilige Staatsregierung verbessernd einzuwirken.“ Das in den letzten Worten gelegene Urteil ist natürlich als ein völlig subjektives aufzufassen. Aus dem ersten Teil des Satzes aber hat auch der Kirchenhistoriker die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen der Anschauung der Kaiserin selber und der Tendenz eines Teiles ihrer Umgebung zu entnehmen.

Die von Fürst Bismarck mitgeteilten Tatsachen bedürfen teilweise sogar noch vielfacher Ergänzung. Es hat sich daher als unabweisbar

erwiesen, auch in die Gesamtdarstellung meines Handbuchs neben dem § 38 des fünften Bandes über „die Ära Kögel“ noch einen weiteren § 39 über „die kirchlichen Einflüsse der Kaiserin Augusta“ einzuschleiben. Aber schon bei der Zusammenfassung jener Bismarckschen Enthüllungen in dem Werke „Abseits vom Kulturkampf“ ist dem Verfasser andererseits eine kritische Ergänzung dahin nötig erschienen, daß „dieselben nichts weniger als ein objektives Charakterbild einer geistig so hervorragenden, von so strengem Pflichtgefühl getragenen, in den Werken echter Humanität so unermüdlich tätigen Fürstin bezwecken“. Unsere nunmehrige Aufgabe geht daher obenan dahin, die in den zuletzt angeführten Worten nur in aller Kürze angedeutete Skizze an der Hand einer genauen Einzelprüfung des in den „Gedanken und Erinnerungen“ niedergelegten Stoffes spezieller auszuführen.

Kein wirklicher Kenner des Bismarckschen Werkes wird es in Abrede stellen, daß durch das ganze Werk zweifellos eine unverkennbare Animosität gegen die Kaiserin hindurchgeht. Wo es nur irgend angebracht schien, stößt der Leser auf persönliche Ausfälle gegen sie. Bieweit hier bei der Redaktion der mit Wechselgesprächen abwechselnden Diktate die Gefühle Lothar Buchers mitgespielt haben, der es nicht verwinden konnte, daß der König sich wiederholt weigerte ihm eine Stellung zu geben, in welcher er ihn persönlich hätte empfangen müssen, mag dahingestellt bleiben. Bei Moriz Busch hat bekanntlich die persönliche Gehässigkeit (z. B. gegen den geistig doch ganz anders hochstehenden Abeken) eine nur zu große Rolle gespielt. In diesem Falle hat aber die Einwirkung der „Handlanger“ zweifellos nur einen geringen Einfluß gehabt. Denn der Fürst persönlich hat in der Prinzessin von Preußen immer mehr eine zielbewußte Gegnerin seiner eigenen Bestrebungen gesehen.

In der früheren Zeit hat sich das Bewußtsein dieses Gegensatzes jedoch durchaus nicht auf die klerikalen, vielmehr auf die liberalen Neigungen der Fürstin bezogen. So wird die Prinzessin ausdrücklich

als im Bunde mit Bethmann-Hollweg, Usedom und Bourtalès, und als Gegnerin Rußlands bezeichnet. Auch die ebenso herben wie ungerechten Ausfälle gegen Bunsen gehören in die gleiche Kategorie.

Ganz besonders kommt diese Empfindung bei dem fünften Kapitel über Sanssouci und Coblenz (S. 121 ff.) in Betracht. Gerade dieses Kapitel muß aber schon durch die Moonschen Denkwürdigkeiten mehrfach korrigiert und ergänzt werden. Auch Gustav von Alvensleben hat eine etwas andere Rolle gespielt, als aus den Bismarckschen Memoiren geschlossen werden könnte. Vor allem aber bedarf die Darstellung des Verhältnisses des prinzlichen Hofes zu dem Oberpräsidenten von Kleist-Neuhof einer mannigfachen Ergänzung. Das Bewußtsein des Gegensatzes, in dem Bismarck sich zu den Coblenzer „Liberalen“ schon als Freund Kleist-Neuhofs und Gerlach's fühlte, steigerte sich noch, als der Plan der englischen Heirat auftauchte (S. 122). Merkwürdigerweise findet sich die erste Erwähnung der „katholischen“ Einflüsse im gleichen Zusammenhang (S. 125).

Um dem Leser vollen Einblick in diese eigentümliche Verbindung zu geben, in welcher jedenfalls mehr von Hypothesen („wahrscheinlich“) als von Tatsachen die Rede ist, fügen wir beide Stellen hier nebeneinander ein. Die erste lautet:

„Wahrscheinlich hat in der Zeit, von der die Rede ist, auch das Streben nach der englischen Heirat ihres Sohnes die Prinzessin von Preußen in der Richtung bestärkt, in welche Goltz und seine Freunde ihren Gemahl zu ziehen suchten.“

Auf dieselbe Zeit wie diese Notiz (S. 122) bezieht sich nun aber zugleich die zweite (S. 125):

„In der Prinzessin entwickelte sich während der Coblenzer Zeit noch eine Neigung, welche bei ihrer politischen Tätigkeit mitwirkte und sich bis an ihr Lebensende erhielt. Der für den norddeutschen und namentlich für den Gedankenkreis einer kleinen Stadt inmitten rein protestantischer Bevölkerung fremdartige Katholizismus hatte

etwas Anziehendes für eine Fürstin, die überhaupt das Fremde mehr interessierte, als das Näherliegende, Alltägliche, Hausbackene.“

Daran reihen sich nun alsbald schon in diesem frühen Zusammenhang mehrfache Einzelbelege für solche Einflüsse. Auch wir ziehen es vor, auf dieselben schon hier hinzuweisen, weil der Gang unserer ferneren Untersuchung sich am besten an die Einteilung der Memoiren selbst hält.

Es sind zunächst zwei erst in den Jahren 1877 und 1878 spielende Vorfälle, welche in der Rückerinnerung noch vor die Begebenheiten der Coblenzer Periode gestellt werden (I S. 125): die Fürsprache der Kaiserin für einen ultramontanen Maler, dessen Kunst die Mirakelfabrikation in Marpingen verherrlichte, und die Forderung eines Besuches des Kronprinzen bei dem alten Papst Pius IX. Beide Male beruft sich Fürst Bismarck auf amtliche Aktenstücke, die ihm bei der Erzählung noch zur Verfügung gestanden haben: Berichte des Staatssekretärs von Bülow vom 27. Oktober 1877 und 25. Januar 1878. Es läßt sich schwerlich der Eindruck abweisen, daß die beiden Dokumente nur deshalb in diesen frühen Zusammenhang, der im Grunde von ganz anderen Dingen handelt, hineingezogen wurden, weil sonstiges ähnliches Aktenmaterial dem Fürsten nicht mehr zugänglich war.

Nach diesen schon in den Abschnitt über „Sanssouci und Coblenz“ hineingestellten Erzählungen wäre man zu der Schlußfolgerung berechtigt, daß der Ursprung des Gegensatzes zwischen Kanzler und Kaiserin speziell auf dem konfessionellen Gebiete gelegen hätte. Aber je häufiger man nun die auf die Kaiserin bezüglichen Ausführungen vergleicht, desto unverkennbarer tritt es zutage, daß die gegensätzliche Auffassung in den konfessionellen Angelegenheiten nur eine Unterabteilung ist in einem durchgängigen prinzipiellen Gegensatz, welcher bei dem Diktieren und Gruppieren der „Gedanken und Erinnerungen“ immer wieder hervorbrach.

Gleich das erste Mal, wo der Prinzessin beiläufig gedacht wird,

ist es ein unangenehmer Eindruck, der zu Papier gebracht wird. Vgl. S. 18: „Bei den großen Hoffestlichkeiten, die während des Vereinigten Landtages stattfanden, wurde ich von dem König und der Prinzessin von Preußen in augenfälliger Weise gemieden. Sondern aus verschiedenen Gründen. Von der letzteren, weil ich weder liberal noch populär war, von dem ersteren aus einem Grunde, der mir erst später klar wurde.“ Dieser Grund war, wie dann genauer erzählt wird, daß der König es absichtlich vermied, es öffentlich zu dokumentieren, daß er innerlich mit dem Verhalten Bismarcks auf dem Vereinigten Landtage einverstanden war. Für das Verhalten der Prinzessin aber weiß derselbe keinen anderen Grund, als ihren „Liberalismus“.

Vom Standpunkt der historischen Quellenkritik wird man gleich dieser ersten Erzählung einige Fragezeichen beifügen müssen: einmal, ob die eigene Beobachtung in diesem Punkt überhaupt zutreffend war; sodann, ob ihr, falls sie wirklich zutraf, Zufall oder Absicht zugrunde lag; endlich, ob das Motiv, falls überhaupt eine Absicht vorlag, richtig gedeutet wird. Aber der Erzähler persönlich dokumentiert auf alle Fälle durch diese gleich im Beginn eingeschobene Erzählung, in wie früher Zeit er sich selber in prinzipiellem Gegensatz zu der Prinzessin gewußt hat.

Unverhüllter noch zeigt sich dieser Gegensatz, in welchem der „Heißsporn“ der konservativen Partei sich speziell in den auf die Revolution folgenden Jahren der „liberalen“ Prinzessin gegenüber wußte, bei der Erzählung über den Empfang durch die letztere in den für sie so entsetzlich schweren Tagen nach dem 19. März. Nachdem die siegreichen Truppen auf den ihm abgetrohten Befehl des hin- und herschwankenden Königs Berlin verlassen hatten, hatte sich die ganze Wut der revolutionären Partei gegen den „Kartätschenprinzen“ gerichtet. Während er unter Lebensgefahr flüchten mußte, hat seine Gemahlin fast allein in der ganzen Hofgesellschaft den Kopf über Wasser gehalten. Bismarck weiß uns aber aus dieser Zeit

nur zu berichten, daß er vergeblich versucht habe, nachdem der König sich als entschlußunfähig erwiesen hatte, zu dem Prinzen von Preußen zu gelangen, und sich, um den Aufenthalt desselben zu erfahren, bei der Prinzessin habe melden lassen. Der Bericht über den Empfang bei ihr bringt dann die folgende Mitteilung, bei welcher es freilich unklar bleibt, wie weit sie das, was ihr imputiert wird, wirklich selbst ausgesprochen hat:

„Sie empfing mich in einem Dienerzimmer im Entresol, auf einem fichtenen Stuhl sitzend, verweigerte die erbetene Auskunft und erklärte in lebhafter Erregung, daß es ihre Pflicht sei, die Rechte ihres Sohnes zu wahren. Was sie sagte, beruhte auf der Voraussetzung, daß der König und ihr Gemahl sich nicht halten könnten, und ließ auf den Gedanken schließen (!) während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regentschaft zu führen.“ Daran reiht sich dann aber noch die folgende Bemerkung: „Um für diesen Zweck die Mitwirkung der Rechten in den Kammern zu gewinnen, sind mir formelle Eröffnungen durch Georg von Vincke gemacht worden.“

Daß ein solcher Regentschaftsgedanke gewissermaßen in der Luft lag, ist mit Sicherheit anzunehmen. Mußte man sich doch unwillkürlich eines in jüngster Zeit vorgekommenen Präzedenzfalles erinnern, des Versuches der geisteskräftigen Herzogin von Orleans, durch die Regentschaft für ihren Sohn dem Sulikönigtum seine Existenz zu sichern. Die Erinnerung Bismarcks täuscht ihn auch sicherlich nicht, daß Herr von Vincke einem solchen Plane seine Unterstützung geliehen und als Führer der einen Partei sich mit dem Führer der anderen ins Einvernehmen zu setzen versucht hat. Das gegensätzliche Verhältnis beider Männer hat ja auf einem nicht geringen Maß von persönlicher Achtung des prinzipiellen Gegners beruht. Das Duell in Erfurt schließt beiderseits das Bewußtsein der Ebenbürtigkeit ein. In der neuen Ära war Vincke sodann Führer der großen liberalen Majorität, bis die demokratische Fortschrittspartei die besonneneren Elemente an die Wand drückte. Als

nicht lange nachher Bismarck das Ministerpräsidium übernahm, blieb diesem bald nichts anderes übrig, als zunächst den Konflikt auf die Spitze zu treiben. Aber es hat doch eine kurze Zeit gegeben, wo noch ein Ausgleich denkbar schien. Bald nachher hat nämlich Georg von Vincke in der Kammer seiner Enttäuschung Ausdruck gegeben, daß nicht gerade Bismarck, wie er bis dahin gehofft, über die inneren Gegensätze hinauszuhoben vermocht habe. Der berühmte Parlamentarier hat sich auch in späterer Zeit (ich schöpfe hier aus persönlichen Erinnerungen an ein Zusammentreffen am Genfer See) gerne daran erinnert, daß er viel früher als seine meisten parlamentarischen Kollegen die staatsmännische Virtuosität seines alten Gegners erkannt habe.*)

Auf den von Georg von Vincke unterstützten Regentschaftsplan sind die Bismarckschen Memoiren sogar noch ein zweites Mal zurückgekommen. Vgl. S. 36/7: „Während der zweite Vereinigte Landtag zusammentrat, nahm Georg von Vincke im Namen seiner Parteigenossen und angeblich im höheren Auftrag meine Mitwirkung für den Plan in Anspruch, den König durch den Landtag zur Abdankung zu bewegen und mit Übergehung, aber im angeblichen Einverständnis des Prinzen von Preußen, eine Regentschaft der Prinzessin für ihren minderjährigen Sohn herzustellen. Ich lehnte sofort ab und erklärte, daß ich einen Antrag des Inhaltes mit dem Antrag auf gerichtliches Verfahren wegen Hochverrats beantworten würde. Vincke verteidigte seine Anregung als eine politisch gebotene, durchdachte und vorbereitete Maßregel. Er hielt den Prinzen wegen der von ihm leider nicht verdienten Bezeichnung „Kartätschenprinz“ für unmöglich und

*) Anmerungsweise darf hier wohl eingeschaltet werden, daß der vertrauliche Charakter dieses Gesprächs wohl mit darin seinen Grund hatte, daß ich einige Jahre vorher (das einzige Mal in meinem ganzen Leben) mich durch ein Flugblatt an einer politischen Frage beteiligt hatte. Dieselbe galt der Kandidatur Vindkes im Wahlkreis Mörz-Rees, den nachher (bis auch er der klerikalen Agitation zum Opfer fiel) mein vieljähriger Freund Hegidi vertreten hat.

behauptete, daß dessen Einverständnis schriftlich vorliege. Damit hatte er eine Erklärung im Sinne, welche der ritterliche Herr ausgestellt haben sollte, daß er, wenn sein König dadurch vor Gefahr geschützt werden könne, bereit sei, auf sein Recht zu verzichten. Ich habe die Erklärung nie gesehen, und der hohe Herr hat mir nie davon gesprochen. Herr von Vincke gab seinen Versuch, mich für die Regentschaft der Prinzessin zu gewinnen, schließlich kühl und leicht mit der Erklärung auf, ohne Mitwirkung der äußersten Rechten, die er als durch mich vertreten ansah, werde der König nicht zum Rücktritt zu bestimmen sein. Die Verhandlungen fanden bei mir im Hotel des Princes Parterre rechts statt und enthielten beiderseits mehr, als sich niederschreiben läßt.“

Wir durften die etwas ausführliche Erzählung in unserem jetzigen Zusammenhang nicht übergehen, weil die sich daran anschließenden Bemerkungen mehr wie alles andere in die Tiefe des lebenslänglichen Gegensatzes zwischen Kanzler und Kaiserin hineinblicken lassen. Bismarck fährt (S. 37) nämlich fort: „Von diesen Vorgängen und von diesen Aussprüchen, welche ich von seiner Gemahlin während der Märztage im Potsdamer Staatschloß zu hören bekommen hatte, habe ich dem Kaiser Wilhelm niemals gesprochen und weiß nicht, ob es andere getan haben. Ich habe ihm dieses Erlebnis verschwiegen auch in Zeiten, wie die des vierjährigen Konflikts, des österreichischen Krieges und des Kulturkampfes, wo ich in der Königin Augusta einen Gegner erkennen mußte, welcher meine Fähigkeit, zu vertreten was ich für meine Pflicht hielt, und meine Nerven auf die schwerste Probe im Leben gestellt hat.“

Es ist ein unbeschreiblich bitterer Rückblick. Aber nur um so lehrreicher ist es, daß es die „Gedanken und Erinnerungen“ selber sind, welche den Beleg geben, daß es nichts weniger als die Absicht der Kaiserin gewesen ist, sich gerade zu dem größten der Diener ihres Gemahls in einen prinzipiellen Gegensatz zu stellen. Wenige

Seiten nachher, nachdem die erste Einladung nach Babelsberg zum Prinzen beschrieben ist, heißt es unmittelbar darauf: „Bei der Prinzessin, seiner Gemahlin, stand ich bis zu meiner Ernennung nach Frankfurt so weit in Gnade, daß ich gelegentlich nach Babelsberg befohlen wurde, um ihre politischen Auffassungen und Wünsche zu vernehmen, deren Darlegung mit den Worten zu schließen pflegte: „Es freut mich, Ihre Meinung gehört zu haben,“ obschon ich nicht in die Lage gekommen war, mich zu äußern.“ — Zweifelsohne hat doch bei der Prinzessin damals die Absicht vorgelegen, sich mit dem energischen Staatsmann auf guten Fuß zu stellen. Leider ist auch bei dieser an sich guten Rückerinnerung nur für den sarkastischen Spott Platz gewesen.

Auch sonst fehlt es nicht an Belegen dafür, daß die hohe Frau gerne auf einem besseren Fuße mit dem zukünftigen Ministerpräsidenten gestanden hätte. Es hat dies sich sogar zu einer Zeit gezeigt, wo der König noch weit von seiner Berufung entfernt war: bei den Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg nämlich. Wir müssen die wichtige Erzählung im Wortlaut vergleichen:

„Während der Festlichkeiten sah ich, daß in der Stimmung der Königin eine Veränderung vorgegangen war, die vielleicht mit dem inzwischen erfolgten Rücktritt von Schleinitz zusammenhing. Sie ergriff die Initiative zur Besprechung national-deutscher Politik mit mir Die Königin zeigte sich gegen mich freundlicher als seit langen Jahren, sie zeichnete mich in augenfälliger Weise aus, offenbar über die im Augenblick von dem König gewünschte Linie hinaus. In einem Moment, der zeremoniell für Unterhaltung kaum Zeit bot, blieb sie vor mir, der ich in dem Haufen stand, stehen und begann mit mir ein Gespräch über deutsche Politik, dem der sie führende König, eine Zeitlang vergebens, ein Ende zu machen suchte. Das Verhalten beider Herrschaften bei dieser und anderen Gelegenheiten bewies, daß damals Meinungsverschiedenheit über die Behandlung der deutschen Frage zwischen ihnen bestand; ich vermute, daß Graf Bern-

storff Ihrer Majestät nicht sympathisch war. Der König vermied, mit mir über Politik zu reden, wahrscheinlich in der Besorgnis, durch Beziehungen zu mir in eine reaktionäre Beleuchtung zu geraten. Diese Besorgnis beherrschte ihn noch im Mai 1862 und sogar noch im September 1862. Er hielt mich für fanatischer als ich war. Nicht ohne Einfluß war wohl auch die Erinnerung an meine Kritik der Befähigung des neuen Kabinetts, die ich ihm vor meinem Abgange nach Petersburg gegeben hatte.“

Bei jedem wichtigeren Vorgang steht also in Bismarcks Erinnerung diejenige an die Prinzessin, die Königin, die Kaiserin stets neben derjenigen an ihren Gemahl. Sogar an dem entscheidenden Tage seiner Berufung ins Ministerium läuft die Erzählung des Hergangs aus in eine Betrachtung über das gegenseitige Verhältnis des königlichen Paares zueinander:

„Der König forderte mich auf, ihn in den Park zu begleiten. Auf diesem Spaziergange gab er mir ein Programm zu lesen, das in seiner engen Schrift acht Folioseiten füllte, alle Eventualitäten der damaligen Regierungspolitik umfaßte und auf Details wie die Reform der Kreistage einging. Ich lasse es dahingestellt sein, ob dieses Elaborat schon Erörterungen mit meinen Vorgängern zur Unterlage gedient hatte, oder ob es zur Sicherstellung gegen eine mir zugetraute konservative Durchgängerei dienen sollte. Ohne Zweifel war, als er damit umging, mich zu berufen, eine Befürchtung derart in ihm von seiner Gemahlin geweckt worden, von deren politischer Begabung er ursprünglich eine hohe Meinung hatte, die aus der Zeit datierte, wo Sr. Majestät nur eine Kronprinzliche Kritik der Regierung des Bruders, ohne Pflicht zu eigener besserer Leistung, zugestanden hatte. In der Kritik war die Prinzessin ihrem Gemahl überlegen. Die ersten Zweifel an dieser geistigen Überlegenheit waren ihm gekommen, als er genötigt war, nicht mehr zu kritisieren, sondern selbst zu handeln und die amtliche Verantwortung für das Bessermachen zu tragen. Sobald die Aufgaben beider

Herrschaften praktisch wurden, hatte der gesunde Verstand des Königs begonnen, sich allmählich von der schlagfertigen weiblichen Beredsamkeit mehr zu emanzipieren.“

Der auch hier nicht fehlende Rückblick auf die Coblenzer Zeit läßt es endlich noch als zweckdienlich erscheinen, mit dieser Betrachtung noch einmal eine frühere, mit welcher die Charakteristik jener Coblenzer Zeit selbst abschließt, zu verbinden. Dieselbe (S. 129) ist dem General v. Alvensleben in den Mund gelegt, gibt aber zugleich die eigene Stimmung des Verfassers wieder:

„Der Antagonismus, in welchem sein (Gustav v. Alvenslebens) lediglich durch staatliche und patriotische Erwägungen bestimmter Einfluß auf den Prinzen mit dem der Prinzessin stand, brachte ihn zuweilen in eine Erregung, der er in Worten Luft machte, die ich nicht wiederholen will, die aber die ganze Entrüstung des patriotischen Soldaten über politisierende Damen in einer die Strafgesetze streifenden Sprache zum Ausdruck brachten. Daß der Prinz diesen seinen Adjutanten seiner Gemahlin gegenüber hielt, war ein Ergebnis der Eigenschaft, die er auch als König und Kaiser bewährte, daß er für treue Diener ein treuer Herr war.“

Daß Fürst Bismarck trotz dieses heftigen Widerwillens gegen die „politisierenden Damen“ immerhin nicht gering von der Kaiserin persönlich gedacht hat, beweist nicht nur die Art der Mitteilung ihres letzten Briefes an ihn, sondern mehr noch die zahlreichen Ausführungen, welche ihre Einwirkung als eine fast unüberwindliche beschreiben. So gehört schon die (anderswo bereits berücksichtigte) Ausführung (I S. 135) auch hierher, daß der Einfluß Bethmann-Hollwegs zu überwinden war, aber nicht der der Prinzessin. Wir notieren ferner I, S. 211/2 die Beziehungen der Prinzessin zu den Ministern der neuen Ära; S. 212/6 die Protektion des österreichischen Agenten Levinstein; S. 239 die von der Prinzessin inspirierte Ablehnung einer früheren Berufung Bismarcks nach Berlin; S. 247 die Bemerkung Roon's (aus der Zeit, wo er noch vergeblich auf Bismarck's

Berufung hinarbeitete): daß der König mehr denn je in der Botmäßigkeit der Königin stehe.

Der Rückblick auf die Stellung der Prinzessin zu dem Ministerium der neuen Ära gibt die gleiche Auffassung wieder, die wir aus Bernhardi kennen:

„In der neuen Ära hatte die hohe Frau zunächst ein Ministerium vor sich, als dessen Begründerin und Patronin sie sich ansehen durfte. Aber auch unter diesem Kabinett blieb ihr Einfluß nicht dauernd gouvernemental, sondern gewann bald die Natur einer Begünstigung derjenigen Minister, welche der obersten Staatsleitung unbequem waren. Am meisten war dies vielleicht der Graf Schwerin, beeinflußt von dem nachmaligen Oberbürgermeister Winter in Danzig und anderen liberalen Beamten.“

Die daran angeschlossenen Erzählungen über Graf Schwerin würden vielleicht mit einem Fragezeichen zu versehen sein, da sie auf Hörensagen beruhen. Aber für unsere jetzige Aufgabe haben wir es nur mit dem Urteil über die damalige Stellung der Prinzessin zu tun.

Ähnlich steht es mit der etwas breit gehaltenen Erzählung über den im Solde der österreichischen Politik stehenden Bankier Levinstein. Es wird zunächst ein überaus geschickter Brief von ihm mitgeteilt, hinter welchem der Empfänger jedoch einen Bestechungsversuch witterte, und sodann ein Besuch erzählt, den der gleiche Finanzmann mit einem eigenhändigen Brief von Graf Buol bei Bismarcks Berliner Verbleib während der Übersiedlung von Frankfurt nach Petersburg ihm machte, um ihm ein vorteilhaftes Finanzgeschäft anzubieten, worauf er ihn in etwas höflicherer Form die Treppe hinunter spedierte. Mitten in diesen Zusammenhang aber wird nun wieder die Prinzessin hineingezogen. Um die darin liegende Spitze richtig zu verstehen, dürfen auch die vorhergehenden Sätze nicht fehlen:

„Ich habe meine Begegnung mit Levinstein, meine Meinung über ihn, seine Beziehungen zu dem Auswärtigen Ministerium später

dem Regenten mit allen Details zur Kenntnis gebracht, sobald ich die Möglichkeit hatte, dies mündlich zu tun, was erst Monate später der Fall war. Von einer schriftlichen Berichterstattung versprach ich mir keinen Erfolg, da die Protektion Levinsteins durch Herrn von Schleinitz nicht bloß zum Regenten hinauf, sondern an die Umgebung der Frau Prinzessin heranreichte, welche bei ihren Darstellungen der Sachlage keinen Beruf fühlte, die Unterlagen objektiv zu prüfen, sondern geneigt war, die Anwaltschaft für meine Gegner zu übernehmen.“

Nicht genug mit dieser bösen Andeutung ist nun aber dieser Erwähnung der Prinzessin (die Note * steht oben gerade bei dem Wort Prinzessin) noch die folgende Anmerkung beigefügt: „Vgl. was in dem Prozeß gegen den Hofrat Manché, Oktober 1891, zur Sprache gekommen ist.“

Der schon während der ganzen Coblenzer Zeit bestehende Gegensatz Bismarcks zu der von der Prinzessin unterstützten Partei des Preussischen Wochenblattes drückt unverkennbar auch der Darstellung der folgenden Zeit nach Beginn der Regentschaft den Stempel auf. Wo es nur irgend angeht, wird der geheime Einfluß der Prinzessin und ihrer Helfershelfer angedeutet.

Es gilt dies schon von der Haltung Preußens in dem österreichisch-italienischen Kriege (S. 281): „Unter dem Einfluß seiner Gemahlin und der Wochenblattspartei war der Regent 1859 nahe daran, sich an dem italienischen Krieg zu beteiligen.“

Gleich auf der folgenden Seite 282 wird sogar die „verpaßte Gelegenheit“ (wie der Regent selber nicht viel später sich ausdrückte) auf den gleichen Einfluß zurückgeführt: „Die Fiktion einer fort-dauernden und aufopfernden Hingebung für „Deutschland“ nur in Worten, nie in Taten, der Einfluß der Prinzessin und ihres den österreichischen Interessen ergebenden Ministers von Schleinitz, dazu die damals gang und gäbe Phraseologie der Parlamente, der Vereine und der Presse erschwerten es dem Regenten, die

Lage nach seinem eigenen klaren und hausbackenen Verstande zu prüfen.“

Noch stärker heißt es bald nachher wieder, indem dabei unwillkürlich die Erinnerung an jene frühere Zeit mit der späteren nach Bismarcks eigener Berufung zusammenfließt (S. 282/3): „Die Leitung der auswärtigen Politik in den an sich schwierigen europäischen Situationen wurde für einen Minister, der kühle und praktische Politik ohne dynastische Sentimentalität und ohne höfischen Byzantinismus treiben wollte, durch mächtige Querverwirkungen sehr erschwert, welche am stärksten und wirksamsten von der Königin Augusta und deren Minister Schleinitz geübt wurden, sowie von anderen fürstlichen Einflüssen und Familien-Korrespondenzen neben den Insinuationen feindlicher Elemente am Hofe, nicht minder von den jesuitischen Organen (Nesselrode, Stillfried usw.), von Intriganten und befähigten Rivalen, wie Goltz und Harry Armin, und unbefähigten, wie früheren Ministern, und Parlamentariern, die es werden wollten. Es gehörte die ganze ehrliche und vornehme Treue des Königs für seinen ersten Diener dazu, daß er in seinem Vertrauen zu mir nicht wankend wurde.“ Auch die Überschrift von S. 283 lautet bezeichnender Weise „Quertreibereien der Königin Augusta“.

Die S. 239 beschriebene Konferenz mit den Ministern Hohenzollern, Auerswald und Schleinitz bezog sich auf den von den beiden ersteren gehegten Plan, Bismarck schon damals zum Minister des Auswärtigen zu berufen. Das Scheitern dieses Planes auf das Botum von Schleinitz hin wird dabei wieder direkt auf den Einfluß der Prinzessin zurückgeführt (S. 239):

„Charakteristisch war, daß, sobald Schleinitz sein letztes Wort eines geläufigen und offenbar vorbereiteten Vortrages gesprochen hatte, der Regent wiederum das Wort nahm und in klarer Entwicklung erklärte, daß er sich in Erinnerung an die väterlichen Traditionen für die Darstellung des Ministers von Schleinitz entscheide, und damit wurde die Erörterung kurzerhand geschlossen. Die

Schnelligkeit, mit welcher er sich entschied, nachdem das letzte Wort des Ministers gefallen war, ließ mich annehmen, daß die ganze *mise en scène* vorher verabredet war und nach dem Willen der Prinzessin sich entwickelt hatte, um den Ansichten des Fürsten von Hohenzollern und Auerwalds eine äußerliche Berücksichtigung zu gewähren, während sie schon damals sich mit diesen beiden und deren Neigung, das Kabinett durch meine Zuziehung zu stärken, nicht im Einklang befand.“

Die Kombination, daß die Prinzessin hinter der Ablehnung des damaligen Bismarckschen Programmes gestanden habe, wird dabei auch in diesem Falle durch eine allgemeine Betrachtung begründet:

„In der Politik der Prinzessin, welche für ihren Gemahl und für den Minister von erheblichem Gewicht war, gaben, wie ich annahm, eher gewisse Abneigungen den Ausschlag als positive Ziele. Die Abneigungen richteten sich gegen Rußland, gegen Louis Napoleon, mit dem Beziehungen zu unterhalten ich im Verdacht stand, gegen mich, wegen Neigung zu unabhängiger Meinung und wegen wiederholter Weigerung, Ansichten der hohen Frau bei ihrem Gemahl als meine eignen zu vertreten. Ihre Geneigtheiten wirkten in demselben Sinne. Herr von Schleinitz war politisch ihr Geschöpf, ein von ihr abhängiger Höfling ohne eigne politische Überzeugung.“

Eine bloße Kombination dürfte es sein, wenn im Unterschied von Schleinitz der Fürst von Hohenzollern als ein Gegner des Einflusses der Königin erscheint. Es heißt zwar S. 290 ausdrücklich: „Der Fürst von Hohenzollern, der sich überzeugete, daß die Prinzessin und Schleinitz durch sie stärker waren als er, zog sich bald nachher von den Geschäften tatsächlich zurück.“ Mehr als einer der anderen Minister ist jedoch gerade Fürst Hohenzollern der Kandidat der Prinzessin gewesen, und in keinem anderen Fall traf es so sehr wie hier zu, daß gemeinsame „katholische“ Interessen (die in der Fürstin und der Erbprinzessin von Hohenzollern besonders eifrige Vorkämpferinnen hatten) ein Bindeglied bildeten.

Dagegen sind Roon und Bismarck sich in der beiden gemeinsamen Furcht vor dem fortdauernden Einfluß der Königin schon vor dem Eintritt des letzteren ins Ministerium begegnet. Zum Belege dafür dient gerade einer derjenigen Briefe Roons (vom 29. Juli 1861), welche um ihrer besonderen Wichtigkeit willen in extenso mitgeteilt sind. Der erwähnte Brief Roons entstammt den Tagen, in welchen der König sich, statt für die Erbhuldigung (an der Roon festhielt), für die Krönung entschied: Bei Gelegenheit der Krönungsfeier hat, wie schon erwähnt, die Königin Bismarck ostentativ ausgezeichnet. Wir haben diese Erzählung deshalb schon oben gebucht, weil sie den Beleg bietet, daß die Königin durchaus nicht durchweg Gegnerin Bismarcks gewesen ist. Seit seinem Eintritt in das Ministerium, wodurch der innere Konflikt zunächst auf die Spitze getrieben wurde, ist jener Gegensatz jedoch noch stärker geworden, als in der Coblenzer Zeit.

Wie nämlich in dieser Coblenzer Zeit der Gegensatz Bismarcks gegen den von der Prinzessin begünstigten Liberalismus der trennende Punkt war, so wurde es mit dem Tode König Friedrichs VII. von Dänemark alsbald die schleswig-holsteinische Frage. Wie die Mehrzahl der deutschen Fürsten, das kronprinzliche Paar eingeschlossen, und wie die übergroße Majorität in den Parlamenten, sah auch die Königin in der Legitimität der Augustenburger das lösende Wort. Bismarcks Opposition dagegen und sein Bündnis mit Österreich wurden allgemein (ähnlich wie seine Konvention mit Rußland) moralisch verabscheut. Wie früh dieser neue Gegensatz datiert, bei welchem auch der König lange Zeit auf Seite der Gegner der Bismarckschen Ziele stand, zeigt die Erzählung von dem ersten „Conseil“, das schon bald nach jenem Todesfall stattfand. Die Wichtigkeit dieses Vorgangs für die ganze nachmalige Entwicklung macht es erforderlich, dieser Erzählung auch schon da, wo die Königin noch nicht als aktiv handelnd erwähnt wird, nachzugehen (II S. 8 ff):

„Ich erinnerte den König daran, daß jeder seiner nächsten Vor-

fahren für den Staat einen Zuwachs gewonnen habe, ... und ermunterte ihn ein gleiches zu tun. In dem Protokolle fehlte diese meine Äußerung. Der Geh. Rat Costenoble, der die Protokolle zu führen hatte, sagte, von mir zur Rede gestellt, der König hätte gemeint, es würde mir lieber sein, wenn meine Auslassungen nicht protokollarisch festgelegt würden; Se. Majestät schien geglaubt zu haben, daß ich unter bacchischen Eindrücken eines Frühstücks gesprochen hätte und froh sein würde, nichts weiter davon zu hören. Ich bestand aber auf der Einschaltung, die auch erfolgte. Der Kronprinz hatte, während ich sprach, die Hände zum Himmel erhoben, als wenn er an meinen gefunden Sinnen zweifelte; meine Kollegen verhielten sich schweigend."

Der weitere Zusammenhang dieser Erzählung kommt nun aber wiederholt (nicht weniger als fünfmal) auf die Königin als den Mittelpunkt der Opposition gegen die schleswig-holsteinische Politik Bismarcks zu sprechen. Es ist für unseren Zweck wichtig, alle diese Ausführungen und Anspielungen im Zusammenhang zu überschauen. Vgl. also zunächst II S. 10: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß Kaiser Wilhelm als Regent und später als König auf dem Wege, den er zuerst unter dem Einflusse seiner Gemahlin mit der neuen Ara betreten hatte, je dahin gebracht worden wäre, das zur Erreichung der Einheit Notwendige zu tun.“

Daran reiht sich weiter S. 11: „Es kostete freilich noch 1864 viel Mühe, die Fäden zu lösen, durch welche der König unter Mitwirkung des liberalisierenden Einflusses seiner Gemahlin mit jenem Lager in Verbindung stand. Ohne die verwickelten Rechtsfragen der Erbfolge untersucht zu haben, blieb er dabei: „Ich habe kein Recht auf Holstein.“

Im gleichen Sinn heißt es S. 11—12: „Wenn auch die Erwerbung dieser von zwei Meeren umspülten Provinzen und meine geschichtliche Erinnerung in der Conseilssitzung vom Dezember 1863 auf das dynastische Gefühl des Herrn nicht ohne Wirkung war, so

war auf der anderen Seite die Bergegenwärtigung der Mißbilligung wirksam, die der König, wenn er den Augustenburger aufgab, bei seiner Gemahlin, bei dem Kronprinzlichen Paare, bei verschiedenen Dynastien und bei denen zu erwarten hatte, welche damals in seiner Auffassung die öffentliche Meinung Deutschlands bildeten.“

Dann folgt wieder S. 12: „Wie stark die Anschauungsweise des Königs bis dahin von dem landläufigen Liberalismus durch den Einfluß der Gemahlin und der Bethmann-Hollweg'schen Streberfraktion imprägniert war, beweist die Fähigkeit, mit welcher er den Widerspruch festhielt.“

Endlich noch einmal S. 12—13: „Logisch begründet konnte diese Politik dem König gegenüber unmöglich werden; er hatte sie, ohne eine chemische Analyse ihres Inhalts vorzunehmen, als Zubehör des Altliberalismus vom Standpunkt der früheren Thronfolgerkritik und der Ratgeber der Königin im Sinne von der Goltz, Pourtalès usw. übernommen.“

Im Anschluß an diese mehr theoretischen Auseinandersetzungen wird dann noch als offizielles Aktenstück ein Schreiben Bethmann-Hollwegs an den König unmittelbar vor dem Kriegsausbruch von 1866 mitgeteilt. Bei der Lektüre dieses Schreibens ist es mir zuerst einigermaßen verständlich geworden, weshalb Bismarck schon im Anfang der fünfziger Jahre immer so mißtrauisch gewesen ist gegen den Einfluß der „Fraktion Bethmann-Hollweg“. Es wäre aber überaus wünschenswert, daß, nachdem durch die Herausgabe der Tagebücher der Brüder von Gerlach die Tätigkeit der „Kamarilla“ im Zusammenhang überschaut werden kann, so auch das gleiche mit Bezug auf die Männer des „Preussischen Wochenblattes“ ermöglicht würde. Es mag mit auf den rechten Weg leiten, wenn wir hier einschalten, daß das Bunsensche Familienarchiv neben den früher erwähnten Privatbriefen des Ministerpräsidenten von Manteuffel noch zahlreiche Briefe von Bethmann-Hollweg, Pourtalès, Ugedom usw. birgt. Die Briefe Abekens sind ja zum Teil schon zur Bewertung

gekommen. Aber eine systematische Verwertung des Archivs für historische Zwecke hat seit der deutschen Ausgabe der Bunsenschen Biographie und den Veröffentlichungen in der „Deutschen Revue“ nicht stattgefunden.

An Andeutungen, wo Fürst Bismarck bei jeder weiterhin irgendwie auftauchenden Schwierigkeit den Ausgangspunkt der Hemmungen vermutete, fehlt es eigentlich nirgends. Vgl. schon in dem 21. Kapitel über den norddeutschen Bund die bittere Anspielung (II, S. 60):

„Die einsichtigsten und wohlwollendsten absoluten Regenten unterliegen den menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten wie der Überschätzung der eigenen Einsicht, dem Einfluß und der Beredsamkeit von Günstlingen, ohne von weiblichen legitimen und illegitimen Einflüssen zu reden.“

Das Gegenstück dazu mit dem gleichen Seitenblick bietet dann S. 77: „Die doktrinären Mißgriffe der parlamentarischen Fraktionen sind den Bestrebungen politisierender Frauen und Priester in der Regel günstig.“

An die zuletzt angeführte Betrachtung reiht sich noch im ersten Bande die Erzählung von der Geburtstagsfeier der Königin am 30. September (ohne daß eine Jahresangabe dabei steht, so daß man nur aus dem Gesamtzusammenhang ersehen kann, daß es sich um das Jahr 1862 handelt) und von der Rückkehr des Königs von dieser Feier aus Baden-Baden nach Berlin. Bismarck erwartete ihn unterwegs in Züterbogk, um ihm über die Kommissionsitzung zu berichten, in welcher das Wort von „Blut und Eisen“ gefallen war. Die Szenerie des Abwartens und Zusammenfahrens ist überaus lebendig geschildert. Die Hauptsache bleibt dem Erzähler aber auch diesmal wieder die Bekämpfung der von der Königin auf das Gemüt des Königs ausgeübten Einwirkung (S. 284): „Er war unter der Nachwirkung des Verkehrs mit seiner Gemahlin sichtlich in gedrückter Stimmung.“ Es gelang Bismarck auch diesmal diese Stimmung zu bekämpfen, aber er schließt die Erzählung wieder mit

einer längeren Betrachtung, aus welcher wir wenigstens noch zwei Sätze herausheben S. 285: „Er hatte sich bis dahin auf seiner Fahrt nur gefragt, ob er vor der überlegenen Kritik seiner Frau Gemahlin und vor der öffentlichen Meinung in Preußen mit dem Weg, den er mit mir einschlug, würde bestehen können.“ S. 286: „Jetzt war er der Sorge vor der „Manöverkritik“, welche von der öffentlichen Meinung, der Geschichte und der Gemahlin an seinem politischen Manöver geübt werden konnte, überhoben.“

Ebenfalls noch im ersten Bande (S. 321) wird im Zusammenhang mit der Danziger Episode bemerkt: „Ich habe nicht feststellen können, ob die mir damals zugegangene Nachricht wahr ist, daß im April 1863 die Königin durch den Präsidenten Ludolf Camphausen und die Kronprinzessin durch den Baron von Stockmar kritisierende Denkschriften über die inneren Zustände Preußens ausarbeiten ließen und zur Kenntnis des Königs gebracht haben; daß aber die Königin, zu deren Umgebung der Legationsrat Meyer gehörte, mit der Beforgnis vor Stuartschen Katastrophen erfüllt war, wußte ich und fand es schon 1862 ausgeprägt in der gedrückten Stimmung, in der der König von der Geburtstagsfeier seiner Gemahlin heimkehrte.“

Sogar bei den Verhandlungen über das Bündnis mit Österreich (das die Königin früher doch angestrebt) wird die Untergrabung der Stellung Rechbergs (welchen Bismarck vergeblich zu stützen gesucht hatte) auf die gleichen Einflüsse zurückgeführt (I S. 348): „Der König, so fest er auch in der inneren Politik geworden war, ließ sich damals noch von der durch seine Gemahlin vertretenen Doktrin beeinflussen, daß zur Lösung der deutschen Frage die Popularität das Mittel sei.“

Den Höhepunkt hat der Gegensatz zwischen Kanzler und Königin bekanntlich in den Monaten vor dem Ausbruch des österreichischen Krieges erreicht. Doch bieten die Memoiren aus dieser Periode keine speziellen Belege für den im Grunde niemals aufhörenden Geheimkrieg.

Eine Ausnahme bildet eigentlich nur die Zeit, wo der König vollbefriedigt auf die Errungenschaften von 1866 zurückblickte. Aus dieser Zeit wird auch in den Bismarckschen Memoiren die gleiche vollbefriedigte und zukunftsfrohe Stimmung des Königs konstatiert, welche damals jedem, der ihn sprach, auffallen mußte (vgl. unten den Bericht über eine Audienz vom 17. März 1867). Die Ursache dieser Befriedigung suchen die „Gedanken und Erinnerungen“ jedoch wieder einfach darin, daß in dieser Zeit der Einfluß der Königin aufgehört hatte. Vgl. S. 64: „Die Einschüchterungen der Königin und der Minister der neuen Ära hatten ihre Kraft verloren.“

Schon bei der Charakterisierung der französischen Hoffnungen vor dem Krieg von 1870 sind dagegen die ultramontanen Hofeinflüsse nicht vergessen (S. 83): „Sie (die französischen Politiker) lebten, rechneten und handelten in Rheinbunds-erinnerungen, genährt durch die Haltung einzelner westdeutscher Minister und durch ultramontane Einflüsse, welche hofften, daß Frankreichs Siege, gesta Dei per Francos, die Ziehung weiterer Konsequenzen des Vatikanums in Deutschland, gestützt auf Allianz mit dem katholischen Österreich, erleichtern würden.“

Gerade in der Zeit vor dem Ausbruch des Krieges scheinen dem Fürsten diese weiblichen Einflüsse wieder stärker bemerkbar geworden. Vgl. II S. 86—87: „Daß der König sich nicht mit dem ihm in so großem Maße eignen Gefühle seiner hoheitvollen Würde der Benedettischen Aufdringlichkeit von Hause aus entzogen hatte, davon lag die Schuld zum großen Teile in dem Einflusse, den die Königin von dem benachbarten Coblenz her auf ihn ausübte. Er war 73 Jahre alt, friedliebend und abgeneigt, die Lorbeeren von 1866 in einem neuen Kampfe auf das Spiel zu setzen; aber wenn er vom weiblichen Einflusse frei war, so blieb das Ehrgefühl des Erben Friedrichs des Großen und des preußischen Offiziers in ihm stets leitend. Gegen die Konkurrenz, welche seine Gemahlin mit ihrer weiblich berechtigten Furchtsamkeit und ihrem Mangel an Nationalgefühl machte, wurde

die Widerstandsfähigkeit des Königs abgeschwächt durch sein ritterliches Gefühl der Frau und durch sein monarchisches Gefühl einer Königin und besonders der seinigen gegenüber. Man hat mir erzählt, daß die Königin Augusta ihren Gemahl vor seiner Abreise von Ems nach Berlin in Tränen beschworen habe, den Krieg zu verhüten im Andenken an Jena und Tilsit. Ich halte die Angabe für glaubwürdig bis auf die Tränen.“

Das gleiche gilt von der Zeit der Belagerung von Paris mit Bezug auf die Hemmnisse, welche der Beschließung entgegengesetzt wurden und zugleich die schlimmsten diplomatischen Gefahren einschlossen.

Vgl. S. 102: über „den Glanznebel, der die englischen resp. westmächtlichen Schlagworte „Humanität, Zivilisation“ in deutschen weiblichen Gemütern an großen Höfen umgab“; S. 110: über die Gefahr der Fälschung einer weltgeschichtlichen Entscheidung „durch persönliche und vorwiegend weibliche Einflüsse ohne historische Berechtigung“. Vor allem aber S. 114: „Vertrauliche Nachrichten aus Berlin ließen erkennen, daß in den sachkundigen Kreisen der Stillstand unserer Tätigkeit Besorgnis und Unzufriedenheit erregte, und daß man der Königin Augusta brieflichen Einfluß auf ihren hohen Gemahl im Sinne der Humanität zuschrieb.“

Wenden wir uns weiter zu dem Kapitel „Intriguen“, in welchem die „römischen Hoffnungen“ (Titel von S. 169) und die „katholischen Hoffströmungen“ (Titel von S. 171) neben den ehrgeizigen Bestrebungen von Graf Harry von Arnim eine Hauptrolle spielen, so stoßen wir auch hier auf eine Reihe von Anspielungen ähnlicher Art. Bei der Charakteristik des französischen Botschafters Gontaut-Biron heißt es S. 170: „Gontaut, ein geschickter und liebenswürdiger Diplomat aus alter Familie, fand bei der Kaiserin Augusta Anknüpfungspunkte einerseits in deren Vorliebe für katholische Elemente in und neben dem Zentrum, mit denen die Regierung im Kampfe stand, andererseits in seiner Eigenschaft als Franzose, die in den Jugenderinnerungen der Kaiserin aus der Zeit ohne Eisenbahnen an

deutschen Höfen fast in gleichem Maße wie die Eigenschaft des Engländer's zur Empfehlung diene."

S. 180 wird das gleiche in etwas anderen Worten wiederholt: „Gontaut-Viron, dazu aus vornehmer Familie, hatte keine Schwierigkeit, sich in den Hofkreisen eine Stellung zu schaffen, deren Verbindungen auf mehr als einem Wege an die Person des Kaisers heranreichten.“ Daran reiht sich sofort der Passus über den Vorleser Gérard: „Daß die Kaiserin in der Person Gérards einen französischen geheimen Agenten zu ihrem Vorleser nahm, ist eine Abnormität, deren Möglichkeit ohne das Vertrauen, welches Gontaut durch seine Geschicklichkeit und durch die Mitwirkung eines Teiles der katholischen Umgebung Ihrer Majestät genoß, nicht verständlich ist.“

In dem gleichen Abschnitte wird schließlich noch einmal bei der Vorgeschichte von Bismarck's Bruch mit den Nationalliberalen auf die ihm nach wie vor feindlichen Einflüsse am Hof hingewiesen (S. 186): „Der Gesamtandrang auf meine Stellung, das Streben nach Mitregentschaft oder Alleinherrschaft an meiner Stelle, das sich in dem Plane selbständiger Reichsminister und in den erwähnten Heimlichkeiten verraten hatte, trat handgreiflich zutage in der Conseil-sitzung, die der Kronprinz als Vertreter seines verwundeten Vaters am 5. Juni 1878 abhielt, um über die Auflösung des Reichstags nach dem Nobilingschen Attentate zu beschließen.“

In dem Zusammenhang aller dieser Einzelausführungen darf dann schließlich auch die berühmte Beschreibung der Verwertung des Frühstück's nicht fehlen:

I S. 123: „Beim Frühstück — und diese Gewohnheit des Prinzen wurde auch vom Kaiser Wilhelm beibehalten — hielt die Prinzessin ihrem Gemahl Vortrag unter Vorlegung von Briefen und Zeitungsartikeln, die zuweilen ad hoc redigiert worden waren. Andeutungen, die ich mir gelegentlich gestattete, daß gewisse Briefe auf Veranstaltung der Königin durch Herrn von Schleinitz hergestellt

und beschafft sein könnten, trugen mir eine scharfe Zurückweisung zu. Der König trat mit seinem ritterlichen Sinne unbedingt für seine Gemahlin ein, auch wenn der Anschein einleuchtend gegen sie war. Er wollte gewissermaßen verbieten, dergleichen zu glauben, auch wenn es wahr wäre.“

Wir haben den Lesern die ebenso umständliche wie eintönige Arbeit nicht ersparen können, das ganze Bismarcksche Werk auf einen einzigen Punkt hin zu untersuchen. Denn man muß eben alle die einzelnen Belege für den stets aufs neue hervorbrechenden Gegensatz zwischen Kanzler und Kaiserin im Zusammenhang vor Augen haben: erst dann läßt sich mit einiger Sicherheit das historische Fazit ziehen.

Es ist nämlich eine doppelte Aufgabe, welche sich demjenigen stellt, der auf Grund der in dem Bismarckschen Memoirenwerke überall zerstreuten einzelnen Daten über Kaiserin Augusta sich ein Gesamturteil zu bilden sucht. Die erste Frage ist die: Welches Licht fällt aus jenen ausnahmslos bitter feindlichen Ausfällen auf die Bestrebungen der Kaiserin persönlich? Sind diese Bestrebungen dem werdenden Deutschen Reiche zum Segen oder Unsegen gewesen? Erst wenn diese Frage gelöst ist, kann sich die andere damit verbinden: Wie ist das Zerrbild entstanden, das uns wie aus einem Hohlspiegel anschaut?

Bei der Beantwortung der ersten Frage müssen auf Grund der eigenen Bismarckschen Ausführungen drei aufs engste miteinander verbundene Gesichtspunkte aneinander gereiht werden: der liberale, der nationale und der kirchliche. Unter allen diesen drei Gesichtspunkten muß der ruhige Beobachter zu dem eigentümlichen Ergebnis kommen, daß die Prinzessin von Preußen gerade die Wege vorher geebnet hat, auf welchen Fürst Bismarck die Begründung des Reiches zu Stande brachte.

Bei unserer obigen Übersicht über die das ganze Memoirenwerk durchziehenden Angriffe ist bereits auf den Unterschied hingewiesen worden, daß dieselben sich in früherer Zeit auf die liberale

Haltung der Prinzessin beziehen, in späterer Zeit auf die klerikalen Neigungen der Kaiserin. Bleiben wir zuerst bei dem politischen Liberalismus der Prinzessin stehen! Derselbe ist eine über allen Zweifel erhabene Tatsache. Und die hohe Frau hat sich zugleich in der That redlich und ernstlich Mühe gegeben, bei ihrem Gemahl, dessen ursprünglicher Bildungsgang ihn fast ausschließlich auf den Kreis von Leopold von Gerlach und Edwin von Manteuffel hinwies, die Unumgänglichkeit aufrichtig liberaler Maßregeln zu vertreten. Haben die zukünftigen Geschlechter nun aber irgendwelchen Anlaß, dies in jener Zeit zu bedauern? Welcher Historiker kann die Lage von Preußen und Deutschland vor der „neuen Ära“ anders als die einer Mißwirtschaft ohnegleichen bezeichnen? Ist es nicht auch „eine Wendung durch Gottes Fügung“ gewesen, daß in der gleichen Zeit in dem (auch von Roon enthusiastisch gezeichneten) Coblenzer Kreise des Prinzen von Preußen die Notwendigkeit erkannt wurde, dieser impotenten — ebenso gedankenarmen als taten schwachen — Wirtschaft ein Ende zu machen? Den Weg dazu hat die Berufung des Ministeriums Hohenzollern-Muerzwald angebahnt. Auch Bethmann-Hollweg und Flottwell, Graf Schwerin und Patow haben jeder an seinem Teile sich unvertilgliche Verdienste erworben. Die Unfähigkeit des preußischen Abgeordnetenhauses, die nirgends mehr beklagt wurde als von den positiv schöpferischen Liberalen in Süddeutschland, darf dem von dem Prinzregenten berufenen Ministerium nicht aufs Konto gesetzt werden.

In die der Berufung des Ministeriums Hohenzollern vorhergegangene Coblenzer Zeit, in welcher der Gedanke an diese Berufung in der Seele des Prinzen von Preußen ausreifte, haben die Beiträge des ersten Teiles unseres Sammelwerkes authentische Einblicke bringen dürfen. Eben darum waren aber auch die „Randglossen“ zu der völlig entgegengesetzten Beurteilung jener Zeit in den „Gedanken und Erinnerungen“ nicht zu entbehren. Sie haben schon in ihrem ersten Abschnitt zur Kritik werden müssen. Denn

die in den „Gedanken und Erinnerungen“ so übel behandelten Männer sind eben doch die Träger derjenigen Gedanken gewesen, welche dem preussischen Staate wieder die moralische Stellung verschafften, die das Bismarcksche Ministerium vorfand, und die diesen Staat allein in den Stand setzte, den Kristallisationskern des deutschen Reiches zu bilden. Diese Gedanken haben in dem damaligen Sprachgebrauch einfach die liberalen geheissen. Von ihrer Durchführung hat der Prinz von Preussen — nach dem von ihm selbst gewählten Wort — die neue Ara erwartet. Wenn die „Gedanken und Erinnerungen“ also der Prinzessin von Preussen einen Vorwurf daraus machen, daß sie diese liberalen Ideen in sich aufgenommen, sie bei ihrem Gemahl gefestigt und auf ihren Sohn übertragen hat, so werden die zukünftigen Geschlechter — bei aller Dankbarkeit, die sich zumal für das außerpreussische Deutschland auf den einen Bismarck konzentriert — in diesem Vorwurf seinerseits ein unvergängliches Verdienst der Prinzessin erblicken. Auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit, in den schöpferischen Jahren von 1867—1877, hat auch Fürst Bismarck diese liberale Grundlage des werdenden Reiches persönlich ganz anders beurteilt, als in den Gallenergüssen, welche die nach seinem Rücktritt ihn umlagernden Handlanger ausschöpften. Die Folgezeit wird daher auch mit Bezug auf die Kaiserin Augusta zwischen der Anschauung seiner größten und erfolgreichsten Jahre und zwischen der Stimmung des grollenden Achill zu unterscheiden wissen, bei der die hezende und aufreizende Umgebung denn doch eine größere Rolle gespielt hat, als man in der ursprünglichen Verblüffung meinte.

Wenn aber schon unter dem ersten Gesichtspunkte die an die Adresse der Prinzessin von Preussen gerichteten Vorwürfe sich in dankbare Anerkennung wandeln müssen, so gilt das gleiche nicht minder von der Verbindung des national-deutschen Faktors mit dem liberalen. Denn nach beiden Seiten hin ist es gleich sehr die Enkelin Karl Augusts, die Geisteserbin Goethes gewesen, welche die Engig-

feit des altpreußischen Partikularismus zu überwinden beflissen war. Das sie beseelende deutsch-nationale Ideal hat sie, wie auf ihren Gemahl, so auf ihren Sohn und — wir dürfen dies ausdrücklich beifügen — auch auf ihre Schwiegertochter übertragen. Kaiserin Friedrich liebte es geradezu, das, was sie in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl anstrebte, als die Fortbildung der spezifisch preußischen zu der allgemein deutschen Anschauung zu bezeichnen. Daß aber auch schon Kaiserin Augusta in dem gleichen Sinne gewirkt hat, bezeugen wieder gerade am deutlichsten die Ausfälle der „Gedanken und Erinnerungen“ in ihrem inneren Zusammenhang.

Sehen wir uns wenigstens in aller Kürze die politischen Differenzpunkte an, welche, nachdem bis dahin bloß der Liberalismus der Prinzessin in den Coblenzer Jahren bekämpft war, aus dem auf die Spitze getriebenen inneren Konflikt herauswuchsen! Sie beginnen mit der schleswig-holsteinischen Frage. Die seit dem Tode des dänischen Königs entstandenen Streitfragen haben einfach die Grundlage auch der weiteren Gegensätzlichkeiten vor dem österreichischen und französischen Kriege und eigentlich auch derjenigen nach dem Vatikan-Konzil gebildet. Schon in der Behandlung der ersteren Frage hat sich — auf der Basis der den Grund zu allen späteren Erfolgen legenden Konvention mit Rußland — sofort die einzigartige staatsmännische Virtuosität Bismarcks bekundet. Darf der rückschauende Historiker aber bloß ein mitleidiges Bedauern empfinden, daß die die damals führenden Kreise unseres Volkes fast ausnahmslos ergreifende nationale Bewegung in dem Erbprinzen von Augustenburg den Träger ihrer Zukunftshoffnungen sah? Bismarck hat den gordischen Knoten durchhauen. Aber so gut wie er den anfänglich leidenschaftlich von ihm bekämpften liberalen Ideen zur Mitherrschaft verhalf, so gut hat er auch in bezug auf Schleswig-Holstein die zerrissenen Fäden nachmals wieder sorgsam verknüpft. Die zukünftigen Jahrhunderte deutscher Geschichte werden es dankbar begrüßen, daß die Kaiser des Hohenzollerngeschlechts mit dem preußischen auch den schleswig-

holsteinischen Staatsgedanken verbinden. Auch bei diesem Rückblick aber wird es nachmals nicht vergessen werden dürfen, daß dasselbe Mutterherz, welches dem Sohne die sein Leben beglückende Gemahlin zuführte, auch für den Enkel das gleiche Los angebahnt hat. Damit war aber zugleich auch dem jungen Geschlecht das Erbe des gleichen Segens verbürgt, welchen das vorbildliche Familienleben des für die deutsche Kaiserkrone prädestinierten Hauses von Anfang an in sich geschlossen hatte. Das, was Deutschlands größter Staatsmann in der nationalen Politik schuf, wäre ohne bleibenden Erfolg gewesen, wenn nicht im Kaiserhause selbst jene anderen Fäden, die in den Beruf der Frau fallen, gesponnen worden wären.

Wir kommen auf den dritten Punkt, den eigentlich heikeln, denjenigen, wo in der That ein nicht geringes Verdienst des Fürsten Bismarck darin erblickt werden muß, den Finger auf den immer schmerzlicher empfundenen wunden Punkt gelegt zu haben: die Dienstbarkeit der Umgebung der Kaiserin unter die päpstliche Politik. Unter den Ursachen, welche die schwere Niederlage des jungen deutschen Reiches im Kampfe mit dem Vatikan herbeigeführt haben, steht diese zwar nicht in oberster Reihe. Denn die tiefst liegende Ursache hat in der Kirchenpolitik des gewaltigen Staatsmannes selber gelegen. Aber unter den mitwirkenden Ursachen darf sie nicht gering geachtet werden. Es kann dies jedoch nur in eigenem Zusammenhang genauer durchgeführt werden.

An dieser Stelle muß es somit genügen, auf das, was in dem Bismarckschen Urtheile zweifellos zutreffend ist, den Schwerpunkt zu legen, indem wir mit ihm zwischen den Intentionen der Fürstin persönlich und dem Mißbrauch derselben durch ihre Umgebung unterscheiden. Ist es denn wirklich so schwer, jene Intentionen auf ihre Wurzel zurückzuführen und ihren gesunden Kern dem Mißbrauch gegenüberzustellen?

Zur Beantwortung dieser Frage hat man sich nur wiederum in die gleiche Coblenzer Zeit hinein zu versetzen, in welcher die libe-

ralen und die nationalen Ideen in der Prinzessin heranreisten. Damals haben sich auch ihre kirchlichen Zukunftsgedanken gestaltet. Der Ursprung derselben wird nur in den „Gedanken und Erinnerungen“ an ganz verkehrtem Orte gesucht. Denn ihr Ausgangspunkt hat einfach in der amtlichen Stellung des Prinzen von Preußen als Militärgouverneur der Rheinprovinz gelegen. Diese Stellung brachte das fürstliche Paar obenan in enge Verbindung mit dem rheinisch-westfälischen, vorwiegend römisch-katholischen Adel. Die in sozialer Beziehung einflussreichsten Familien desselben hatten sich der Verbindung der Rheinlande mit dem preussischen Staate von Anfang an nur ungerne gefügt. Gerade in den fünfziger Jahren aber, in welchen Oesterreich nach der Demütigung Preußens in Olmütz die neue Hegemonie in Deutschland gewonnen hatte, haben sie nicht nur dem preussischen Staate, sondern speziell auch seiner Dynastie tendenziös feindlich gegenüber gestanden. Es ist dies vielfach sogar in einer Form zutage getreten, welche mit der den vornehmeren Kreisen sonst eigentümlichen schlechterdings nicht vereinbar war. In dem jetzigen Zusammenhang läßt sich auch diese sozial überaus gewichtige Tatsache nur in aller Kürze andeuten. Aber es wird schon die bloße Andeutung genügen, um es begreiflich zu machen, was für eine Aufgabe auch hierin an die Prinzessin von Preußen in Coblenz herantrat. Denn sie hat es geradezu als eine ihr persönlich gestellte Aufgabe erkannt, jene dem Staat und der Dynastie abgewandten Kreise durch möglichstes persönliches Entgegenkommen zu gewinnen.

Es ist dieses Streben gewesen, welches sie in der Wahl ihres Hofstaates die rheinisch-westfälischen Familien so besonders berücksichtigen ließ. Eine solche Berücksichtigung hat aber naturgemäß auf die ganze Atmosphäre, in welcher sie sich persönlich bewegte, in viel höherem Grade einwirken müssen, als der hohen Frau, welche die traditionelle Beeinflussung jener Kreise durch die päpstlichen Emisäre nicht kannte, zum Bewußtsein kommen konnte.

Die von einer solchen Atmosphäre ausgehenden Einflüsse sind in interkonfessioneller Beziehung bis dahin viel zu wenig ins Licht gestellt worden. Der Herausgeber hat seit dem ersten Beginn seiner literarischen Arbeit in der Aufweisung dieser (gewöhnlich als katholisierend bezeichneten, aber besser als kryptopapistisch zu bezeichnenden) Einflüsse eine recht eigentliche Lebensaufgabe gesehen. Er denkt derselben auch für den Rest seiner Tage treu zu bleiben. Aber gerade darum sieht er sich hier mit besonderer Verantwortlichkeit vor die Frage gestellt: Dürfen derartige Einflüsse an den Höfen identifiziert werden mit den Idealen, welchen die erste deutsche Kaiserin persönlich nachstrebte, und welche sie auf die Zukunft zu übertragen bemüht war?

Es ist ein bezidiertes Nein, mit welchem sich diese Frage für uns beantwortet. Ihren evangelischen Glauben hat die Kaiserin auch in jener Umgebung niemals verleugnet. Daß sie diesen Glauben nur in der dogmatischen Form kannte, in welche der Beichtvater der kaiserlichen Familie ihn eingehüllt hatte, wird doch kein Verständiger der hohen Dame persönlich zur Last legen. Was sie unter Königs Einfluß getan hat, ist für die damalige interkonfessionelle Lage viel verhängnisvoller gewesen, als das, was in der gleichen Zeit als katholisierende Neigung bezeichnet wurde. Aber die Verantwortlichkeit für die Ara König fällt nicht denjenigen zu, auf welche dieser Musterhierarch den Einfluß ausübte, der an anderer Stelle geschildert ist, sondern ihm selber. Und für das innere Leben in der evangelischen Kirche, obenan in ihrem Vereinswesen, hat Kaiserin Augusta einfach das gleiche zu tun gesucht, wie für die verwandten Bestrebungen in der römisch-katholischen Kirche.

Um dies noch deutlicher ins Licht treten zu lassen, scheint es am einfachsten, einen Rückschluß aus den Schöpfungen ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, auf die Bestrebungen der Mutter zu machen. Wir denken dabei in erster Reihe nicht einmal an die zahlreichen wohlthätigen Vereine und Anstalten von echt evangelischem

Charakter, die jener hohen Frau so außerordentlich viel verdanken. Denn für die Beurteilung ihrer persönlichen Anschauungsweise möchten wir den Schwerpunkt am liebsten auf zwei Schriften legen, zu welchen sie den Anstoß gegeben hat, und aus welchen diese Anschauungsweise noch klarer hervorgeht, als es bei den Anstalten und Vereinen möglich ist. Die eine ist die (den ganzen inneren Reichtum der evangelischen Kirche erschließende) Sammlung von Selbstzeugnissen hervorragender Persönlichkeiten über ihr „liebstes Gebet“.*) Die andere Schrift „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ lehrt uns einfach die echte Geisteserbin der Churfürstin Luise Henriette erkennen, durch deren Anregung der Kirche aller folgenden Jahrhunderte das Lied „Jesus meine Zuversicht“ geschenkt wurde. Es ist kein Geheimnis, daß Kaiserin Augusta in diesen Dingen gerade so wie ihre Tochter gedacht hat. In dem Streben, die volle Gleichberechtigung der Angehörigen der anderen Kirche zum vollen Ausdruck zu bringen, liegt nicht der geringste Grund dafür, daß die Kaiserin jemals in ihrem persönlichen evangelischen Glauben irre geworden sein mußte. Aber es gereicht uns zur höchsten Freude, der negativen These auch die positive beifügen zu dürfen, daß die dem ernestinischen Hause entstammte erste deutsche Kaiserin auch dem von diesem Hause unter den höchsten persönlichen Opfern verteidigten Glauben im Leben und Sterben getreu geblieben ist.

Auch mit dieser These ist unsere Aufgabe jedoch noch nicht erschöpfend gelöst. Denn die Stellung der ersten deutschen Kaiserin in den kirchlichen Fragen darf doch in erster Reihe nicht nach einzelnen, in ihrer Wirkung vorübergehenden Handlungen ihrer Umgebung beurteilt werden. Der Schwerpunkt liegt vielmehr in dem

*) Die Herausgeberin dieser Sammlung hatte vorher ein Zirkular erlassen, worin sie sich auf den Wunsch der Frau Großherzogin nach einem ähnlichen Werke bezog. Eine direkte Beteiligung der letzteren hat nicht stattgefunden. Aber die von ihr ausgegangene Anregung steht durchaus im Einklang mit dem Inhalt der zweitgenannten Schrift.

Erbe, welches sie der Zukunft zu hinterlassen bestrebt war. Gerade in dieser Beziehung aber können ihre persönlichen Intentionen nicht scharf genug von dem zeitweiligen Mißbrauch durch andere unterschieden werden. Im bewußten Gegensatz gegen das „römische Kaisertum deutscher Nation“, welches der päpstlichen Inquisition den Boden in Deutschland ebnete, hat sie in dem evangelischen Kaisertum den Hort der „Segnungen der Reformation“, der „Gewissensfreiheit und Duldung“ erblickt. Wir folgen in dieser Definition dem Wort Kaiser Friedrichs aus dem Lutherjahr 1883. Er hat hier zugleich das tiefste Ideal zum Ausdruck gebracht, welches seine Mutter aus Weimar auf den Kaiserthron mitgebracht hatte.

Die Wichtigstellung des wirklich geschichtlichen Bildes der Kaiserin Augusta, gegenüber dem von ihr gezeichneten Zerrbilde, ist aber bei alledem nur ein Teil der uns in diesem Abschnitt gestellten Aufgabe. Wir müssen daneben auch die Empfindungen des gewaltigen Mannes verstehen lernen, die von seiner Umgebung so geflissentlich geschürt wurden. Schicken wir uns denn schließlich noch zu dem Versuch an, auch zur Lösung dieses Problems den richtigen Weg zu finden!

Auf allen anderen Gebieten der inneren und äußeren Politik war es dem gewaltigen Rcken gelungen, die Schlingen zu zerreißen und die Reize zu lösen, die ihm gelegt waren. Speziell die Schwierigkeiten, welche ihm der (von ihm mit Recht oder Unrecht überall vorausgesetzte) Einfluß der Kaiserin bereitet hatte, schienen nach den Triumphen des französischen Krieges endgültig überwunden. Wer hätte bei dem siegreichen Ausgang des Krieges geahnt, daß das alles nur Vorspiele waren, daß erst jetzt der wirklich definitive Kampf beginnen sollte, dessen Endergebnis der Sturz Bismarcks und die Zentrumshegemonie im neuen Reiche gewesen ist? Windthorst war eben doch noch früher aufgestanden wie Bismarck. An dem Webstuhl aber, die neuen Fäden spinnend, erscheint letzterem von da

an nicht mehr bloß die Umgebung der Kaiserin, sondern auch diese letztere persönlich.

Erst in diesem allgemeinen Zusammenhang lassen sich die einzelnen Daten völlig verstehen, welche die Nachschreiber der „Gedanken und Erinnerungen“ nicht abwarten konnten, um darauf zu sprechen zu kommen. Denn erst jetzt können wir den vollen Hintergrund überschauen, von welchem das persönliche Auftreten der Kaiserin sich abhebt, die es durchzusetzen suchte, daß der Kronprinz vor geschlossenem Frieden persönlich den Papst (es war noch Pius IX.) besuchte. Es ist dies im Jahre 1878 gewesen. Aber schon ein Vierteljahrhundert früher erzählt Bismarck davon: bei dem Blick auf „Sanzjouci und Coblenz“. Heute ist es uns kein Rätsel mehr, weshalb alles dazwischen Liegende für ihn zurücktrat, wenn er an diesen schließlichen schärfsten Kampf dachte.

Durch alle die Gefahren und Wirrsale von 1864, 1866, 1870, hatte er Kaiser und Reich neu zu begründen vermocht. Die größten Höhepunkte seiner einzigartigen Erfolge sind dabei nicht etwa auch Höhepunkte seines persönlichen Lebens gewesen, und noch weniger für den treuen Herrn, dem er der treue Diener geblieben ist. Welche Tragik liegt doch schon in der Szene in Nikolsburg, die Bismarck selber mit dem Weinkrampf des Prinzen im Jahre 1848 vergleicht. Welche noch größere Tragik (die er uns nicht einmal völlig enthüllt hat, die wir erst durch Lorenz aus den Mitteilungen des Großherzogs von Baden kennen gelernt haben) hat darin bestanden, wie es in der Seele der großen Männer ausgesehen hat an jenem 18. Januar 1871 in Versailles, an welchem die ungelöst gebliebene Differenz mit Bezug auf den Kaisertitel dadurch verdeckt wurde, daß der Großherzog von Baden weder den deutschen Kaiser noch den Kaiser von Deutschland proklamierte, sondern einfach den Kaiser Wilhelm. Nun aber vergegenwärtige man sich gleichzeitig, was wir genauer wieder erst aus den „Gedanken und Erinnerungen“ wissen, wie Ledochowsky und Ketteler in Versailles den Kreuzzug für das Papsttum gegen die

italienische Nationaleinheit verlangten, die der deutschen den Weg gewiesen hatte. Wir wissen überdies zugleich durch Bismarcks eigene Erzählung, wie beide Kirchenfürsten früher von ihm persönlich begünstigt worden waren, wie er überhaupt erstaunlich lange mit dem jesuitischen Lager in guten Beziehungen gestanden hat. Nach der Niederwerfung Frankreichs glaubte man dort ihm nunmehr noch bessere Trümpfe in Aussicht stellen zu können, als er sie selber in der Hand hatte. Auch der Turm auf dem Schachbrett (der in dem üblich gewordenen Bilde vom Zentrumsturm zu etwas ganz anderem geworden ist) wäre ihm zur Verfügung gestanden. Und mehr wie alle anderen hätte — seinen eigenen Annahmen zufolge — die neue Kaiserin dem Verteidiger des Papsttums sekundiert.

Der Entscheid ist anders ausgefallen. Aber nun war auch der Kampf unvermeidlich. Bei der Rückkehr aus Frankreich sah sich Fürst Bismarck der „Mobilmachung des Zentrums“ gegenüber.

Wir haben es in diesem Zusammenhange nicht mit der Geschichte des Kulturkampfes zu tun. Denn es sind ganz andere gesellschaftliche Regionen, in welchen sich die nunmehrigen Gegensätzlichkeiten abgespielt haben. Aber das Bismarcksche Testament gibt uns doch auch für diese Zeit Einblicke, wie das, was in den höchsten Kreisen tonangebend war, von oben nach unten gewissermaßen von einer Schicht zur anderen durchsickerte: durch Ministerfrauen und Minister, bischöfliche Ordinariate und protestantische Oberkirchenräte, Fakultäten und Konsistorien hindurch bis in die Kategorie der dogmatischen Bänkereien, die ganz anderen Mächten dienen mußten, als die Streiter sich dachten, die für ein paar Wochen oder Monate oder auch Jahre in den Zeitungen als Vorkämpfer erschienen. In der kirchengeschichtlichen Darstellung der mit dem großen Jahre 1870 anhebenden Periode wird es eine spezielle Aufgabe sein, die Fäden aufzuweisen, die hinüber und herüber gesponnen wurden. Die Ära Kögel auf nominell protestantischem Boden, die Einflüsse der Umgebung der Kaiserin in den katholischen Angelegenheiten lassen sich

beiderseits nur dann geschichtlich verstehen, wenn ihr Zueinandergreifen ins Licht gestellt wird. Aber auch die uns hier obliegende Aufgabe wäre nicht vollständig erfüllt, wenn wir nicht wenigstens den Bismarckschen Hinweis auf Frau von Mühler noch mit hineinzögen.

Schon in dem Abschnitt über das Konfliktministerium fehlt der Hinweis auf den Einfluß dieser (übrigens nicht nur bei der Kaiserin, sondern auch bei dem Kaiser Einfluß anstrebenden) Dame nicht. Das Kultusministerium ist bekanntlich in der Zeit ihres Einflusses fast allgemein das Ministerium Adelheid genannt worden. Minister v. Mühler hat durch die Art der Widmung des nach seinem Rücktritt erschienenen Werkes an seine Gemahlin unter das Urteil der öffentlichen Meinung auch sein eigenes Siegel gedrückt. In den „Gedanken und Erinnerungen“ aber wird diese öffentliche Meinung geradezu offiziell bestätigt (I S. 301/2):

„Der Kultusminister v. Mühler hatte viel Ähnlichkeit mit seinem späteren Nachfolger, Herrn v. Gofler, in der Art, wie er sich geschäftlich gab, nur daß die Energie und die geschäftliche Liebhaberei seiner geschiedten, und wenn sie wollte, liebenswürdigen Frau auf ihn wirkte und er ihrer stärkeren Willenskraft vielleicht unterlag; ich wußte das anfangs allerdings nicht aus direkter Wahrnehmung, sondern konnte es nur nach dem Eindrucke schließen, den beide Persönlichkeiten mir im Verkehr gemacht hatten. Ich erinnere mich, daß ich schon in Gastein im August 1865 bis zur Unhöflichkeit darauf bestehen mußte, allein mit Herrn v. Mühler über einen königlichen Befehl zu sprechen, ehe es mir gelang, die Frau Ministerin zu bewegen, uns allein zu lassen.“

Soweit sind die Erinnerungen des Fürsten zweifellos auf eigenen Beobachtungen begründet. Nun erscheint aber Frau v. Mühler weiter zugleich als ihrerseits wieder von der Kaiserin beeinflusst: „Frau v. Mühler empfing ihre politische Direktive nicht von ihrem Gemahl, sondern von Ihrer Majestät, mit welcher Fühlung zu er-

halten sie vor allem bestrebt war.“ Diese weitere These beruht ersichtlich nicht auf eigener Beobachtung, sondern auf Vermutung und Klatsch. Der Herausgeber hat sich an den kompetentesten Stellen erkundigen können, wie es sich wirklich verhalten hat. Tatsächlich richtig ist danach nur, daß Frau v. Mühler das Vertrauen der Kaiserin zu gewinnen versucht hat. Es ist ihr dies aber zweifellos nicht gelungen. Immerhin darf die an jene falsche Vermutung angeknüpfte Bemerkung nicht wegfallen: „Die Hoflust, die Rangfragen, die äußerliche Kundgebung allerhöchster Intimität haben nicht selten auf Ministerfrauen einen Einfluß, der sich in der Politik fühlbar macht; die persönliche, der Staatsraison in der Regel zuwiderlaufende Politik der Kaiserin Augusta fand in Frau v. Mühler eine bereitwillige Dienerin, und Herr v. Mühler, wenn auch ein einsichtiger und ehrlicher Beamter, war doch nicht fest genug in seinen Überzeugungen, um nicht dem Hausfrieden Konzessionen auf Kosten der Staatspolitik zu machen, wenn es in unauffälliger Weise geschehen konnte.“ Mit dieser Ausführung verbindet sich in der Erzählung der Anfänge des Kulturkampfes der bezeichnende Passus über den Widerstand, welchen die erste Verteidigungsmaßregel auf Seiten des Staates, die Aufhebung der katholischen Abteilung im Kultusministerium, gefunden hat (II S. 128): „Nach der Kompetenz, welche der Abteilung verliehen worden war, ließ sich ohne Aufhebung derselben hierin (in der polnischen Gefahr) nicht abhelfen. Diese Aufhebung war also nach meiner Überzeugung als nächstes Ziel zu erstreben. Dagegen war natürlich der Radziwiłłsche Einfluß am Hof, nicht natürlich mein Kultuskollege, dessen Frau und Ihre Majestät die Königin.“

Auch mit Bezug auf diesen Spezialpunkt trifft natürlich die obige allgemeinere Bemerkung zu, daß die — von Fürst Bismarck vorausgesetzten — persönlichen Beziehungen zwischen der Kaiserin und Frau v. Mühler mythischen Charakter tragen. Dagegen gehört die Untersuchung, wieweit derartige Einflüsse sich seit der „Ara

Kögel" verdichtet haben und eine der Hauptursachen zu dem Ausgang des Kulturkampfes geworden sind, in den Zusammenhang der allgemeinen kirchengeschichtlichen Darstellung. An dieser Stelle sollte einstweilen nur die Beleuchtung derselben durch die „Gedanken und Erinnerungen“ geprüft werden. Überhaupt hat dieser Teil unserer „Randglossen“ ja nur die Grundlage für weitere Spezialuntersuchungen sein können. Wir kommen daher bereits in den nachfolgenden „Erinnerungen“ auf die hier der zukünftigen Forschung obliegende Aufgabe der Unterscheidung zwischen gefälschtem und authentischem Material noch einmal zurück.

III. Kanzler und Kronprinz.

Schon die gedrängte Darstellung im fünften Bande meines Handbuches über „die kirchliche Stellung der beiden ersten deutschen Kaiser“ hat nicht umhin gekonnt, neben ihrer ursprünglichen vollkommenen Harmonie auch der späteren Gegensätzlichkeiten zu gedenken. Es war speziell die „Danziger Episode“, die mit Rücksicht auf die Mitteilungen Bismarcks darüber auch in der kirchengeschichtlichen Darstellung nicht umgangen werden konnte. Ebenso ist aber auch dort gleichzeitig der hohen Anerkennung gedacht, mit welcher seine Memoiren gewissermaßen zum Ausgleich die Vermittlung des Kronprinzen bei den Nikolsburger Verhandlungen gebucht haben. Was in der kürzeren Darstellung jedoch nur beispielsweise miteinander verbunden werden konnte, muß hier in den Gesamtzusammenhang hineingestellt werden. Denn es sind sehr wechselnde Stimmungen, durch welche der Leser der „Gedanken und Erinnerungen“ hin und her gezogen wird, wenn er speziell die Beziehungen des Kanzlers zum Kronprinzen verfolgt.

Das Schärffste, was in dieser Beziehung aus Bismarcks Feder floß, liegt in dem (ersichtlich in zorniger Überreizung geschriebenen) Immediatberichte vom 23. September 1888: nach der Geffkenschen Indiskretion mit den Bruchstücken aus dem kronprinzlichen Tagebuch. In den „Gedanken und Erinnerungen“ ist allerdings dieser Immediatbericht in einer Weise zitiert, als wenn der Verfasser auch später noch die Form desselben für korrekt gehalten habe (II, S. 117): „Das Tagebuch ist wohl nicht damals auf den Tag geschrieben,

sondern später mit Wendungen vervollständigt worden, durch die höfische Streber den Inhalt glaublich zu machen suchten. Ich habe meiner Überzeugung, daß es gefälscht sei, und meiner Entrüstung über die Intriganten und Ohrenbläser, die sich einer arglosen und edlen Natur wie Kaiser Friedrich aufdrängten, in dem veröffentlichten Immediatbericht Ausdruck gegeben.“ Wer aber aus dieser Ausführung den Schluß ziehen wollte, es würden sich in dem autobiographischen Werk Parallelen zu der Ausdrucksweise des Immediatberichts finden, der würde sich bei der zusammenhängenden Lektüre desselben angenehm enttäuscht sehen. Es lohnt sich in der That, auch nach dieser Seite hin, die einzelnen Daten zusammenzustellen und so viel wie möglich zu ergänzen. Leider sind gerade hier wieder die einschlägigen Abschnitte ohne jede Rücksicht auf die Chronologie eingeschoben. Auch sonst haben die Mitarbeiter, welche die Bemerkungen des Fürsten stenographierten und ausarbeiteten, sich die Aufgabe einer zusammenhängenden Einführung in die Begebenheiten gerade in dieser Hinsicht wieder zu leicht gemacht.

Das erste, was von dem Kronprinzen erzählt wird, ist der lebhafteste Händedruck nach den in Babelsberg 1848 und in den folgenden Jahren stattgehabten Gesprächen mit seiner Mutter (I S. 40): „Der damals 18- und 19jährige, aber jünger aussehende spätere Kaiser Friedrich pflegte in solchen Fällen seine politische Sympathie mir dadurch zu erkennen zu geben, daß er mich im Dunkel der abendlichen Abfahrt, beim Einsteigen in den Wagen mit lebhaftem Händedruck freundlich begrüßte in einer Art, als ob ihm eine offene Bekundung seiner Gesinnung bei Licht nicht gestattet wäre.“

Das zweite mal, wo des Kronprinzen Erwähnung getan wird, ist bei Anlaß der (schon in dem sechsten Kapitel vorzeitig eingeschobenen) Erzählung von dem Verlangen der Kaiserin, daß der Kronprinz bei seiner italienischen Reise 1878 nach dem Tode Viktor Emanuels I. trotz des noch fortdauernden Streites den Papst persönlich besuche. Man versteht es leicht, wie Fürst Bismarck dazu kam, bei den bitteren

Rückerinnerungen an den jahrzehntelangen Gegensatz zu der hohen Dame schon sobald dafür zu sorgen, daß die ihm noch zugänglichen amtlichen Dokumente über ihre direkte Einmischung in die hohe Politik nicht unbenutzt blieben. Aber die zur Seite stehende Gestalt des Kronprinzen kommt so von vornherein nicht zu gebührender Geltung.

Dieser Eindruck verschärft sich noch, wenn wir nun gar ein drittes mal seines Familienkreises gedacht finden, ohne daß er selber darin auch nur im geringsten berücksichtigt wird. Da, wo Bismarck von der Pariser Reise von 1855 berichtet, die er noch als Bundestagsgesandter machte, und die ihm die erste persönliche Berührung mit Kaiser Napoleon III. brachte, erwähnt er auch der Gespräche, welche der Prinz-Gemahl und die Königin Viktoria, welche gleichzeitig in Paris waren, mit ihm auf dem Hofballe anknüpften (25. August 1855). Das bringt ihn denn auch alsbald auf den — tatsächlich durchaus begründeten — Einfluß des Vaters auf die schon früh von ihm mit in seine edlen Bestrebungen hineingezogene Tochter. Die Bemerkungen Bismarcks über jenes Zusammentreffen sind derart charakteristisch, daß wir ihren Wortlaut nicht missen können.

Vgl. I S. 149: „Der Prinz in seiner schwarzen Uniform, schön und kühl, sprach höflich mit mir, aber in seiner Haltung lag eine gewisse übelwollende Neugier, aus der ich abnahm, daß ihm meine antwestmächtlige Einwirkung auf den König nicht unbekannt war.“

S. 151: „Die Königin Viktoria sprach auf jenem Balle in Versailles mit mir deutsch. Ich hatte von ihr den Eindruck, daß sie in mir eine merkwürdige, aber unsympathische Persönlichkeit sah, doch war ihre Tonart ohne den Anflug von ironischer Überlegenheit, den ich bei dem Prinzen Albert durchzufühlen glaubte. Sie blieb freundlich und höflich, wie jemand, der einen wunderlichen Kauz nicht unfreundlich behandeln will.“

S. 150: „Es konnte nicht befremden, daß die Ansicht des Prinzen

und der damaligen Parteigenossen des Herzogs von Koburg sich auf die Tochter des ersteren, welche demnächst unsere Kronprinzessin wurde, übertragen hatte.“

An diese Erzählung reihen sich dann noch weitere Bemerkungen des Verfassers: wie er schon im Februar 1858 die Überzeugung gewonnen habe, daß die Prinzessin „gegen ihn eingenommen war“, und wie sich diese Beobachtung bald noch verstärkt habe. Im Anschluß daran wird ein — übrigens mehr neckisch verlaufenes — Gespräch bei einem Hofdiner bald nach dem Frieden von Nikolsburg mitgeteilt, wo der Fürst der Tischnachbar der Prinzessin war. Mitten in der Erzählung über seine Antworten schiebt sich jedoch die Randglosse ein:

„Indem ich mich so äußerte, war ich nicht frei von Sorge in dem Gedanken an einen Thronwechsel ohne Übergang der monarchischen Traditionen auf den Nachfolger. Die Prinzessin vermied indessen jede ernsthafte Wendung und blieb in dem scherzenden Tone, liebenswürdig und unterhaltend wie immer, sie machte mir mehr den Eindruck, daß sie einen politischen Gegner necken wolle.“

Dieser Unterhaltung sind dann noch einige weitere Tischgespräche gefolgt, über deren Inhalt jedoch nichts weiter berichtet wird.

In alledem ist von dem Gemahl der Kronprinzessin mit keiner Silbe die Rede. Wir hören nichts von ihm oder der von ihm eingenommenen Haltung, bis zu dem — die Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten entscheidenden — 20. September 1862, wo wir bereits Vater und Sohn in Gegensatz sehen:

„Am 20. September morgens in Berlin angelangt, wurde ich zu dem Kronprinzen beschieden. Auf seine Frage, wie ich die Situation ansähe, konnte ich nur sehr zurückhaltend antworten, weil ich während der letzten Wochen keine deutsche Zeitungen gelesen und in einer Art von *dépit* mich über heimische Angelegenheiten nicht informiert hatte. Meine Verstimmung hatte ihren Grund darin, daß der König mir in Aussicht gestellt hatte, mir in spätestens sechs

Wochen Gewißheit über meine Zukunft, d. h. darüber zu geben, ob ich in Berlin, Paris oder London mein Domizil haben sollte, daß darüber aber schon ein Vierteljahr verflossen war, und ich im Herbst noch immer nicht wußte, wo ich im Winter wohnen würde. Ich war mit der Situation in ihren Einzelheiten nicht so vertraut, daß ich dem Kronprinzen ein programmartiges Urteil hätte abgeben können; außerdem hielt ich mich auch nicht für berechtigt, mich gegen ihn früher zu äußern als gegen den König. Den Eindruck, den die Tatsache meiner Audienz gemacht hatte, ersah ich zunächst aus der Mitteilung Roons, daß der König mit Bezug auf mich zu ihm gesagt habe: „Mit dem ist es auch nichts, er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen.“ Die Tragweite dieser Äußerung wurde mir nicht sofort verständlich, weil ich nicht wußte, daß der König sich mit dem Gedanken der Abdikation trug und voraussetzte, daß ich davon gewußt oder etwas vermutet hätte und mich deshalb mit seinem Nachfolger zu stellen gesucht habe.“

Dagegen ist in viel früherem Zusammenhang (S. 240), nämlich schon bei der Charakteristik des Ministeriums der neuen Ära, eine — fast vier Jahre nach Bismarcks eigener Ernennung zum Minister datierende — Erzählung über Rudolf von Auerswald eingeschaltet. Der Kronprinz spielt übrigens auch bei diesem Vorkommnis eine völlig passive Rolle:

„Nachdem ich Ministerpräsident geworden war, leistete er (Auerswald) mir einen wohlwollenden Beistand, namentlich dadurch, daß er bei dem Kronprinzen die Bedenken und Besorgnisse über die Zukunft unseres Landes bekämpfte, die ihm von England aus gegen mich als Russenfreund beigebracht worden waren und die später zu dem Danziger Pronunciamento führten. Auf seinem Sterbebette ließ er den Kronprinzen zu sich bitten, warnte eindringlich vor den Gefahren, welche seine Opposition der Monarchie bereiten könnte, und bat den Kronprinzen an mir festzuhalten.“

Es ist diese Erzählung, wie schon angedeutet, wieder vorzeitig

eingeschoben. Immerhin ist sie auch dadurch bemerkenswert, daß die „Danziger Episode“ hier sogar zu einem „Pronunciamento“ spanischer Art gestempelt worden ist.

Wie zum Ausgleich dafür ist jedoch ebenfalls schon vorzeitig in dem betrachtenden 13. Abschnitt über „Dynastien und Stämme“ eine Reminiscenz eingeschlossen, welche unzweideutig beweist, wie hoch Bismarck die ihm bei dem Frieden mit Österreich von dem Kronprinzen zu teil gewordene Unterstützung einschätzte. Vgl. I S. 295: „In der Nikolsburger Situation wurde mir dies (scil. die Gewinnung der Zustimmung des Königs) nur mit dem Beistande des damaligen Kronprinzen möglich.“ Der ergreifende Vorgang selbst wird erst II S. 47/8 erzählt.

Es würde unserer Übersicht über die Beziehungen zwischen Kanzler und Kronprinz geradezu das Rückgrat fehlen, wenn wir nicht wenigstens gleich hier das ihn betreffende Stück aus den erschütternden Szenen in Nikolsburg wörtlich aufnahmen: „In mein Zimmer zurückgekehrt, war ich in der Stimmung, daß mir der Gedanke nahe trat, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden Fenster zu fallen, und ich sah mich nicht um, als ich die Tür öffnen hörte, obwohl ich vermutete, daß der Eintretende der Kronprinz sei, an dessen Zimmer ich auf dem Korridor vorübergegangen war. Ich fühlte seine Hand auf meiner Schulter, während er sagte: „Sie wissen, daß ich gegen den Krieg gewesen bin, Sie haben ihn für notwendig gehalten und tragen die Verantwortlichkeit dafür. Wenn Sie nun überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede geschlossen werden muß, so bin ich bereit Ihnen beizustehen und Ihre Meinung bei meinem Vater zu vertreten.“ Er begab sich dann zum Könige, kam nach einer kleinen halben Stunde zurück in derselben ruhigen und freundlichen Stimmung, aber mit den Worten: „Es hat sehr schwer gehalten, aber mein Vater hat zugestimmt.“

Während hier also ein entscheidendes Eingreifen des Kronprinzen konstatiert wird, spielt er sonst mit der einzigen Ausnahme des

Danziger Vorfalls eine merkwürdig passive Rolle. Wie der König unter dem Einfluß seiner Gemahlin, so soll der Kronprinz als von der Kronprinzessin geleitet erscheinen. So bleibt er persönlich ganz außer Betracht bei der Erzählung der ersten Begegnung Bismarcks mit Herrn Hintzpetet, womit das 15. Kapitel über die Alvenslebensche Konvention schließt. Die Bitte desselben, seine Aufzeichnungen über ihr die polnische Frage betreffendes Gespräch auf ihre Richtigkeit zu prüfen, hat der Minister abgeschlagen, obgleich oder wohl besser weil er wußte, daß diese Aufzeichnung für die Kronprinzessin bestimmt war.

In den Mittelpunkt des Interesses stellt sich im ersten Bande aber naturgemäß das 16. Kapitel über „die Danziger Episode“, welches sich der Erzählung des Hintzpeteterschen Ansuchens unmittelbar anschließt.

Die in diesem Kapitel zweifellos gelegenen Indiskretionen werden durch den Hinweis auf die Erwähnung dieses Vorkommnisses in der Biographie Max Dunckers von Rudolf Haym gerechtfertigt. Wenn aber diese vorhergegangene Darstellung einer ergänzenden Kontrolle bedurfte, so ist dies bei der Erzählung der „Gedanken und Erinnerungen“ in noch höherem Grade der Fall. Der sich so häufig bemerklich machende Fehler in dem Mangel an chronologischer Ordnung ist hier wahrhaft verhängnisvoll geworden. Es wird mit dem Vorgang in Danzig begonnen und erst später das, was vorhergegangen ist und ihn erst wirklich erklärt, nachgeholt. Je häufiger man den Zusammenhang vergleicht, desto mehr erkennt man, wie vieles auch sonst anders geordnet werden müßte, um ein wirklich pragmatisches Verständnis zu gewinnen. Der Leser bekommt keine Ahnung davon, was alles ergänzt werden muß, um das Vor und Nach wirklich auseinanderzuhalten. So wird es ganz beiläufig bemerkt, daß der Kronprinz vor seiner Abreise seinem Vater schriftlich die Bitte ausgesprochen hatte, jede Dekretierung zu vermeiden (wie sie dann doch unmittelbar nach seinem Weggang stattfand). So viel Recht wie jeder der Minister durfte doch auch der Thronerbe in einer derartig kritischen Periode

beanspruchen zu können glauben. Als dann trotz seiner Bitte die Preßordonnanz vom 2. Juni 1863 erschienen war, hat der Kronprinz gleich am 4. Juni seinem Vater seine Anschauung darüber wieder schriftlich ausgesprochen. Erst am 5. ist das kurze Wort zu dem Danziger Oberbürgermeister gefallen. Wie diese Daten vorhergeschickt werden müßten, so werfen auch die folgenden (auf die Korrespondenz zwischen König und Kronprinz bezüglichen) Mitteilungen wieder ein durchaus nicht ausreichendes Licht auf die Folgen des Danziger Ereignisses. Und diese Beleuchtung ist zugleich so einseitig, daß sie erst recht eine allseitige Darstellung jenes Höhepunktes der Konfliktperiode wünschenswert macht.

An dieser Stelle müssen wir uns jedoch damit begnügen, dem Bismarckschen Bericht selber im einzelnen nachzugehen. Das einschlägige sechzehnte Kapitel beginnt mit einer anerkennenden Würdigung der Persönlichkeit des Kronprinzen: „Kaiser Friedrich, der Sohn des Monarchen, den ich in specie als meinen Herrn bezeichne, hat es mir durch seine Liebenswürdigkeit und sein Vertrauen leicht gemacht, die Gefühle, die ich für seinen Herrn Vater gehegt, auf ihn zu übertragen. Er war der verfassungsmäßigen Auffassung, daß ich als Minister die Verantwortung für seine Entschlüsse trug, in der Regel zugänglicher, als sein Vater es gewesen. Auch war es ihm weniger durch Familientraditionen erschwert, politischen Bedürfnissen im Innern und im Ausland gerecht zu werden. Alle Behauptungen, daß zwischen dem Kaiser Friedrich und mir dauernde Verstimmungen geherrscht hätten, sind unbegründet.“ Es darf dem beigefügt werden, daß die hier niedergelegte Anschauung durchaus in Übereinstimmung mit derjenigen des Kaisers Friedrich selber gewesen ist. Nur daß er sich zugleich seiner eigenen Selbständigkeit und Verantwortlichkeit stets bewußt blieb.

Dieser Einleitung folgt nun aber sofort die Darstellung des Herganges in Danzig. Wir schalten dabei ein, was schon in dem Kapitel über Kaiserin Augusta berücksichtigt werden mußte, wie auch

in diesem Falle hinter den Kulissen der Einfluß der Königin vermutet wird: mit spezieller Bezugnahme auf die Denkschriften Camp-hausens und Stockmars (S. 321).

Der prinzipielle Gegensatz, in welchem sich der Minister damals zu der ganzen königlichen Familie mit der einzigen Ausnahme des Königs selber befunden hat, ist in der Tat selten so grell zutage getreten.

Des schon vor der Reise nach Danzig seitens des Kronprinzen an seinen Vater gerichteten Schreibens, worin er jede Oktroyierung zu vermeiden bat, haben wir schon oben gedacht. Aus diesem (vor der Reise abgesandten) Schreiben geht deutlich hervor, daß es sich bei der Antwort des Kronprinzen auf die Begrüßung des Danziger Oberbürgermeisters durchaus nicht um eine Überraschung handeln konnte, daß vielmehr reinliche prinzipielle Gegensätze in Frage gestanden haben, wie es auch der aus Graudenz am 30. Juni abgesandte Protest gegen die ganze Haltung des Ministeriums bewies. An Offenheit und Ehrlichkeit hat es also dem so schwer angegriffenen und diesen einen Tag in seinem ganzen Leben so schwer büßenden Kronprinzen auch nach der „Danziger Episode“ nicht gefehlt. Aber in der Erzählung der „Gedanken und Erinnerungen“ erscheint er einfach als der von der Geschichte verurteilte Teil, und der zwischen Vater und Sohn stehende Minister als der zur Versöhnung mahnende Mittelsmann zwischen beiden.

Man vergleiche einfach das von Bismarck selbst mitgeteilte Material S. 318 ff.: die Korrespondenz zwischen Kronprinz und König, die Unterredung des Königs mit Bismarck, das Schreiben des Kronprinzen an Bismarck, seinen Besuch bei Bismarck im folgenden August, seinen Brief vom 3. September über die neue Auflösung des Abgeordnetenhauses, den Brief des Ministers von Bodelschwingh vom 11. September, den persönlichen Zusammenstoß zwischen Kanzler und Kronprinz (S. 323), den Brief des Königs vom 7. November und die detaillierten Marginalien Bismarcks (S. 324—330) zu dem

Memoire des Königs. Zumal diese letzteren erscheinen als ein überaus geschicktes Plaidoyer eines Staatsanwalts. Aber ein Plaidoyer eines Verteidigers hat es niemals gegeben.

Neben diesen Marginalien kommen noch die Bemerkungen über den falschen Bericht in der „Times“ in Betracht. Wie weit die Vermutungen über die Urheberchaft stimmen, läßt sich schwerlich feststellen. Bismarck hat auf Legationsrat Meyer geschlossen, vor allem aber den Verfasser wieder einfach als „zur Umgebung der Königin gehörig“ bezeichnet.

Unter den so vielfach wechselnden Phasen des inneren Konflikts sind die Worte des Kronprinzen in Danzig damals rasch vergessen gewesen. Überdies wurden sie zuerst durch den Frankfurter Fürstentag, dann durch die schleswig-holsteinische Krise in den Hintergrund gedrängt. Erst durch die „Gedanken und Erinnerungen“ ist die hier als „Danziger Episode“ bezeichnete Tatsache wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt worden. Die Darstellung derselben aber wird in Zukunft noch mehrfacher Ergänzung bedürfen.

Das Gemütsleben des Königs hat in der gleichen Zeit die furchtbare Verantwortlichkeit, die er in täglich zunehmendem Grade auf sich zu nehmen hatte, schwer empfunden. Es sei nur an das bekannte Wort zu Hermann von Beckerath erinnert, daß er keine Nacht schlafte. Den zahlreichen Deputationen aus dem Lande, die ihm die von dem Ministerium inszenierten Vertrauensadressen brachten, hat er in tiefer Ergriffenheit geantwortet. Während er sonst gerne andere statt seiner reden ließ und sich persönlich zurückhielt, hatten seine häufigen damaligen Reden eben durch ihre Häufigkeit den Wert verloren, den sonst jedes seiner Worte in sich schloß. Ich schalte einen kleinen Beleg dafür ein aus dem Frühjahr 1862, als der Prinz von Wales (der jetzige König Eduard VI.) Palästina besuchte. Man mußte damals im Auslande leben, um den bitteren Kontrast zu empfinden, wie die deutschen Zeitungen sich über jene Reden stritten, während der das ganze Land (das doch eine Großmacht hieß) zerrüttende innere

Konflikt draußen beinahe so geringschätzig betrachtet wurde, als wenn er in irgend einem Liliput gespielt hätte. In einem Gespräch mit dem Konsul Rosen in Jerusalem über die verzwickte Lage in Preußen hat nun damals der englische Thronfolger in vertraulicher Gesellschaft das Wort nicht unterdrückt: „Ihr König spricht zu viel.“ Glücklicherweise sind die Anlässe zu diesen häufigen Reden bald weggefallen. Heute sind über den großen Taten jene (im wesentlichen sich doch immer gleichbleibenden) Reden beinahe verschollen. Aber das eine Wort des Kronprinzen in Danzig ist seit dem Erscheinen der Bismarckschen Memoiren derart aufgebauscht worden, daß es darüber gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, in wie selbstverleugnender Weise gerade dieser Sohn sich zeitlebens seinem Vater geopfert hat.

Eine unbefangene Urteilsweise wird daher gerade mit Bezug auf das Verhältnis der hohen Herren zu einander die verwandten Erscheinungen nebeneinander stellen und mit gleichem Maße messen müssen. Oder ist nicht die Oppositionsstellung des Prinzen von Preußen in den fünfziger Jahren in Coblenz gegenüber dem langlebigen Ministerium Friedrich Wilhelms IV. um vieles deutlicher in die Öffentlichkeit getreten, als diejenige des Kronprinzen in den Tagen der immer ärgeren Zuspitzung des inneren Konfliktes?

Es gehört ja freilich zur Eigenart der über das gewöhnliche Maß hoch hinausgerückten Heroen, daß sie nicht sich und andere in die rechte Parallele zu stellen vermögen. Das beweist nicht nur das Kapitel über die Danziger Episode, sondern es stehen noch eine Reihe verwandter Tatsachen daneben. So wird dem Grafen Robert von der Goltz genau das gleiche zum Vorwurf gemacht, was Bismarck seinem eigenen Chef Manteuffel gegenüber in viel höherem Grade getan hatte. Ist das nicht eine interessante Illustration zu dem Grundsatz *quod licet Jovi, non licet bovi*?

Die Verstimmung über jede Art von Opposition, die Fürst Bismarck während seiner Herrschaft gefunden hat, ist aber überdies bei der Niederschrift der „Gedanken und Erinnerungen“ gewissermaßen zu-

sammengeballt und verdichtet. Man muß daher bei ihrer Lektüre sich stets vergegenwärtigen: vor der Entlassung wäre die Stimmung bei den Diktaten eine ganz andere gewesen. Nun aber kamen zu der eigenen Stimmung noch die (die rasche Niederschrift unterbrechenden) Unterhaltungen dazu. Sie sind fast ausschließlich mit Personen geführt worden, welche über die Entlassung noch erbitterter waren, als der Fürst selber. Daß auch der Einfluß der Fürstin in diesen Dingen nicht ein beruhigender, sondern ein stimulierender war, darf ebenfalls nicht außer Betracht bleiben. Sogar dem alten Kaiser Wilhelm sind damals manche Momente, wo er seinem Minister nicht ohne weiteres zustimmte, bitter angerechnet worden. Man lese nur die Schilderung der Unterredung in Schönbrunn vom 22. August 1864 (I S. 345/46), wo das Rechtsbewußtsein des Königs auch im Gespräch mit Kaiser Franz Joseph durchbrach und der Minister sich dadurch einfach im Stiche gelassen fühlte.

So wird denn eine spätere Zeit sicherlich eine Revision des Urteils der Gegenwart auch in bezug auf das Verhältnis zwischen Kanzler und Kronprinz als erforderlich erachten. Aber über dem prinzipiellen Gegensatz, welchen die Art der Darstellung über die Danziger Episode noch den nachgeborenen Leser durchfühlen läßt, darf eine beiläufige Notiz nicht vergessen werden, aus der deutlich hervorgeht, daß auch der Kronprinz in gewissen Momenten sogar auf den gewaltigen Kanzler die gleiche Majestät ausstrahlen ließ wie sein Vater. Vgl. die Ausführung S. 323/24.

Der Erzählung der „Danziger Episode“ selbst und der darauf gefolgten Bitte des Kronprinzen um Dispens von den Ministerconseils folgt nämlich der nachstehende Bericht über den persönlichen Gedankenaustausch zwischen Kanzler und Kronprinz:

„Der König hatte sich dafür entschieden, daß der Kronprinz, wie seit 1861 geschehen, auch ferner den Sitzungen des Staatsministeriums beiwohnen solle, und mich beauftragt, ihn darüber zu verständigen. Ich nehme an, daß es zu der zu diesem Zweck erbetenen

Audienz nicht gekommen ist: denn ich erinnere mich, daß ich das mißverständliche Erscheinen des Kronprinzen zu einer Minister Sitzung, die an dem betreffenden Tage nicht stattfand, dazu benutzte, die Erörterung einzuleiten. Ich fragte ihn, weshalb er sich so fern von der Regierung halte; in einigen Jahren werde sie doch die seinige sein; wenn er etwa andere Prinzipien habe, so sollte er lieber den Übergang zu vermitteln suchen als opponieren. Er lehnte das scharf ab, wie es schien in der Vermutung, daß ich meinen Übergang in seine Dienste anbahnen wolle. Ich habe den feindlichen Ausdruck olympischer Hoheit, mit dem das geschah, Jahre hindurch nicht vergessen können und sehe noch heut den zurückgeworfenen Kopf, das gerötete Gesicht und den Blick über die linke Schulter vor mir. Ich unterdrückte meine eigene Aufwallung, dachte an Carlos und Alba (Akt 2, Auftritt 5) und antwortete, ich hätte in einer Anwendung dynastischen Gefühls gesprochen, um ihn mit seinem Vater wieder in nähere Beziehung zu bringen, im Interesse des Landes und der Dynastie, das durch die Entfremdung geschädigt wäre; ich hätte im Juni getan, was ich gekonnt, um seinen Herrn Vater von Entschliefungen ab irato abzuhalten, weil ich im Interesse des Landes und im Kampfe gegen die Parlamentsherrschaft die Übereinstimmung in der königlichen Familie zu erhalten wünschte. Ich sei ein treuer Diener seines Herrn Vaters und wünschte ihm, daß er, wenn er den Thron bestiege, anstatt meiner ebenso treue Diener finde, wie ich für seinen Vater gewesen. Ich hoffte, er würde sich des Gedankens, als ob ich danach strebte, einmal sein Minister zu werden, entschlagen; ich werde es niemals sein. Ebenso rasch wurde er erregt, ebenso rasch wurde er weich und schloß das Gespräch mit freundlichen Worten.“

Ist nicht diese Erzählung zugleich eine interessante Parallele zu der Schilderung des Wienenspiels der Kaiserin in einem ähnlichen Moment? Um den Vergleich zu erleichtern, tragen wir den

Vorfall, der sonst in das Kapitel über die Kaiserin Augusta gehört hätte, in diesem Zusammenhang nach (S. 284/85):

„Als ich einmal den geärgerten und darüber erkrankten Kaiser aufsuchen mußte, um über eine höfische Demonstration zugunsten des Zentrums eine unter den obwaltenden Umständen dringliche Beschwerde zu führen, fand ich ihn im Bette und neben ihm die Kaiserin in einer Toilette, die darauf schließen ließ, daß sie erst auf meine Anmeldung herunter gekommen war. Auf meine Bitte, mit dem Kaiser allein sprechen zu dürfen, entfernte sie sich, aber nur bis zu einem dicht außerhalb der, von ihr nicht ganz geschlossenen Türe stehenden Stuhle und trug Sorge, durch Bewegungen mich erkennen zu lassen, daß sie alles hörte. Ich ließ mich durch diesen, nicht den ersten, Einschüchterungsversuch nicht abhalten, meinen Vortrag zu erstatten. Am Abend desselben Tages war ich in einer Gesellschaft im Palais. Ihre Majestät redete mich in einer Weise an, die mich vermuten ließ, daß der Kaiser meine Beschwerde ihr gegenüber vertreten hatte. Die Unterhaltung nahm die Wendung, daß ich die Kaiserin bat, die schon bedenkliche Gesundheit ihres Gemahls zu schonen und ihn nicht zwiespältigen politischen Einwirkungen auszusetzen. Diese nach höfischen Traditionen unerwartete Andeutung hatte einen merkwürdigen Effekt. Ich habe die Kaiserin Augusta in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens nie so schön gesehen wie in diesem Augenblicke; ihre Haltung richtete sich auf, ihr Auge belebte sich zu einem Feuer, wie ich es weder vorher noch nachher erlebt habe. Sie brach ab, ließ mich stehen und hat, wie ich von einem befreundeten Hofmanne erfuhr, gesagt: „Unser allergnädigster Reichskanzler ist heut sehr ungnädig.“

Wer sich derartige Erfahrungen zusammenstellt, darf daneben auch II S. 39 nicht vergessen, wonach der „starke dynastische Sinn in Kaiser Friedrich vielleicht noch stärker ausgeprägt gewesen ist wie in seinem Vater.“ Die gleiche Empfindung, welcher Bismarck hier Ausdruck gibt, hat übrigens in der gleichen Weise sein liberaler Anti-

pode Georg von Bunsen gehabt. Er hatte mit dem Kronprinzen über die Augustenburger Ansprüche gesprochen und hörte dabei eine Klage von ihm über die wenig geschickte Art, wie die Berater des Thronprätendenten seine Sache führten: „Warum hat er nicht direkt als Fürst mit dem Fürsten gesprochen?“

Daß auch bei den hier zusammengestellten zerstreuten Bemerkungen die gleiche genaue Nachprüfung nötig ist, wie sie Marcks und Lenz mit Bezug auf andere Abschnitte geübt haben, braucht kaum noch besonders hervorgehoben zu werden. Sogar bei der Erzählung der böhmischen Ereignisse sind bekanntlich chronologische Irrtümer untergelaufen, und manche tatsächliche Differenzen mit dem sonst bekannten Tatbestand sind vorerst einfach unlöslich geblieben. Die erste Vorarbeit aber besteht eben doch in der Sammlung und Sichtung des einschlägigen Materials. Wir stellen daher ebenso wie mit Bezug auf die frühere Zeit, so nunmehr hinsichtlich der der Danziger Episode folgenden Ereignisse die — leider wieder ohne jede Ordnung an den verschiedensten Orten verteilten — Daten zusammen.

II, 16 wird ein Brief Bismarcks aus Gastein an den König vom 1. August 1865 mitgeteilt, der die Furcht vor Indiskretionen aus dem Kreise der Königin andeutet. Es ist dies in der Tat eine Zeit gewesen, in welcher die Anschauungen der letzteren in Tochter und Schwiegertochter Unterstützung gefunden hatten. Obenan ist die Lage in Baden für die regierende Familie wirklich entsetzlich gewesen. Zumal nachdem Herr von Roggenbach das Steuer abgegeben hatte und sich durch den Bruder des österreichischen Generals von Edelsheim hatte ersetzen lassen. Wir glauben hierbei einschalten zu sollen, daß es seltsam anmutet, wie selten Freiherr von Roggenbach, der doch überaus viel mit Bismarck verhandelt hatte, und auf dem Frankfurter Fürstentag fast allein unter den dortigen Ministern seiner Politik Unterstützung gewährte, erwähnt wird. Bekanntlich ist bei der zweiten (zur Zuchthausverurteilung führenden) Prozedur gegen Harry von Arnim sogar bei Roggenbach Haussuchung gehalten worden.

In den „Gedanken und Erinnerungen“ finden wir jedoch nur über diejenige Periode, in welcher Roggenbach mit Bismarck neue Fühlung zu gewinnen versuchte, eine kurze Erzählung (II S. 73), und zwar mit dem Ausdruck des Zweifels ob er zu dem bevollmächtigt gewesen sei, was er vertrat.

II. S. 27 findet sich der Brief des Königs vom 16. Januar 1864, der den Vermittlungsversuch des Kronprinzen im Interesse des Herzogs von Augustenburg bespricht.

II. S. 29 hören wir von der Denkschrift des Kronprinzen vom 26. Februar 1864 über die preussischen Forderungen, und der Mitteilung derselben nach Wien.

Chronologisch schließt sich hieran die Vermittlung des Kronprinzen zwischen Kaiser und Kanzler in Nikolsburg. In den gleichen Zusammenhang gehört aber auch das auf der Fahrt von Prag nach Berlin geführte Gespräch über die Indemnitätsfrage. Der Kronprinz hat dabei das Wort nicht zu nehmen gewagt, trotzdem aber über seine Zustimmung zu dem Vorschlage Bismarcks, um Indemnität nachzusuchen, keinen Zweifel gelassen. (S. 70): „Die viele Stunden lange und für mich sehr angreifende Unterredung, weil sie meinerseits stets in vorsichtigen Formen geführt werden mußte, fand im Eisenbahnkoupee zu dreien statt, mit dem Könige und dem Kronprinzen. Der letztere aber unterstützte mich nicht, obschon er in dem leichtbeweglichen Ausdruck seines Mienenspiels mich wenigstens durch Kundgebung seines vollen Einverständnisses seinem Herrn Vater gegenüber stärkte.“

Eine lehrreiche Parallele zu dieser Unterredung zu dritt, zumal mit Bezug auf das seit der „Danziger Episode“ für den Sohn so überaus schwierig gewordene Verhältnis zu seinem Vater, bietet die mit den Verhandlungen über den Kaisertitel zusammenhängende Erzählung III S. 119—120: „In dieser Phase haben der Kronprinz, der seinen Gedanken an einen König der Deutschen längst fallen gelassen hatte, und der Großherzog von Baden mich, jeder in seiner

Weise, unterstützt, wenn auch keiner von beiden der zornigen Abneigung des alten Herrn gegen den „Charakter-Major“ offen widersprach. Der Kronprinz unterstützte mich durch passive Assistenz in Gegenwart seines Herrn Vaters und durch gelegentliche kurze Äußerungen seiner Ansicht, die aber meine Gesichtsposition dem Könige gegenüber nicht stärkten, sondern eher eine verschärfte Reizbarkeit des hohen Herrn zur Folge hatten. Denn der König war noch leichter geneigt, dem Minister, als seinem Herrn Sohne Konzessionen zu machen, in gewissenhafter Erinnerung an Verfassungseid und Ministerverantwortlichkeit. Meinungsverschiedenheiten mit dem Kronprinzen faßte er von dem Standpunkt des *pater familias* auf.“

Die gleiche Einflußlosigkeit des Kronprinzen bei seinem Vater wird auch noch in viel späterer Zeit, bei dem Bismarck-Andrassy'schen Bündnis, konstatiert:

„Der Kaiser war von den politischen Argumenten nicht überzeugt worden, sondern erteilte das Versprechen, den Vertrag zu ratifizieren, nur aus Abneigung gegen einen Personenwechsel in dem Ministerium, der Kronprinz war von Hause aus für das österreichische Bündnis eingenommen, aber ohne Einfluß auf seinen Vater“ (S. 248).

Die vorerwähnte Differenz Bismarck's sowohl mit dem König wie mit dem Kronprinzen über den Kaisertitel war übrigens bereits einige Seiten früher noch genauer behandelt. Die wirklichen Tatsachen stellen sich danach doch etwas anders heraus, als in der Freytag'schen Darstellung. Ob aber Fürst Bismarck heute noch die Sorge vor der Gefahr der Wiederaufnahme der Traditionen Karls des Großen auf einen „politischen Phantasten“ zurückführen würde? Wie dem auch sei, wir dürfen an der Schilderung selbst (S. 116) nicht vorbeigehen: „Auch bei dem Kronprinzen habe ich für mein Streben, den Kaisertitel herzustellen, welches nicht einer preußisch-dynastischen Eitelkeit, sondern allein dem Glauben an seine Nützlichkeit für Förderung der nationalen Einheit entsprang, im Anfange der günstigen Wendung des Krieges nicht immer Anklang ge-

funden. Seine Königliche Hoheit hatte von irgend einem der politischen Phantasten, denen er sein Ohr lieh, den Gedanken aufgenommen, die Erbschaft des von Karl d. Gr. wieder erweckten „römischen“ Kaisertums sei das Unglück Deutschlands gewesen, ein ausländischer, für die Nation ungesunder Gedanke . . . Das aus einer irrigen Vorstellung entspringende Verlangen, das der Prinz gegen mich aussprach, war nach meinem Eindrucke ein völlig ernstes und geschäftliches, dessen Inangriffnahme durch mich gewünscht wurde.“

In dem Abschnitt über den französischen Krieg werden, wie vielfach erörtert, die englischen Einflüsse während der Belagerung von Paris auch in der Umgebung des Kronprinzen beklagt (S. 114): „Die Initiative zu irgend einer Wendung in der Kriegsführung ging in der Regel nicht von dem Könige aus, sondern von dem Generalstab der Armee oder des Höchstkommmandierenden am Orte, des Kronprinzen. Daß diese Kreise englischen Auffassungen, wenn sie sich in befreundeter Form geltend machten, zugänglich waren, war menschlich natürlich: die Kronprinzessin, die verstorbene Frau Moltkes, die Frau des Generalstabschefs, späteren Feldmarschalls, Grafen Blumenthal, und die Frau des demnächst maßgebenden Generalstabsoffiziers von Gottberg waren sämtlich Engländerinnen.“

Der Kronprinz selbst wird wenigstens für die gegen die Beschießung von Paris vorgebrachten Einwände nicht persönlich verantwortlich gemacht. Moltke und Blumenthal haben ja auch beide die Verantwortlichkeit auf sich genommen, während Roon und Bismarck damals noch völlig d'accord waren.

In der Zeit nach dem französischen Kriege ist der Darstellung der „Gedanken und Erinnerungen“ ersichtlich daran gelegen, das Verhältnis zwischen Kanzler und Kronprinz als ein im wesentlichen nicht mehr gestörtes erscheinen zu lassen.

Aus der Staatsratsitzung (am 5. Juni 1878) nach dem Nobilingischen Attentat unter dem Vorsitz des Kronprinzen wird die Gegenfäglichkeit der Mehrzahl der Minister ausdrücklich konstatiert,

derselben aber das unerschütterliche Vertrauen des Kronprinzen zu dem Ministerpräsidenten gegenübergestellt (S. 186—187): „Ich war sicher, daß der Kronprinz, auch wenn alle meine Kollegen anderer Ansicht gewesen wären, die meinige annehmen werde, abgesehen von der Zustimmung, die ich unter den 20 oder mehr zugezogenen Generalen und Beamten, wenigstens bei den ersteren, fand.“

Das Vertrauen Bismarcks auf den Kronprinzen hebt sich in dieser Zeit um so leuchtender ab, da jener damals an eine „Verständigung“ verschiedener Parteiführer zum Zwecke seiner Nachfolge glaubte, wobei dieselben sich gleichzeitig auf beide Höfe gestützt hätten (S. 188): „Diese Verständigung bedingte ein ähnliches Aggregat wie in dem Ministerium Gladstone zwischen Liberalismus und Katholizismus. Der letztere reichte durch die nächsten Umgebungen der Kaiserin Augusta, einschließlich des Einflusses der „Reichsglocke“, des Hausministers von Schleinitz, bis in das Palais des alten Kaisers; und bei ihm fand der Gesamtangriff gegen mich einen tätigen Bundesgenossen in dem General von Stosch. Derselbe hatte auch am Kronprinzlichen Hofe eine gute Stellung, teils direkt durch eigenes Talent, teils mit Hilfe des Herrn von Normann und seiner Frau, mit denen er schon von Magdeburg her vertraut war, und deren Übersiedlung nach Berlin er vermittelt hatte.“

Gerade bei dem Blick auf diese gegensätzlichen Einwirkungen ist es jedoch doppelt lehrreich, wie Fürst Bismarck sich des vollen Vertrauens des Kronprinzen bewußt ist. Er kommt später sogar noch einmal auf die Ministerkombinationen von 1878 zurück und schließt die einschlägige Betrachtung damit ab, daß er gerade bei diesem Anlaß nachdrücklich konstatiert: „Die ganze Kombination hatte damals keinen Erfolg, weil weder der König noch der Kronprinz dafür zu gewinnen waren. Über die Beziehungen des letzteren zu mir waren die strebenden Gegner damals wie später 1888 stets falsch unterrichtet. Er hatte bis an sein Lebensende daselbe Vertrauen zu mir wie sein Vater, und die Neigung, es zu erschüttern, erreichte

bei seiner Gemahlin niemals dieselbe kampfbereite Entschiedenheit wie bei der Kaiserin Augusta, die sich auch in der Wahl der Mittel freier bewegte.“

Während der Kronprinz die Regentschaft führte, galt es auch im Kreise der deutschen Fürsten als eine selbstverständliche Voraussetzung, daß nach der Wiederherstellung des Vaters doch eine Mitregentschaft des Sohnes erhalten bleiben werde. Die Einflüsse, die dies verhinderten, sind „beichtväterlicher“ Art gewesen und gehören demzufolge in den Zusammenhang der Kirchengeschichte. Wie weit Fürst Bismarck die Durchkreuzung jenes Planes unterstützt hat, muß dahingestellt werden. Für die Maßnahmen der nachfolgenden Zeit aber trifft den großen Kaiser in der Tat persönlich keine Verantwortung mehr. Daß die frühere Initiative nunmehr fehlte, geht beispielsweise aus den Herrmannschen Tagebüchern hervor. Die Bismarckschen Aufzeichnungen verzeichnen nur die eine bemerkenswerte Tatsache, daß die Kapitulation vor der Kurie dem Kaiser aufs äußerste zuwider war, und daß er sich nur ungerne in das gefügt hat, was Bismarck bei dem Rückblick auf jene Zeit selbst als „Gegenreformation“ kennzeichnet.

An dieser Stelle kann jedoch mit Bezug auf die Beendigung des Kulturkampfes wieder nur beiläufig bemerkt werden, daß Kaiser und Kronprinz über jene Kapitulation gleich dachten. Daß Fürst Bismarck schon früher einer anderen kirchenpolitischen Anschauung als sie beide zugetan war, hat das Wort des Immediatberichts über den kirchlichen Staatsstreich von 1870 zur Genüge dokumentiert: „Das Dogma von der Unfehlbarkeit war mir stets gleichgültig, Seiner Kaiserlichen Hoheit weniger.“ Aber auch diese Differenzen haben das ein für allemal festbegründete persönliche Vertrauen des Kronprinzen zu ihm nicht zu erschüttern vermocht. Einen interessanten Beleg gibt schon die Erzählung über den Verlauf einer Staatsrats-sitzung im Jahre 1884:

„Die ersten Staatsrats-sitzungen, denen ich nach seiner Wieder-

einberufung 1884 unter dem Vorsitz des Kronprinzen beistand, machten nicht nur mir, sondern, wie ich glaube, allen Teilnehmern einen geschäftlich günstigen Eindruck. Der Prinz hörte die Vorträge an, ohne ein Bedürfnis, die Vortragenden zu beeinflussen, zu erkennen zu geben.“

In der weiteren Erzählung wird dann noch zur Haltung des Kronprinzen bemerkt, daß er im Sinne der Versammlung handelte, indem er gerade die Herren von Zedlitz-Trütschler und von Mioni zu Referenten bestellte.

Vor allem aber sind es die Ausführungen des 33. Kapitels, welche mit noch größerem Nachdrucke diejenigen des 26. wiederholen. Wir ziehen daher auch diesen letzten Rückblick in dem unvollendet gebliebenen Schlußkapitel hier ebenfalls mit herein:

„Im Sommer 1848 hatte ich zuerst Gelegenheit, dem damals 17jährigen Herrn bekannt zu werden und Beweise persönlichen Vertrauens von ihm zu erhalten. Letzteres mag bis 1866 gelegentlich geschwankt haben, erwies sich aber als fest und offen bei Erledigung der Danziger Episode in Gastein 1863. Im Kriege von 1866, insbesondere in den Kämpfen mit dem Könige und den höheren Militärs über die Opportunität des Friedensschlusses in Nikolsburg, hatte ich mich eines von politischen Prinzipien und Meinungsverschiedenheiten unabhängigen Vertrauens des Kronprinzen zu erfreuen. Versuche, es zu erschüttern, sind von verschiedenen Seiten, die äußerste Rechte nicht ausgeschlossen, und unter Anwendung verschiedener Vorwände und Erfindungen gemacht worden, haben aber keinen dauernden Erfolg erreicht; zu ihrer Vereitelung genügte seit 1866 eine persönliche Aussprache zwischen dem hohen Herrn und mir.“

Schließen wir noch an, daß dem Rückblicke auf die Stellung des Kronprinzen zu Bismarck persönlich eine ähnliche Betrachtung mit Bezug auf die Kronprinzessin sich anschließt. Die in der That gründlich verschiedenen Ausgangspunkte werden so wenig verschwiegen wie die späteren Differenzen in den russisch-englischen Fragen. Aber

die ganze Betrachtung schließt mit den unzweideutigen Worten: „Auch bei ihr bestand die Überzeugung, daß meine Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege.“

Seit der ersten Erwähnung der Kronprinzessin bei der Erzählung über das Zusammentreffen mit ihren Eltern in Paris 1857 ist die hohe Frau — in denkwürdigem Gegensatz zu ihrer überall, wo es nur eben anging, hereingezogenen Schwiegermutter — fast nur in diesem Schlußkapitel berücksichtigt. Eine Ausnahme macht eigentlich nur der Bericht über den Vorfall, daß Stephan während des französischen Krieges sich in einem untergeordneten Punkt der Kronprinzessin gefällig erweisen wollte, und der Kaiser darüber verstimmt war (II S. 309—10): „Herr von Stephan hatte an seine Untergebenen ein amtliches Zirkular gerichtet, in dem er die Besorgung von gewissen Blättern für alle Armeelazarette in Frankreich anbefahl und zur Motivierung dieses Befehls auf Wünsche Ihrer K. H. der Kronprinzessin Bezug nahm. Bieweit er dazu berechtigt war, weiß ich nicht; wer aber den alten Herrn kannte, wird sich seine Stimmung denken können, als dieser postalische Erlaß durch Militärbefehle zu seiner Kenntnis kam. Die Farbe der empfohlenen Blätter allein hätte genügt, um Stephan bei Wilhelm I. in Ungnade zu bringen; noch verstimmender aber wirkte die Berufung auf ein Mitglied der königlichen Familie, und gerade der Frau Kronprinzessin. Ich stellte den Frieden mit Sr. Majestät her.“

Der hier erzählte Vorgang ist um so charakteristischer, wo auf den bloßen Wunsch der Kaiserin Augusta es dem Vorsitzenden der katholischen Abteilung des Kultusministeriums, Geheimrat Krähig, sogar erlaubt gewesen war, amtliche Aktenstücke des Ministeriums an Ausländer auszuleihen.

Auf die in der gleichen Erzählung angedeuteten inneren Verhältnisse in dieser Zeit in der königlichen Familie können wir in einem Zusammenhang, in welchem es sich nur um die Beziehungen zwischen Kanzler und Kronprinz handelt, nicht eintreten. Ebenso-

wenig ist hier der Ort, das furchtbare Martyrium auch nur einigermaßen zu schildern, welches die Jahre 1878 bis 1888 für den der Mitregentschaft enthobenen Thronfolger eingeschlossen haben. Es gehört vielmehr auch dieses Kapitel in den allgemeinen Zusammenhang der Kirchengeschichte. So sei nur noch kurz erwähnt, daß bei der Abfassung der „Gedanken und Erinnerungen“ dem Fürsten Bismarck sichtlich daran gelegen war, die Verantwortlichkeit für jene Zeit so viel wie möglich von sich abzulenken. Vgl. die Bemerkungen S. 306 über den Plan einer vorher geheim zu haltenden Operation des erkrankten Kronprinzen (Mai 1887); sowie S. 307 mit Bezug auf die Verfügungen vom 19. März und 27. Mai, welche die Stellvertretung des Prinzen Wilhelm für das Reich und für Preußen anordneten. Dagegen darf die sogenannte Battenberger Frage wenigstens nicht völlig unberücksichtigt bleiben. Doch mag die Bemerkung genügen, daß man wie in allen großen Staatsaktionen so auch in der Behandlung dieser Frage durchaus auf der Seite des unerseßlich gebliebenen Staatsmannes stehen und darum doch die Art beklagen kann, wie seine Preßlataien den Feldzug gegen eine wehrlose Frau geführt haben. Daß die Erinnerungen an diese Zeit in dem Heimatlande der Kaiserin Friedrich einen trüben Nachhall hinterlassen haben, ist doch in der That nicht zu verwundern.

Anhang zu B, III.

a) Ernst Curtius und sein fürstlicher Schüler.

Wer das Verhältnis zwischen Kanzler und Kronprinz im Zusammenhang überschauen will, wird sich stets wieder auf die verhängnisvollen Folgen der „Danziger Episode“ hingewiesen sehen. Dagegen wäre es ein schwerer Irrtum, wenn man für das persönliche Verhältnis zwischen beiden Kaisern ebenfalls dort den Ausgangspunkt nehmen wollte. In dieser Beziehung wird in vollem Gegensatz dazu stets bei dem Antritt der Regentschaft, als dem Beginn der „neuen Ära“, eingesetzt werden müssen. Wir sind glücklicherweise in der Lage, in die innersten Empfindungen des Sohnes dem Vater gegenüber bei diesem Anlaß hineinzublicken zu können: durch den liebe- und lebensvollen Brief, welchen der Kronprinz bald darauf seinem Lehrer Curtius schrieb. Indem wir daher diesen Brief (vom 8. Januar 1859) im Wortlaut aufnehmen, gibt er uns zugleich Anlaß, die in Curtius' Lebensbild mitgeteilten Daten aus dem Leben Kaiser Friedrichs denjenigen der „Gedanken und Erinnerungen“ ergänzend gegenüberzustellen.

Der oben citierte Brief lautet folgendermaßen:

„Hatte ich auch schon manchen ernsten Blick in das Leben tun können, bei welchem treu meinende Herzen und Ratschläge mich geleiteten, so war das Erleben der Ereignisse des Regenschaftsantritts meines teuren Vaters und alles das Ernste, Gewichtige, was jene Handlung einleitete und ihr folgte, von ganz anderer Art, an der Seite meiner heißgeliebten Gattin. Der Friede und die selige Beruhigung, die

ich stets in meiner Häuslichkeit fand, wenn gewaltige Eindrücke von außen mich bewegten, sind Güter, die ich nicht schildern kann. Ferner empfand ich unendliches Glück in dem großen Vertrauen, mit welchem mein Vater sowohl während der Vorbereitungen zur Regentschaft als auch während der ganzen Zeit nachher und so unausgesetzt mich in alle Verhältnisse einweihete. Sonach hat denn meine Teilnahme an den Beratungen des Staatsministeriums für mich eine doppelt wichtige Bedeutung, und zeigt schon dieser Umstand, daß die Wege, die in einem geordneten Staatswesen gewandelt werden müssen, sogleich betreten wurden. Es freut mich, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie von der Ansprache meines Vaters an die Minister genaue Kenntnis haben, und jene Schrift ist wohl wert, recht bekannt zu werden, da sie mehr sagt, als hundert Zeitungsartikel zu definieren vermöchten. Übrigens müssen Sie noch wissen, daß niemand vorher jene Ansprache kannte und mein Vater sie nicht vierundzwanzig Stunden vor jener Sitzung niederschrieb. Ich hatte schon früher an der Seite meines Vaters manchen wichtigen Augenblick erlebt, aber den, als er den Thron vor versammeltem Landtage zum ersten Male bestieg, wie auch den jener Anrede vergesse ich in meiner Sterbestunde nicht.

Die kuriose Aufregung bei uns, welche den Wahlen voranging, überraschte mich. Konnte man auch erwarten, daß die Veränderungen in den Verwaltungsprinzipien viel günstiges Aufsehen machen würden, so dachte doch niemand an so unsinnig ultraliberalistische Bewegungen, wie wir es gehört haben. Hoffen wir jedoch, daß nach nunmehr eingetretener Beruhigung der Mittwoch zu eröffnende Landtag durch seine Haltung beweisen wird, daß er weiß, wie angesichts des gespannten aufmerksamen Europas die Bahnen des Vaterlandes besonnen gewandelt werden müssen! Die Wahlen sind im allgemeinen dem Ministerium günstig, und letzteres, enig und wahr in sich, ist voll Mut und Zuversicht. Der Fürst von Hohenzollern gibt dem deutschen Fürstenvolk ein Beispiel wie selten jemand, und möge er bald viele

Nachahmer finden, die einsehen, daß auch auf dem Gebiete der Verwaltung ein nachgeborener Fürst seinem Lande nützlich sein kann. Überhaupt bin ich stolz darauf, daß bei uns zwei Mitglieder unseres Hauses mit Beispielen vorangehen, wie sie nicht häufig in solchen schwierigen Verhältnissen vorgekommen sind, und gibt es gewiß keinen gut Denkenden, der nicht meinen Vater mit wahrer Befriedigung anblickt.“

Verbinden wir mit diesem Rückblick in den Beginn der „neuen Ära“ nun noch eine kurze Übersicht über die Ergebnisse der Curtius-Biographie für das Lebensbild seines fürstlichen Schülers!

Jeder, der die Berührungen des jungen Hauslehrers mit der regierenden Familie zusammenzustellen sucht, sieht sich obenan auf den bekannten Akropolis-Vortrag des jungen Gelehrten am 20. März 1844 (S. 320) hingewiesen. Gleich der nächste Brief von Ernst Curtius an seinen Bruder Georg berichtet wie über diesen Vortrag, so über die ihm folgende Einladung zum Prinzen von Preußen, bei welcher sich die Prinzessin „sehr huldreich“ gegen ihn benahm. Am 28. Juni 1844 meldet er dann seinem Vater das ihm durch den Militärgouverneur General von Unruh gemachte Anerbieten, vom nächsten Winter an die Erziehung des Thronerben zu übernehmen. Damit verbinden sich die weiteren Daten vom 10., 13. und 22. Juli, sowie der Brief an Viktorine Boissonet vom 19. August mit einer Charakteristik der Prinzessin: nicht ohne Kritik der höfisch oberflächlichen Erziehung in Weimar, zugleich aber unter Betonung der ernststen Lebenserfahrungen, durch die sie gereift sei (S. 327). Im nächsten Winter werden dann der Antritt der Stellung und die ersten Eindrücke von dem jugendlichen Schüler dem Bruder Georg gemeldet. Dem anderen Bruder Theodor wird bald darauf eine politische Betrachtung über die Aufgabe Preußens in Deutschland zugesandt, worin wir wohl ein Echo der im prinzlichen Hause herrschenden Anschauungen erblicken dürfen.

Es war und blieb die Mutter, welche dem jungen Hauslehrer

besonders nahe trat. Weitere Briefe an Georg Curtius und Viktorine Boissonet beschreiben speziell das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn. Es fehlt anfangs nicht an Klagen über die Schwierigkeiten des Unterrichts (22. März 1845) und über die langsamen Fortschritte des Zöglings (9. Juni). Um so heller hebt sich die Beschreibung des Besuches des Prinzen in dem väterlichen Hause von Curtius in Lübeck ab. Georg von Bunsen, der schon bald nach dieser Zeit dem Kronprinzen besonders nahe getreten ist, hat den sprichwörtlich gewordenen „bürgerlichen“ Zug desselben in erster Reihe auf die in Lübeck empfangenen Eindrücke zurückgeführt. Diese schon 1845 mitgenommenen Eindrücke haben sich nämlich in der preußischen Umsturzzeit von 1848 noch bedeutsam verstärkt. Zu der Achtung vor der sich selbstständig regierenden Bürgerschaft gesellte sich der Respekt vor dem kräftigen holsteinischen Bauernschlag.

Unter den weiteren Briefen von Curtius bringen noch diejenigen an Schlözer und Kruse nicht unwichtige Daten. Seinen Eltern kann er dann am 3. November 1845 einen Brief der Prinzessin schicken, erzählt ihnen auch, wie ihr Sohn sich unter seinen Gespielen wohl zu fühlen beginne. In der näheren Umgebung tritt zugleich in derselben Zeit besonders Alexander von Humboldt hervor, der den jungen hellenistischen Lehrer auch zu seinem Vortrag über *Naxos* anregte. Die persönliche Stellung von Curtius zu seinem Zögling wird sodann von seinem Bruder Georg nach einem Besuch bei der prinzlichen Familie hübsch charakterisiert. Auch die folgenden Jahre vor der Revolution sind reich an intimen Charakterzügen. In noch höherem Grade gilt dies von der Zeit vor und nach der Revolution. Auch der spätere Rückblick auf die ganze Zeit seit 1844, welchen Curtius seinem früheren Schüler sendet, nachdem er die Berufung nach Göttingen angenommen (S. 486—489), ist ein interessantes Aktenstück, überdies in hohem Grade bezeichnend für die bausische Roheit, mit welcher das Kultusministerium von Raumer selbst in einem solchen Falle verfuhr.

Da jedoch über die gleichen Jahre eine Reihe von Quellschriften allgemeinsten Interesses vorliegen, beschränken wir uns nunmehr auf die Zusammenstellung der der Studienzeit in Bonn und der Reise nach Italien folgenden Briefe des Prinzen an den früheren Lehrer nach dessen Rücktritt aus seiner Lehrerstellung (November 1849).

Gleich aus den ersten Jahren hat das Lebensbild eine Reihe solcher Briefe aufnehmen können: aus dem Jahre 1850 diejenigen vom 24. März (S. 425), 15. August (S. 429) und 30. Dezember (S. 435); aus 1851 diejenigen vom 28. Januar (S. 438), 19. April (S. 442), 8. Juli und 10. August (S. 444), 8. Dezember (S. 447). Aus dem Anfang des Jahres 1852 ist der Brief vom 30. Januar (S. 451), dem im April eine längere mündliche Aussprache folgte; aus dem Jahre 1854 der Brief aus Rom vom 15. Februar (S. 472). In die gleiche Klasse mit den bisher verzeichneten Briefen können wir noch denjenigen vom 6. April 1855 stellen, welcher von dem ersten schweren Verlust im Familienkreise berichtet, dem Tode der schwesterlichen Jugendgespielin, der Prinzessin Charlotte von Meiningen.

Alle diese Briefe gehören gewissermassen noch der Bildungszeit an, haben insofern nur ein persönliches Interesse. Mit dem Jahre 1856 gewinnt aber gerade der Briefwechsel mit Curtius eine allgemeinere Bedeutung. Den Übergang machen die Mitteilungen über die Verlobung des Prinzen, die — unter den glücklichsten Auspizien vollzogen — ihm eine selten glückliche Häuslichkeit bereiten sollte, und seinem Volke ein ähnliches Vorbild fürstlichen Familienlebens, wie in den Tagen der Königin Luise.

Für die nachfolgenden Geschlechter sind Großmutter und Enkel von dem gleichen Martyrium verklärt, aus dem ungeahnter Segen für die Nachkommen erwächst. Aber das Leben beider ist voll der tiefsten Tragik. Um so wohlthuender berührt jeder neue Einblick in die ersten sonnigen Jahre, die dem Thronerben vergönnt waren, bevor der innere Konflikt in Preußen seine Schatten gleich sehr über den

Vater wie über den Sohn warf. Gerade die Briefe an Curtius sind für einen solchen Einblick unentbehrlich. An dieser Stelle müssen wir uns jedoch auf die Vervollständigung des Registers selbst beschränken.

Die Briefe vom 11.—13. Oktober 1856 und vom 15. Januar 1857 berichten aus der Zeit der Verlobung. Der Brief vom 20. Juli ist im Auftrag der Mutter aus Baden-Baden geschrieben. Es folgen dann zunächst Briefe vom 21. August und 3. Oktober 1857. Der letztere spricht zunächst den warmen Anteil aus, welchen der frühere Schüler am Tode des Vaters des alten Lehrers genommen hat. Damit verbindet sich aber die erste Nachricht über die nunmehr nicht mehr abzuleugnende schwere Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelm IV. Aus dem gleichen Anlaß hat auch Alexander von Humboldt nähere Kunde gegeben, und Curtius seinerseits beginnt am 29. Dezember 1857 dem Kronprinzen auch über die politische Lage zu schreiben. Daran schließen sich jedoch unmittelbar die Mitteilungen des letzteren über den Hochzeitstag und vor dem Einzug des jungen Paares in Berlin (S. 519—520). Nicht lange nachher kann das „Lebensbild“ den Bericht anschließen über den ersten Besuch, welchen Curtius dem kronprinzlichen Paare in seiner Häuslichkeit bringen durfte (30. März 1858). Aus der politischen Übergangszeit, während welcher der Prinz von Preußen vorerst nur die Stellvertretung des Königs führte, finden sich keine brieflichen Daten. Um so leuchtender hebt sich der Brief vom 8. Januar 1859 ab, den wir eben deshalb oben in seinem Wortlaut aufnahmen.

Können wir uns in den Fragen der Politik auf kurze Andeutungen beschränken, so bedürfen dafür die die kirchliche Stellung streifenden Briefe an Curtius noch der Vervollständigung. Scheuen wir daher einstweilen die trockene Form des Registers nicht, wo sie sich nötig erweist, um in das Studium der Quellen einzuführen und den künftigen Lesern eine selbständige Kontrolle der auf diese Quellen gestützten Darstellungen zu ermöglichen! Denn wer in die hohen

religiös-kirchlichen Ideale des Kronprinzen hineinblicken will, wird in alle Zukunft von diesen Briefen an seinen als treu erprobten Lehrer ausgehen müssen.

Der Brief vom 1. November 1863 aus Inverary geht auf die damaligen Wahlkämpfe in Preußen ein. Der Brief vom 10. Dezember konstatiert den (damals auch vom Kaiser geteilten) Gegensatz gegen die Bismarckschen Pläne in der schleswig-holsteinischen Frage. Aus den folgenden Jahren sind wenig briefliche Äußerungen mitgeteilt. Wir hören nur von einem Briefe aus Windsor vom 20. Nov. 1865. Aus dem Entscheidungsjahr 1866 findet sich wenigstens der — allerdings überaus inhaltreiche — Brief vom 8. Dez. (S. 579—583): mit dem Wunsch nach offenen Mitteilungen über die von der preußischen Bureaufkratie in den annectierten Ländern begangenen Fehlgriffe. Mit wie großem Ernst der Kronprinz dieser verhängnisvollen Ausbeutung des großen Moments für kleine Interessen nachging, darf auch für die Zeit nach 1866 aus Nassau und für die Zeit nach 1870 aus dem Elsaß bezeugt werden.

Im Jahre 1869 hat Curtius dem Kronprinzen am 30. Oktober nach Griechenland geschrieben. Daran reihten sich die regelmäßigen Briefe zu seinem Geburtstage am 18. Oktober, von denen aber nur ein einzelner mitgeteilt ist. Der Kronprinz seinerseits schrieb ihm nach der siegreichen Rückkehr des Königs am 18. März 1871.

Aus dem Jahre 1873 ist ein Brief vom 2. Januar mitgeteilt, während der Kur in Wiesbaden, nach der plötzlichen Erkrankung während der Fahrt vom Dresdener zum Karlsruher Hofe. Daran reiht sich aus demselben Jahre noch ein Brief vom 22. März. Aus dem Jahre 1874 liegen keine Briefe vor, aus dem Jahre 1875 nur derjenige vom 16. März über Curtius' griechische Geschichte, und aus dem Jahre 1877 einer vom 21. Febr. über das Abiturientenexamen des Sohnes. Zu Neujahr 1878 hat Curtius dem Kronprinzen über Praxiteles geschrieben.

Aus der entsetzlichen Zeit der Attentate ist ein Bericht vom

Juli 1878 erhalten, mit dem wichtigen Zeugnis des alten Lehrers: „Schön ist, wie Vater und Sohn einander jetzt so nahe stehen.“ Es ist dieses knappe Wort für das Verhältnis beider um so bedeutender, da die ergreifende Sylvesteraufzeichnung des alten Kaisers beim Abschluß des Schicksalsjahres zwar der Gemahlin und Tochter warmen Dank ausspricht, von dem Sohne aber, der inzwischen mit der größten Selbstverleugnung die Regentschaft geführt hatte, nicht redet.

Verzeichnen wir noch kurz, was über das letzte Jahrzehnt des frommen Dulders auf dem Throne berichtet wird! Wir finden noch Briefe vom 14. Okt. 1882, mit Bezug auf Curtius' Rede über den Beruf des Fürsten (neben einem Brief von Curtius an seinen Bruder aus dem gleichen Anlaß, und als helleuchtendes Gegenstück gegenüber einer der widerlichen Professorenänkereien); vom 18. Febr. 1887 (nach der silbernen Hochzeit); vom 25. April 1885 (nach dem Tode Geibels); vom 16. Juni 1886 (über Gustav Freytag). Aus dem Jahre 1887 sind die Briefe aus Potsdam vom 13. Juli und San-Remo vom 17. November. Nach der Rückkehr aus dem Süden hat der „Kaiser der 99 Tage“ noch von seinem Krankenlager aus an Curtius geschrieben am 2. April. Am 8. April 1888 hat dieser ihn zum letztenmal persönlich gesprochen.

b) Eine Lebensfreundschaft des Kronprinzen.

Von dem Curtius'schen „Lebensbild“ wenden wir uns noch einmal zu dem „Charakterbild“ von Georg von Bunsen, um aus dieser schon einmal benutzten Quelle noch diejenigen Daten zusammenzustellen, welche sowohl für die geschichtliche Beurteilung Kaiser Friedrichs im allgemeinen, wie speziell zur Ergänzung des von Fürst Bismarck gezeichneten Bildes von Wert sind.

Der ersten Erwähnungen des Kronprinzen ist schon oben ge-

dacht. Sie beziehen sich auf den Einfluß der Fürstin Wied auf den damals in Bonn studierenden Jüngling, und auf die mütterliche Freude und Fürsorge der Prinzessin von Preußen für ihren Sohn in Coblenz. Diese mehr beiläufigen Mitteilungen bilden zugleich den Ausgang zu der (wieder bereits oben berücksichtigten) prinzipiellen Ausführung über die einseitige Beurteilung der Prinzessin von Preußen in den „Gedanken und Erinnerungen“. Unmittelbar an diesen Exkurs schließt sich aber ein Bericht über eine englische Reise des Prinzen, auf welcher der damals vor seiner Doktorpromotion stehende und darum nur schwer abkömmliche Georg von Bunsen sein Begleiter gewesen ist. Als Beginn einer ungetrübten Lebensfreundschaft muß der Bericht seiner Tochter über diese Reise hier speziell herangezogen werden:

„Bei einer anderen Gelegenheit sprach sie (die Prinzessin) den Wunsch aus, mein Vater möge den Prinzen Friedrich Wilhelm während seines, trotz aller Kamarilla=Intriguen, stattfindenden Besuchs in England begleiten. „In der Zwischenzeit hätte sie mich, ihm auf jede Weise näher zu kommen und Einfluß auf ihn zu gewinnen.“ Obgleich diese Reise seine Dissertationsarbeit unterbrach, nahm er die Aufforderung an und war während des dreiwöchigen Ausfluges Führer und Begleiter des infognito reisenden Prinzen. Etwas später schreibt er (14. Sept. 1852): „Zu dem trefflichen Takt, der ihm zu allen Zeiten eigen war, hat sich eigenes Urteil hinzugebildet, wie es reinen Seelen gehört.“ Professor Max Müller beschreibt den vorzüglichen Eindruck, den der junge Hohenzoller in Oxford machte: „Rasch erfaßte er die Vorteile des englischen Universitätswesens, besonders was das Kollege=System und die direkte Unterweisung des Lehrers betrifft. Aber mit scharfem Blick erkannte er auch, daß es nützlicher ist an Beispielen zu lernen, als dieselben einfach nachzuahmen. Obgleich der Prinz damals noch ganz jung war, konnte er ab und zu ganz ernst sein. Tatsächlich liefen Gerüchte umher, sein Vater dächte daran, zugunsten des recht beliebten

Sohnes abzukanken, und der Gedanke, daß er möglicherweise bald berufen werden möge die Geschicke Preußens und Deutschlands zu leiten, war ihm anscheinend nicht fremd.“ Als Beispiel seiner liebenswürdigen Heimatsanhänglichkeit erzählte mein Vater, daß der Prinz bei der Besichtigung des stolz und herrlich gelegenen Windsor Castle ihm zugeflüstert hätte: „Babelsberg ist aber doch weit schöner, nicht wahr?“

Des Kontrastes zwischen den beiden fürstlichen Ballgesellschaften in Bonn, von welchen die eine nur aus dem rheinisch-westfälischen Adel bestand, während die zweite, welche eben der junge Prinz Friedrich Wilhelm gab, und zu welcher seine Eltern aus Coblenz erschienen, im besten Sinne des Wortes „gemischt“ war (S. 137) ist wieder bereits gedacht. Zu den weiteren Bonner Erinnerungen gehört (S. 139) die Aufführung des Gutzkowschen „Königsleutnant“, bei welcher Prinz Friedrich Wilhelm den Vater Goethe gab, der Prinz von Reuß (der spätere Botschafter) den Wolfgang, Georg von Bunsen die Titelrolle. Von der ebenfalls schon kurz erwähnten russischen Reise des Prinzen werden noch einige nähere Daten von Interesse sein: „Der Prinz Friedrich Wilhelm kehrte sehr spät von Petersburg zurück. Ich fand ihn sichtlich erstarrt. Der Dienst in seinem Regiment und mehr noch die letzte Strapaze in Rußland hatten ihm das männliche Aussehen gewonnen, das ihm in Bonn bei der sitzenden Lebensart noch fehlte. Oberst Fischer, den ich zufällig in Berlin traf, und der den Prinzen vor mir gesprochen hatte, trug mir besonders auf, Dir zu schreiben: „daß die Reise nach Petersburg gar nichts verändert habe, spurlos an ihm vorübergegangen sei.“ So erschien es mir auch bei der kurzen Audienz, die er mir gewährte . . . In Rußland hat er Schein und Wirklichkeit sehr wohl zu unterscheiden gewußt, also in fast allen Dingen, sogar im Manöverwesen, beinahe nur den ersteren entdeckt.“

Der Coblenzer Besuch, bei welchem der Sohn Bunsen den Prinzen bei der Lektüre eines Schriftstückes des Vaters traf, enthält

auch noch weitere belangreiche Besonderheiten. Wir glauben aber hierfür auf die Biographie selber verweisen zu sollen. Dagegen gehört von einem weiteren Coblenzer Besuch noch eine kurze Notiz hierher: „Sehr liebenswürdig sprach sich der Prinz (von Preußen) über die Verlobung seines Sohnes aus, welche ihm große Freude zu machen scheint. Durch ein seltenes Spiel des Zufalls fand (wie es sich nachher herausgestellt hat) das Gespräch der beiden Liebenden an demselben Tage (29. Sept. v. J.) in Balmoral statt, wo die Schwester in Coblenz dem Prinzen-Regenten (von Baden) das Jawort gab.“

Von besonderem geschichtlichen Wert erscheint vor allem ein Brief vom 23. März 1858 aus der Zeit der Erkrankung Friedrich Wilhelms IV.:

„Der König zerfällt so sehr . . . Sein Gedächtnis und die Fähigkeit, das ihm Vorschwebende in Worte zu fassen, ist so gering, daß man ihm die Sätze, welche er zur Begrüßung der Prinzess Royal sprechen wollte, in allen Ecken auf Tischen und Türen des Schlosses Bellevue anheftete, damit er sie im Vorbeigehen fortwährend sich einprägen könne. Die Königin hat einmal, als einer der Ärzte sich in den stärksten Ausdrücken über die „Schonungsbedürftigkeit“ des hohen Patienten geäußert hatte, zu jemand gesagt: — Wenn die Sachen so schlimm ständen, so würde sie sich entschließen müssen, alles daran zu setzen, daß der König der Regierung entsage; aber — zugunsten des Prinzen Friedrich Wilhelm; niemals zugunsten des Prinzen (und der Prinzessin) von Preußen!“ (S. 169). Es schließt sich daran eine längere Erzählung über die Begleitung des Prinzen Friedrich Wilhelm durch den rheinischen Oberpräsidenten Kleist-Neckow bis an, aber nicht über die westfälische Grenze, mit der Schlußfolgerung, der junge Prinz habe „jedemfalls als Mann von Ehrgefühl und beleidigter Sohn gehandelt“. Für die Einzelheiten muß jedoch wieder auf unsere Quelle verwiesen werden.

Aus dem Kriegsjahre 1866 sei ebenfalls noch eine Erzählung

eingeschaltet, welche für die damalige Übereinstimmung zwischen dem Kanzler und dem Kronprinzen von Bedeutung ist: „Ein anderer unvergeßlicher Moment war, während der König innerhalb des Tors von den fünfzig Jungfrauen begrüßt wurde, als man die fünf nebeneinander haltenden Reiter vor dem Tor auf den König wartend erblickte. Es waren: Bismarck (in seiner Landwehr-Kürassier-Uniform), Moltke, Roon, Voigts-Rehk und Blumenthal, also die geistigen Führer des Krieges. Der arme Bismarck war leichenblaß, wenn dieser Ritt nur nicht seine Krankheit verschlimmert . . . Die Amnestie kommt im rechten Moment und hat einen guten Eindruck hervorgerufen. Der Kronprinz hat dieselbe durchgesetzt und zwar, wie gesagt wird, erst am Nachmittag des 20. (S. 222).“ Es folgen dem noch weitere briefliche Mitteilungen aus der Vorgeschichte der Indemnität voll warmer Anerkennung der großen Eigenschaften Bismarcks (vgl. überhaupt S. 218/22 über die Friedensarbeit nach dem Kriege).

Zu dieser Friedensarbeit gehörte insbesondere auch die durch den Kronprinzen in die Wege geleitete, praktisch obenan von Georg von Bunsen durchgeführte Tätigkeit für den ostpreussischen Hilfsverein. Der Beginn derselben wird in einem Brief vom 23. Januar 1867 dahin geschildert (S. 227/8): „Am Donnerstag erhielt ich, sowohl als einunddreißig andere, die Aufforderung ein Komitee zur Linderung des Notstandes in den ostpreussischen Hungerdistrikten zu gründen, und die Einladung, mich am Freitag Abend im Palais einzufinden. Als ich ankam, frug mich der Adjutant, ob ich mich aktiv beteiligen wolle, statt nur meinen Namen zu geben. Ich konnte nicht nein sagen, auch wären meine Bedenken sehr nutzlos gewesen, denn gleich darauf erschien der Kronprinz mit seiner Gemahlin, und beim Vorbeigehen sagte er der Prinzessin, auf mich weisend, „das ist unser Schriftführer“. Dann eröffnete er die Verhandlung, und nachdem er zwei Anwesende aufgefordert hatte den Notstand und die Maßregeln des Staates zu schildern, beauftragte er Herrn v. Patow

mit dem Amt des Vorsitzenden und mich mit dem des Schriftführers. Wir haben mit dem Prinzen, als Ehrenvorsitzenden, bereits zwei, von $\frac{1}{2}$ 7 bis 11 Uhr dauernde Sitzungen gehabt und versuchen das Schiff „klar zu machen“. Es hat mich gefreut wahrzunehmen, daß ich während der Debatte öfters Gelegenheit hatte, dem Kronprinzen die Aufgabe erleichtern zu können“. Noch $1\frac{1}{4}$ Jahr, bis Pfingsten 1869 dauerte die Arbeit des „Hilfsvereins für Ostpreußen.“

Nach Beendigung der Arbeit folgte noch eine Bereisung des Landes, und ihr ein Bericht an den Kronprinzen über die dort vorgefundenen Zustände. Auf die damit verbundene Unterredung beider (S. 229/30) sei noch speziell verwiesen. Wir erwähnen daraus wenigstens eine kurze Mitteilung, die für das geschichtlich gebildete Urteil des Kronprinzen von Interesse ist:

„Er hegt eine warme Bewunderung für den ostpreußischen Charakter, sprach mit schlichter Offenheit seine Überzeugung aus, daß sein Großvater niemals den Entschluß gegen Napoleon sich zu erheben gefaßt hätte, wenn die Ostpreußen die Sache nicht selbst ergriffen und durch ihren ungestümen Drang ihn mit fortgerissen hätten.“

Von einer anderen wohlthätigen Einrichtung, welche sich auf die Initiative der Kronprinzessin zurückführte, berichtet S. 233/34: „Die Kronprinzessin ließ mir neulich durch einen Adjutanten sagen, sie hoffe, daß ich und andere Reichstagsmitglieder eine Petition, welche demnächst dort vorgebracht werden würde, unterstützen möchten. Die Petition beantrage die Gründung eines Gesundheitsamtes, das, mit kräftigen gesetzlichen Mitteln versehen, sanitäre Reformen durchsetzen könne. Ich antwortete dem Adjutanten, nur die umstehende Menge der Abgeordneten verhindere mich, ihn, den Überbringer so froher Botschaft, zu umarmen. Natürlich müssen wir uns ernstlich bemühen, der Sache eine möglichst praktische Form zu verleihen; denn Bureaufkratismus, Beschränktheit und die verlebte Eitelkeit derjenigen, welche, dank der bereits bestehenden Gesetze, eigentlich für

diese Angelegenheiten hätten Sorge tragen müssen, werden gegen uns ins Feld ziehen. Ohne den geringsten Zweifel gibt es Geschrei über die Verletzung der individuellen Freiheit, ohne Zweifel werden gelehrte Dissertationen ausführen, wie vortrefflich der Mensch auch ohne frische Luft und dergleichen gedeiht.“

Von politischer Wichtigkeit ist auch noch die briefliche Erzählung S 257: „Am 2. Januar (1873) sah ich den Kronprinzen . . . Zu meiner großen Freude kam er sofort auf die Politik zu reden. Ich nahm mir die Freiheit zu bemerken, „daß nur seine Krankheit (der hohe Herr befand sich in Wiesbaden zur Kur) ihn verhindert habe, die Ministerkrise zu beeinflussen. Denn es ist weit mehr das Preußen Euerer Königlichen Hoheit, als das Preußen des Königs, welches durch diese Kreisordnung umgemodelt werden soll.“ Aber, ohne daß er klagte, ließ der Prinz durchblicken, wie man ihn aus dem Spiel gelassen habe, wie er die Vorkommnisse nur aus den Zeitungen und durch gelegentliche Briefe seiner Bekannten (das Wort Freund gebrauchte er keinmal) erfahren habe. Da er aber mit berechtigtem Stolz zugab, damals in Versailles zur Errichtung des Reiches beigetragen zu haben, ließ er indirekt meine Äußerung doch zu.“

Bald nachher sind dann die Zeiten gekommen, wo der Kronprinz einen Vorwurf darüber hinnehmen mußte, seinen treuen Jugendfreund in Gesellschaft freundlich begrüßt zu haben. Er hat (ebenso wie seine Mutter) auch dieses Opfer vertraulicher Freundesausprache zu bringen gehabt. Daß das innere Vertrauensverhältnis dadurch nicht beeinträchtigt wurde, beweist ein Bericht aus dem Jahre 1887, den die Verfasserin mit den Worten einleitet: „Obwohl mein Vater den Kronprinzen nicht oft sah, schenkte dieser ihm stets, kamen die seltenen Gelegenheiten, das alte Wohlwollen und Vertrauen.“ Den Beleg dafür bringt ein etwas älterer Brief vom 30. August 1881 an den Bruder Theodor über den „wunderbar glücklichen Tag in Coblenz“: „Ich fuhr mit dem Kronprinzen in

seinem adytum von Coblenz bis Köln im vertrautesten Gespräch, auch über politische Dinge, das ich seit Jahren mit ihm oder mit irgend jemand gehabt habe. Seine Herzengüte übersteigt jede Erwartung.“

Unmittelbar darauf folgen aber schon einige wenig bekannt gewordene Daten über den Beginn der traurigen Leidenszeit: „Am 25. November 1887 schrieb er Herrn von Behr: „Wie ein Alp lastet die Sorge um den lieben Herrn auf unserem Gemüth.“ Zur selben Zeit an Frau von Stockmar aus England: „Hier zu Lande ist eine Liebe sondergleichen dem hohen Patienten erwachsen. Nicht die Gesellschaft allein, über deren Empfindungen Lord Arthur Russell und andere berichtet, nein, auch das Volk empfindet für unseren Kronprinzen die innigste Teilnahme, redet von nichts anderem, bewundert die heldenhafte Geduld und Sanftmuth, fürchtet zitternd in ihm einen Freund alles Guten zu verlieren.“ — Am 1. Dezember 1887 an seine Schwester Francis: „Kürzlich schrieb mir Frau von Stockmar einen Brief ab, den sie von der armen Kronprinzessin mit der Weisung, ihn mir mitzuteilen, erhalten hatte. Es war ein bedeutender Brief, zeigte ihre große Geistes- und Willensstärke . . . Meine sehnlichste Hoffnung geht dahin, daß ihm noch eine gewisse Anzahl von Jahren, ja wären es selbst Monate, zuerteilt werden möge, damit er einige seiner langgehegten, ausgereiften Gedanken verwirklichen könne. Es wäre ein großes Glück für das Land, wenn man einsehen lernte, daß noch andere Grundsätze mit Vaterlandsliebe und gesunder Politik vereinigt werden können. — Merkwürdig ist, was Bismarck vor etwa sechs Wochen Herrn Friedberg, unserem Justizminister, sagte. Dieser war früher ein Vertrauter des Kronprinzen, ist noch immer sein Freund, wenn auch schon längst nicht mehr liberal. Bismarck klagte: Nachts kann ich nicht schlafen. Die Möglichkeit, daß der Kronprinz sterben könnte, läßt mir keine Ruhe . . . Natürlich kann man ausrufen — reine Komödie. Aber ich glaube, daß es aufrichtig gemeint ist.“

Mit Bezug auf den festen Entschluß Kaiser Friedrichs, Fürst Bismarck im Amte zu erhalten, stimmt auch das Zeugnis Bunsens mit dem Bismarcks selbst überein (S. 307). Zum Belege dafür dient schon ein Brief aus dem Jahre 1883 an Sir Grand Duff: „Was Bismarck anbetrifft, bin ich sicher, daß seine Dienste, so lang er dienen kann, in Anspruch genommen werden.“ Aber auch noch am 17. März 1888 heißt es in einem anderen Briefe: „Bismarck wird den neuen Herrn so finden, wie er mir 1868 sagte, daß er ihn während des Oesterreichischen Feldzuges in Nikolsburg gefunden hatte: „den einzigen vernünftigen Menschen der ganzen Gesellschaft.“

Aus der kurzen Regierung Kaiser Friedrichs darf die Opposition Fürst Bismarcks gegen die von dem Kaiser beabsichtigten persönlichen Auszeichnungen (im Grunde damals die einzige Prerogative, welche der Krone noch dem Ministerium gegenüber geblieben war) für Forckenbeck, Virchow und Bunsen nicht verschwiegen werden. In die beiden ersteren hat sich Fürst Bismarck gefunden, nachdem eine unpolitische Motivierung ihrer Verdienste für die Kommune und für die Wissenschaft gefunden worden war. Auf diejenige von Bunsen hat der Kaiser verzichten müssen.*)

*) Auf der Grundlage der teils hier, teils nachher in den „Erinnerungen“ angeführten Daten baut sich § 43 des fünften Bandes meines kirchengeschichtlichen Handbuchs auf: Das Martyrium des ersten deutschen Kronprinzen.

C. Die Wandlung in der Kirchenpolitik Kaiser Wilhelms I.

Die Randglossen zu den Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen“ haben mehrfach im einzelnen zur Kritik werden müssen, besonders was das Urteil des alle seine Zeitgenossen überragenden Mannes über andere angeht. Gerade diese kritisch-historische Methode aber hat den Wert des Werkes doppelt heraustreten lassen, indem sie zugleich die Notwendigkeit der Ergänzung durch andere Quellen in Betracht ziehen lehrt. Auch die folgende Untersuchung ist von einer solchen Kritik aus zu weiterer Begründung einer der bedeutendsten Thesen Bismarcks geführt worden.

Seine Bemerkungen über die Ursachen des Sturzes des Ministers Falk zeigen in einem einzelnen Punkte, daß er über denselben nicht genau orientiert war. Er drückt sich nämlich dahin aus: „Aus den Vorgängen, die für seinen Sturz entscheidend wurden, ist mir erinnerlich, daß es die Streitigkeiten mit dem Oberkirchenrat und den ihm nahe stehenden Geistlichen waren, welche den Bruch mit Seiner Majestät herbeiführten.“ Diese These ist insofern irrig, als es gerade die Gegner des Oberkirchenrates gewesen sind, die den Kaiser gegen Herrmann und Falk einzunehmen verstanden. Man sieht auch hier wieder deutlich, daß die inneren Angelegenheiten der evangelischen Kirche dem Manne, welcher mit dem Papste als ebenbürtiger Gegner zu verhandeln liebte, völlig unbekannt waren. Nichtsdestoweniger aber ist sein allgemeines Urteil auch in dieser Frage durchaus zutreffend. Der

Minister Falk ist in der Tat — ebenso wie vor ihm Herrmann — der Hofpredigerpartei, speziell dem Beichtvater des Kaisers erlegen. Die Vorbedingung zu seinem Sturz aber war eben der Sturz Herrmanns. Die weitere Folge ist dann der Sturz Bismarcks selber gewesen. Dem letzteren aber wird die Nachwelt neben allem anderen auch zum Dank verpflichtet bleiben für die Konstatierung der Tatsache, daß „aus der Zuspitzung der Entwicklung des vorhandenen Streitmaterials gegen Falk sich die Gegenwirkung geschickterer Hände und feinerer Arbeit erkennen ließ, als den formellen Ratgebern des Kaisers in seiner Eigenschaft als summus episcopus eigen war.“

In dem einschlägigen Abschnitt des Handbuchs sind die verschiedenen Stappen des erschütternden Dramas in Verbindung mit einander gebracht worden. Denn auch die anderen auf das gleiche Drama bezüglichen Enthüllungen bilden im Grunde nur eine fortlaufende Ergänzung zu denjenigen, welche wir Bismarck verdanken. Wir denken dabei natürlich nicht an das Gerede der (heute so, morgen so inspirierten) offiziellen Presselakaien in der politischen und kirchenpolitischen Presse, sondern an die Zeugnisse unabhängiger Männer. Obenan stehen darunter gerade die desjenigen Mannes, der nicht nur Herrmann und Falk gestürzt, sondern auch zum Sturze Bismarcks neben Windthorst das Beste getan hat, des Oberhofpredigers und Schloßpfarrers Kögel. Die Biographie Kögels ist deshalb einem eigenen § (38) des Handbuchs zugrunde gelegt worden. Den in dieser Biographie mitgeteilten Briefen des Kaisers reihen nun aber die ihnen vorhergegangenen an den Präsidenten Herrmann sich merkwürdig an. Auch diese sind bereits in dem Handbuche in den Zusammenhang der Zeitgeschichte hineingestellt worden. Daneben müssen aber auch noch andere Quellen mit herangezogen werden. Da nämlich die Auflehnung Kögels und seines Gehilfen Hegel (Präsident des Brandenburger Konsistoriums) gegen Oberkirchenrat und Ministerium zunächst in dem Prozeß gegen Sydow und der sofortigen demonstrativen Ausnutzung dieses Prozesses durch Kögel

einsetzte, so muß bereits auf diese älteren Vorgänge eingehender zurückgegangen werden, als es in der Darstellung eines Handbuchs möglich war. Speziell die Abwendung des Kaisers von seiner eigenen früheren Anschauungs- und Handlungsweise datiert bereits von dem (die bisherige kirchenregimentliche Tradition umstürzenden) Moment der Absetzung und sofortigen Suspension Sydows durch die untere Instanz des Brandenburger Konsistoriums.

Erst aus den neuererschlossenen Quellen ist ersichtlich geworden, daß vor der Entscheidung des Oberkirchenrats, welcher der vom Konsistorium ausgegangenen Gewalttätigkeit pflichtgemäß entgegenzutreten mußte, eine persönliche Konferenz des Kaisers mit den zuständigen Persönlichkeiten stattgefunden hat.

Das Erste, was über diese früheren Vorgänge veröffentlicht ist, verdanken wir dem Anhang zu dem Bismarckschen Memoirenwerk. In dem dort mitgeteilten Brief des Kaisers vom 1. Juni 1877 heißt es nämlich: „Die Prediger Sydowsche Angelegenheit hat jetzt nach zwei Jahren die giftigsten Früchte gezeugt. Er wurde vom Oberkirchenrat gegen das hiesige Konsistorium freigesprochen, um ihn nicht zum Märtyrer zu stempeln, da ihm sonst nur noch mehr Anhänger zufallen würden.“

Die nähere Erklärung für diese Rückbeziehung des Kaisers auf den früheren Vorgang findet sich in den (zuerst in meinem Handbuch veröffentlichten) Schreiben des Kaisers an Falk und Herrmann vom 31. Mai 1877: „Als ich mich im Konseil gegen diese Freisprechung entschieden aussprach.“

Was hier „Konseil“ genannt wird, ist ersichtlich die gleiche Beratung, welche in dem Briefe an Roon (Deutsche Revue, Dezember 1891) „Konferenz“ heißt: „Wie ich dieses in der Konferenz, die ich dieserhalb hielt, bestimmt vorausgesagt.“

In diesen — sämtlich in tiefer Gemütsregung abgefaßten — Schreiben sind verschiedene Irrtümer untergelaufen. Der Sydowsche Prozeß hat nämlich nicht zwei, sondern vier Jahre vor dem Hofbach-

schen gespielt. Schwerer noch fällt ins Gewicht, daß in dem ersteren überhaupt keine Freisprechung stattgefunden hat. Der Entscheid des Oberkirchenrats vom 5. Juli 1877 ist nämlich ausdrücklich dahin gegangen, „daß der Angeschuldigte aus Anlaß seines oftgedachten Vortrages disziplinarisch verantwortlich sei“, ist aber schließlich zu dem Ergebnis gekommen, daß „nur weil es an verschiedenen und sehr erheblichen Gründen der milderer Beurteilung nicht fehlte, eine andere Strafbestimmung“ am Platze sei.

Immerhin ist soviel zweifellos, daß ein „Konseil“ stattgefunden hat, worin der Kaiser für die Absetzung Sydows eingetreten war, aber dem, wie es scheint, einstimmigen Urteil der berufenen Ratgeber nachgab. Nun aber kam er, durch die neuen Vorfälle veranlaßt, ausdrücklich auf seine Mißbilligung des oberkirchenrätlichen Entscheides in dem Sydowschen Falle zurück. Die neueröffneten Quellen haben es daher für die historische Betrachtung unabweisbar gemacht, mit den sich auf Bismarck, Rögel, Herrmann zurückführenden Daten auch die Akten des Sydowschen Prozesses selbst zu vergleichen. Dieser Vergleich hat obenan die ältere Sydowsche Biographie als nicht weniger unentbehrlich wie die Rögelsche erkennen lassen. Ebenso unumgänglich dürfte es aber sogar für den sonst nicht kirchlich interessierten Geschichtsforscher sein, die Zwischenzeit zwischen dem Sydowschen und Hoßbachschen „Fall“ genauer ins Auge zu fassen.

Die nachfolgende Untersuchung hat somit diese verschiedenen Quellen miteinander zu verbinden gesucht, um auch hierdurch den Unterbau für das im Handbuch niedergelegte geschichtliche Ergebnis zu festigen. Dort war zunächst die kirchliche Stellung der beiden ersten deutschen Kaiser in ihrer ursprünglichen Übereinstimmung gezeichnet, um dann der Reihe nach in Bismarck, Falk, Herrmann die in der großen Epoche der Begründung des Reiches führenden Persönlichkeiten auch als Träger der kirchlichen Neuorganisation je in ihrer Eigenart vorzuführen. Von ihnen mußte dann aber alsbald die

Darstellung zu denjenigen Faktoren übergehen, auf welche sich der nachmalige Umschlag im Sturze Herrmanns, im Sturze Falks und endlich im Sturze Bismarcks zurückführt. Die Anfänge dieses Umschlages datieren noch aus der Zeit vor den Attentaten. Die häufigen bitteren Ausfälle der „Gedanken und Erinnerungen“ gegen die Kaiserin Augusta haben sich darin als begründet erwiesen, daß die Kaiserin gerade in den damaligen Jahren die Stütze aller Gegner des Fürsten Bismarck und seiner Gehilfen gebildet hat. Neben und vor ihr aber hat die Spezialuntersuchung in dem Beichtvater Kögel denjenigen erkennen lassen, auf den sich die Wandlung in der Stimmung des Kaisers persönlich zurückführt. Mit Kögel zusammen hat Edwin von Manteuffel auch hier seine eigentümliche Kirchenpolitik getrieben.

Unsere jetzige Untersuchung hat also in diesem Punkte einzusetzen. Der weitere Gang der Dinge seit den jene Wandlung weiterführenden Attentaten muß an dieser Stelle außer Betracht bleiben. Denn wenn je das *principiis obsta* am Platze ist, so hier.

Es kommt eben doch in oberster Reihe darauf an, den großen Kaiser auch in dem Beginne dieser „Wandlung“ persönlich zu verstehen. Von seinen Prämissen aus hat er — nachdem einmal der Beichtvater ihm die entscheidende kirchliche Autorität geworden war — nicht anders handeln können, als er gehandelt hat. Auch in dieser Zeit trifft das an die Spitze aller einzelnen geschichtlichen Ergebnisse gestellte Urteil zu, daß er in allen Wechselfällen seines Lebens der gleiche gewesen ist. Aber es ist ein ander Ding, den Kaiser geschichtlich zu verstehen, oder es zu ignorieren, wie verhängnisvoll diejenigen Perioden seiner Regierung, in welchen er selbst seine ursprünglichen Ideale zurücktreten lassen mußte, nachgewirkt haben. Es ist dies gleich sehr bei der Untergrabung der politischen neuen Ara in der Zeit des inneren Konfliktes der Fall gewesen, wie bei derjenigen der eben ins Leben getretenen neuen Kirchenverfassung. Dieses letztere Ziel ist durch die überaus geschickt auf sein Gemüts-

leben berechneten Rezerprozesse in der evangelischen Kirche erreicht worden. In denselben hat aber zugleich die erste Ursache der nachmaligen Triumphe der päpstlichen Politik gelegen. Der Sieg der protestantischen Gegner Herrmanns ist somit der Ursprung aller der päpstlichen Siege geworden, die niemand weniger als der Kaiser gewünscht hat.

Suchen wir aber nunmehr das, was vom historischen Rückblick aus kaum genug beklagt werden kann, wenigstens pragmatisch zu verstehen! Ist doch dieses Verständnis die Vorbedingung dazu, daß jene traurigen Dinge, die wir heute zu beklagen haben, in der Zukunft vermieden werden können. Für den Kaiser ist der Entschluß der Trennung von Herrmann und Falk daraus erwachsen, daß das Vorgehen Hofsbachs und Kochhanns ihm als die unausbleibliche Folge des oberkirchenrätlichen Entscheides im Sydowschen Prozesse erschienen ist. Grund genug, um bei der nachfolgenden Spezialuntersuchung mit dem Rückblick auf diesen Sydowschen Prozeß zu beginnen. Dazu ist aber obenan nötig, daß, genau wie anderswo die Biographie Rögels, so hier diejenige Sydows allseitig fruktifiziert wird.

Der Vergleich beider Werke erweist sich als um so gewinnbringender, da die beiden sich nachmals als Machthaber und als Angeklagter gegenüberstehenden Persönlichkeiten manche verwandten Züge aufweisen. Überdies fällt auf die Wandlung in der kirchlichen Anschauungsweise des Kaisers gerade aus seinen früheren Verührungen mit Sydow ein überraschendes Licht. Der steifnackige Schüler Schleiermachers ist in der Zeit des beginnenden kirchlichen Konflikts bei dem ihm früher persönlich wohlgesinnten Kaiser ersichtlich in ähnlicher Weise diskreditiert worden, wie in der Zeit des politischen Konflikts mit dem Abgeordnetenhaus der Präsident Grabow. Grabow war mit seinen von der Linken als Grabowiten verhöhnten Anhängern solange wie möglich für vermittelnde Schritte eingetreten. Der Präsident der Kammer aber erschien dem König als der Führer der den Staat untergrabenden Opposition. Es wird noch manchem

in Erinnerung sein, wie der selbstlose Patriot deshalb nach dem böhmischen Feldzuge auf die Wiederwahl verzichtet hat. Genau ebenso ist Sydow während der Straßenherrschaft der Revolution persönlich aufs ärgste gefährdet gewesen. Aber das Konsistorium hatte ihn als denjenigen zu denunzieren verstanden, der den Märzgefallenen die Grabrede gehalten. So sah der Kaiser schließlich in ihm ebenso den persönlichen Gegner, wie in dem früher von ihm hochgeschätzten Georg von Bunsen, seitdem der letztere sich hinsichtlich der Notwendigkeit der Armee-Reorganisation unbelehrbar erwiesen.

Daß es sich bei dem Vorgehen gegen Sydow nicht um einen oberflächlichen Feuilletontheologen gehandelt hat, beweisen bereits die Zeugnisse sowohl auf dem Gymnasium wie bei der amtlichen Prüfung. Am 1. März 1822 ist Sydow als Lehrer am Kadettenhause angestellt worden, während er erst am 27. März 1827 zur Kandidatenprüfung kam, diese dann aber auch derart vorzüglich bestand, daß ihm die zweite Prüfung völlig erlassen wurde. Es müssen diese Daten deshalb genau angeführt werden, weil bei seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum das von Hegel geleitete Konsistorium mit Bezug auf dieselben dem gleichen „Falsches-Zeugnis-Reden“ verfiel, wie hinsichtlich seines Ordinationsgelübdes.

Da der terroristische Versuch der tumultuarischen Abjagung Sydows in dem einen Manne die ganze Schleiermachersche Richtung treffen sollte, geziemt es sich, auch aus Sydows theologischem Entwicklungsgange hier die wichtigsten Daten mit hineinzustellen. Der im besten Sinne des Wortes aristokratische, eben darum aber im Vergleich mit der massiven Orthodoxie zu wenig volkstümliche Zug des Schleiermacherschen Kreises läßt sich gerade bei Sydow durchweg beobachten. Von Jahn für das Turnen begeistert, war er doch von der demagogischen Seite in dessen persönlichem Auftreten abgeschreckt worden. Teils durch die Claudius'sche Familie, teils durch Tholuck in eine pietistische Durchgangsperiode hineingezogen, hat er sich gleich Rothe von den Einseitigkeiten des Pietismus emanzipiert, aus jener

Übergangszeit aber die erstaunliche Bibelkenntnis behalten. Die eigentümliche Theologie des Bremer Mendken hat auf Sydow eine ähnlich bleibende Anregung ausgeübt wie auf Kittschl. Dagegen hat der Rausch des damaligen Hegelschen Monismus ähnlich abkühlend auf ihn gewirkt, wie später derjenige des ebenfalls monistischen Naturalismus. Von außertheologischen Beziehungen gedenken wir noch des Jugendverhältnisses zu Koon und des späteren engen Verkehrs mit dem Oberpräsidenten von Bassewitz.

Bei der Charakteristik Kögels hat — ähnlich wie bei derjenigen Fliedners — das besondere Verhältnis betont werden müssen, in welchem der evangelische Teil sowohl der Bevölkerung Posen's wie der westlichen Provinzen sich der hohenzollernischen Dynastie gegenüber befindet, welcher er nach langer Unterdrückung seine Religionsfreiheit verdankte. Das gleiche Gemütsverhältnis der königlichen Familie gegenüber hat aber auch bei Sydow stattgehabt. Von der Königin Luise hat er noch persönlich unvergeßliche Eindrücke empfangen. Das Unglücksjahr 1806 hat in ihm schon als Knaben die gleiche Empfindung gezeitigt, wie bei Scharnhorst und Boyen. Die Heimsuchungen des Jahres 1812 haben seine Familie schwer in Mitleidenschaft gezogen. In ihrer Folge hat er früh den Vater verloren. Bei dem Beginn des Freiheitskrieges hat er sich trotz seiner Jugend bemüht, als Freiwilliger miteintreten zu können.

Zu diesem allgemein patriotischen Gefühl gesellten sich schon verhältnismäßig früh persönliche Beziehungen gerade zu der königlichen Familie. Und speziell der spätere Kaiser Wilhelm hat, ebenso wie sein Vater, in dieser früheren Zeit zu Sydows ausgesprochenen Gönnern gehört. Schon seine Anstellung bei dem Kadettenkorps war (im Gegensatz zu dem ihm damals persönlich wohlwollenden Konsistorium, welches aber in diesem Falle einen anderen älteren Kandidaten portiert hatte) auf eine Immediateingabe des Generals von Brause durch Friedrich Wilhelm III. persönlich erfolgt. Als Sydow im Jahre 1836 zum Hof- und Garnisonprediger in Potsdam

ernannt wurde, hat wieder der König, welcher öfter in der Berliner Garnisonkirche sein Zuhörer gewesen war, ihn den anderen Bewerbern vorgezogen. Von ganz besonderem Interesse für den späteren Rückblick ist daneben jedoch das Zeugnis des damaligen Prinzen Wilhelm. Derselbe berichtet nämlich (als derzeitiger Kommandeur der ersten Garde-Division) unter dem 7. November 1836 über die am Tage vorher gehaltene Gastpredigt: der Ausfall habe ganz den Erwartungen entsprochen, die er in dieser Hinsicht von dem Prediger gehabt habe; der Ruf, den derselbe sich als Geistlicher und Redner auch in seiner früheren Stellung erworben, habe sich darin vollkommen bewährt. Er könne nur die Überzeugung aussprechen, daß er seine Anstellung für einen wahren Gewinn für die Militärgemeinde halte, wie er nach eingezogenen Erkundigungen pflichtmäßig versichern könne. Es wird dem Prinzen auch schwerlich unbekannt geblieben sein, daß eine Lieblingsbeschäftigung Sydows in seiner Potsdamer Zeit in der Vorbereitung geeigneter junger Männer auf das Offiziersexamen bestand.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. haben sich sofort engere Beziehungen zu dessen Nachfolger gebildet. Sydows Gedächtnisrede auf den verstorbenen König trug ihm ergreifende Dankesworte Friedrich Wilhelms IV. ein. Schon wenige Wochen später aber ist auch in sein Leben der scharfe Gegensatz hineingefallen, in welchen der neue Monarch von seiner Thronbesteigung an zu den bis dahin in Theologie und Kirche herrschenden Anschauungen trat. Die zweite Predigt, die er von Sydow hörte, hatte von der Notwendigkeit der Fortbildung der Reformationsgedanken gesprochen. Der König ließ ihm sein Mißfallen darüber ausdrücken. Sydow hat sich in einem eingehenden Schreiben gerechtfertigt, welches die noch im Greisenalter bewährte Überzeugungstreue schon in seiner Hofpredigerstellung befundet. Es lohnt sich, dieses ergreifende Zeugnis echt protestantischen Geistes in der Biographie (S. 55—67) im Zusammenhange nachzulesen. Dem Schreiben ist eine lange Unter-

redung gefolgt, welche natürlich die unüberbrückbare prinzipielle Gegensätzlichkeit nicht aus der Welt schaffen konnte, aber dem Könige doch von der persönlichen Bedeutung Sydows starke Eindrücke hinterlassen haben muß. Denn nicht lange nachher hat er ihn für die Verwirklichung seines (seit der Begründung des Jerusalemer Bistums zu weiteren Konsequenzen ausgebauten) Lieblingsplanes einer engeren Verbindung der preussischen mit der englischen Kirche zu gewinnen versucht. Sydow wurde von ihm gleichzeitig mit Otto von Gerlach (dem Bruder des Generaladjutanten und des Landgerichtspräsidenten) zum Mitglied einer nach England gesendeten Kommission ernannt, deren dortige Tätigkeit sich auf mehrere Jahre erstreckt hat, somit sogar eine längere Trennung von der eigenen Familie erforderlich machte.

Über die Arbeiten dieser Kommission hat Sydow regelmäßig Bericht an den Kultusminister Eichhorn gesendet. Er ist einer der Hauptmitarbeiter an Bunsens liturgischen Studien gewesen, hat aber den katholisierenden Charakter der englischen Liturgie als für die deutsch-kirchlichen Verhältnisse ungeeignet bekämpft. Um so größere Sympathie hat die Begründung der schottischen Freikirche bei ihm erweckt, an deren epochemachender Synodaltagung er persönlich teilnahm. Von dem größten Interesse für seine spätere Stellung zum Königshause sind jedoch die damals angeknüpften Beziehungen zum Prinzen Albert und zur Königin Viktoria geworden. Zu den Weihnachtsfesten von 1842 und 1843 in der königlichen Familie war er persönlich eingeladen. Nach seiner schottischen Reise hat Prinz Albert einen eingehenden vertraulichen Bericht über die dortige Kirchenfrage von ihm verlangt. Auf den ausdrücklichen Wunsch der Königin mußte er zu diesem Behuf seinen britischen Aufenthalt verlängern. Die Rückreise hat er dann mit dem Prinzen Albert zugleich als dessen Gast gemacht. Die fortdauernde Vertrauensstellung zu letzterem hat auch auf König Friedrich Wilhelm IV., der gerade in diesen Jahren besonders vertraut mit der englischen Königsfamilie

verkehrte, ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Achtung des Königs blieb ihm auch erhalten, obgleich er für die Reformenläufe der Provinzialsynode von 1844 und der Generalsynode von 1846 auf's lebhafteste eintrat. Die von letzterer vorgeschlagenen Reformen sind an der (erst durch die Veröffentlichung von Gerlachs Tagebüchern enthüllten) Bearbeitung des Königs durch den Generaladjutanten von Gerlach gescheitert. Sydow aber suchte nunmehr die unabhängigere Stellung, welche ihm als Nachfolger des älteren Hoßbach noch 1846 zu Teil wurde.

Aus der Potsdamer Tätigkeit glauben wir noch die dort im Winter 1840/41 gehaltenen 41 Vorträge über Glauben und Erkennen erwähnen zu sollen. Solche Vorträge sind damals eine neue Form der außeramtlichen pastoralen Tätigkeit gewesen. Sydow aber hat von da an stets ähnliche Vorträge auch in Vereinen (speziell für seine Lieblingschöpfung, die Frauenvereine der Gustav Adolf-Stiftung) gehalten. Der im Jahr 1872 mit einem Male zum Gegenstand der Anklage ausgesuchte Vortrag hat somit überaus zahlreiche Vorgänger gehabt, bei denen niemals an etwas derartiges gedacht wurde.

Der Geschichte Sydows in dem Revolutionsjahr ist schon oben in Kürze gedacht. Aber es lohnt sich, sowohl die Grabrede auf die Märzgefallenen im Wortlaut nachzulesen (S. 100—106), wie den Bericht über seine Tätigkeit in der Nationalversammlung, wo er mit seinem Freunde Jonas auf der Rechten saß, und über die gegen ihn gerichteten wüsten Pöbelangriffe (S. 110). Desgleichen möchte sich eine erneute Beachtung des 6. Kapitels über „kirchliche Wirksamkeit und Freundeskreis“ empfehlen. Wir lernen dort sowohl in Jonas, Eltester, Bischof den Kreis der älteren Freunde Schleiermachers näher kennen, wie die jüngeren Genossen in Thomas, Lisco, W. Müller, Richter. Zu dem § 29 des Handbuchs sind hier noch manche Illustrationen zu finden. Von persönlichem Interesse für Sydow ist das Urteil des im Handbuche in den Mittelpunkt ge-

stellten D. Krause über ihn (S. 116). Zu den Spezialitäten seiner pastoralen Tätigkeit gehörte es, daß er eine größere Zahl aufrichtig bekehrter Juden der evangelischen Kirche zuführte, als irgendeiner seiner Kollegen.

Seiner hervorragenden Amtstätigkeit ungeachtet hat schon in der Zeit des Höhepunktes der Reaktion der fünfziger Jahre (1853) ein Vorspiel des späteren disziplinarischen Vorgehens gegen Sydow stattgehabt. Das Lieblingsdogma der restaurierten Orthodoxie ist damals das vom persönlichen Teufel gewesen. Der gegen den darmstädtischen Prediger Ewald gerichtete Vortrag des Kandidaten Jäger über „Teufel, Erbsünde, Gottmensch“ zeigt schon in seiner Reihenfolge, wie dieses Dogma das eigentlich grundlegende geworden war. Sydow hat die derzeitige kirchliche Mode bekämpft. Seine darauf bezügliche Arbeit aber hat ihm schon damals einen „Verweis“ des Konsistoriums eingetragen.

Umgekehrt trat er als Vertrauensmann des Magistrats und der Stadtgemeinde bei der nationalen Schillerfeier 1859 in der bedeutendsten Weise in den Vordergrund. Ein denkwürdiger Zufall ergab sich jedoch bei dem gleichen Anlaß durch eine Differenz mit dem Prinzregenten. Durch Generalsuperintendenten Hoffmann hatte ihm dieser den Wunsch ausgesprochen, sich bei der Festrede nicht des Talars zu bedienen. Sydow erklärte, bei solchem Anlaß ebenso wenig wie der Offizier seine „Uniform“ ablegen zu dürfen. Er konnte sich dabei auf einen im Jahre 1844 am Hofe Friedrich Wilhelms IV. vorgekommenen, dem Regenten bekannten Vorfall berufen (vgl. die näheren Daten S. 132). Der Prinzregent hat seiner Einsprache nachgegeben. Es dürfte aber nicht unmöglich sein, daß diese früheren „Oppositionsgelüste“ in der Zeit der „Wandlung“ nachgewirkt haben.

Der Hauptgrund, warum wir an dieser Stelle auf die Biographie Sydows genauer zurückgreifen mußten, liegt jedoch eben in dem Prozeß, auf welchen sich diese „Wandlung“ zurückführt.

Aus welchen Gründen dies bei dem Kaiser persönlich der Fall war, wird hernach spezieller zu untersuchen sein. Und es wird sich dann zugleich darum handeln, was die evangelische Kirchenleitung der Zukunft sich von seinen Motiven anzueignen haben wird. Hier aber muß zunächst der Gang der Dinge selber ins Auge gefaßt werden. Für das Berliner Publikum lag durchaus nichts Ungewöhnliches in den Wintervorträgen, welche der Unionsverein stets in Form eines Zyklus veranstaltete. So ist es auch im Winter 1871/72 der Fall gewesen. Aber schon der Vortrag Liscos über das apostolische Glaubensbekenntnis hat durch die Erinnerung an dessen früheren Zusammenstoß mit Knaf einen neuen Sturm entfesselt. Von den einzelnen Stücken dieses Glaubensbekenntnisses hat sodann Sydow (am 12. Januar 1872) die Frage der Jungfrauengeburt zu behandeln gehabt. Die Nationalzeitung brachte darüber den üblichen knappen Bericht. Andere Zeitungen pflegten diesen (in verhältnismäßig kleinem Kreise gehaltenen, nichts weniger als aktuellen oder gar agitatorischen) Vorträgen überhaupt keine Beachtung zu schenken. Auf Grund jenes Berichtes forderte jedoch das Brandenburger Konsistorium Sydow zur Einsendung des Vortrages auf. Er erwiderte am 7. Februar, daß er frei gesprochen habe, aber bereit sei, für die Behörde das Gesagte nachträglich zu rekonstruieren. Das so entstandene Manuskript hat er dann am 24. Februar eingeschendet.

Bevor es aber noch zu einem Entscheid in dieser Frage kam, hatte das Konsistorium bereits Anlaß genommen, den angesehensten aller Berliner Geistlichen bei einer amtlichen Jubelfeier in einer Weise zu behandeln, welche bei keiner anderen staatlichen Behörde für anständig gegolten haben würde. Sydow feierte nämlich gerade am 1. März 1872 sein 50 jähriges Dienstjubiläum. Der Vorstand der Jerusalem- und Neuen Kirche hatte mit Genehmigung des Berliner Magistrats zu diesem Tage eine aus freiwilligen Beiträgen erwachsene Stiftung begründet. Zu dieser Stiftung versagte die Kirchenbehörde ihre Einwilligung. Daran schloß sich eine für den

Jubilar persönlich verleuzende Zeitungsnotiz, so daß er eine Berichtigung eintreten lassen mußte. Die weitere Folge davon war eine Anfrage des Konsistoriums, das in einer fast unglaublich erscheinenden Weise bei Sneathlage und ihm mit ungleichem Maße zu messen beliebte. Trotz der Einsendung der offiziellen Nachweise über die vor 50 Jahren erfolgte staatliche Anstellung wurde von der offiziellen kirchlichen Stelle aus die Feier ignoriert, während der Magistrat an Sydow eine Adresse richtete, die eines der ehrenvollsten Dokumente für die Aufgabe des geistlichen Standes in der Gegenwart bleiben wird. Die weitere Folge davon war jedoch nur, daß jetzt auch der Magistrat in der offiziellen kirchlichen Presse in ähnlicher Weise abgefanzelt wurde, wie es in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms IV. Mode geworden war. Was aus der Zeit der ersten Restauration über den „Sektengeist des Hofchristentums“ (§ 8) dargelegt worden ist, war in der größten Zeit der neueren deutschen Geschichte in völlig ungeahnter Weise ins Kraut geschossen.*)

*) Um die moralische Atmosphäre, aus welcher auch das Disziplinarverfahren hervorging, zu kennzeichnen, glauben wir den Wortlaut der Gegenberichtigung des Jubilars gegen die Berichtigung der Behörde hier einschalten zu müssen. Die Antwort Sydows (S. 144/5) bezieht sich auf die vorher in der Nationalzeitung (Nr. 75 und 80) erschienenen Einsendungen:

„Ein Artikel in Nr. 75 Ihrer Zeitung teilt mit, daß der Vorstand der Jerusalem- und Neuen Kirche von meiner am 1. März d. J. erfüllten 50-jährigen Amtswirksamkeit durch die Begründung einer wohltätigen Stiftung freundliche und ehrende Notiz habe nehmen wollen, aber bei dem königlichen Konsistorium damit auf gewisse Schwierigkeiten gestoßen sei.

In Nr. 80 Ihrer Zeitung erscheint nun eine berichtigende Erklärung der hochwürdigen Behörde auf jenen Artikel.

Die darin mich betreffenden Angaben sind sämtlich ungenau. Nicht im Februar, sondern im Januar 1828 bin ich ordiniert. Ein zweites theologisches Examen habe ich überhaupt nicht gemacht, da mir die Behörde dasselbe nach dem Ausfall des ersten, ungesucht erließ. Was aber wichtiger: die Bezeichnung meiner sechs-jährigen Tätigkeit vor meinem Eintritt ins geistliche Amt als die „eines Hilfslehrers am Kadettenkorps“ ist unzutreffend. Meine Stellung als

Unmittelbar an das Amtsjubiläum hat sich das Disziplinarverfahren des Konsistoriums gegen den ehrwürdigen Greis angegeschlossen. Am 9. März 1872 wurde ihm dies eröffnet und der Termin seiner Vernehmung auf den 14. gesetzt. Das juristische Ergebnis dieser Vernehmung hat darin bestanden, daß der dem Angeklagten vorgeworfene Bruch des Ordinationsgelübdes sich schon dadurch als hinfällig erwies, daß Sydow noch nach einer ganz anderen Formel ordiniert worden war, als wie sie späterhin oktroyiert wurde. Die Frivolität, mit welcher die damalige Behörde diesen Punkt zu vertuschen gesucht hat, ist des Sprichwortes „Tut nichts, der Jude wird verbrannt“ würdig gewesen.*)

Repetent (jetzt Civilgouverneur) war eine mir staatlich und staatskirchlich übertragene. Ich verwaltete ein in der Organisation der Anstalt bleibend und etatsmäßig eingefügtes Amt, und es behält daher mit dem 1. März d. J. als meinem Amtsjubiläumstage seine volle Richtigkeit.

Ich benutze diese Gelegenheit zu erklären, daß ich von einer „amtlichen“ Feier dieses für mein Leben immerhin wichtigen Tages nichts geahnt, und daß ich sie selbstverständlich weder direkt noch indirekt veranlaßt habe. Meine Freunde wissen, daß und warum ich seit Monaten entschlossen war, diesen Tag in stiller Zurückgezogenheit im Kreise meiner Kinder und Enkel zu verleben.“

*) Die gegensätzlichen Standpunkte bei dem Colloquium treten in der Biographie klar herans. Sydows Verteidigungsrede beginnt mit den Worten (S. 154): „Glauben Sie mir, daß ich für das Gewicht eines Gelübdes und eines geschworenen Eides ein Gewissen habe. Als ich mich durch das Ordinationsgelübde verpflichtet habe bei meinem Amtsantritt, bestanden andere Auffassungen. Daß jeweilig Sie einen anderen Standpunkt einnehmen als die mir teuren Männer von damals, ist durch die Zeit herbeigeführt, kann aber in der Sache nichts ändern. Überzeugung und Treue haben mir eine Änderung meines Standpunktes unmöglich gemacht.“

Mit Bezug auf das Verfahren des Vorsitzenden wird (S. 156) erzählt: „Der Präsident Hegel unterbrach wiederholt die theologische Verhandlung an all den Stellen, wo ihm der Generalsuperintendent Brückner Sydows Ansichten zu weit entgegenzukommen schien, durch eigene Fragen, deren letzte sich sogar auf das fernere Verbleiben Sydows im geistlichen Amt bezog.“ Hegel nahm nämlich

Von besonderem pathologischen Interesse ist das Benehmen des Konsistorialpräsidenten Hegel gewesen. In der Art, wie er dem theologischen Dezernenten Brückner stets aufs neue ins Wort fiel, hat gewissermaßen ein Vorbild für das Verfahren des Oberhofpredigers von Hengstenberg auf der Berliner Synode von 1877 gelegen. Nur daß es bei Hegel schon damals kaum auffallen konnte. Denn die Art und Weise, wie dieser Verwaltungsbeamte die religiös-firchlichen Interessen zu behandeln pflegte, ist schon im Jahre 1868 sprichwörtlich gewesen. Die Belege dafür finden sich bereits in der „Kirchenpolitischen Rundschau vom Advent 1868“.*)

die Miene an, als wenn es zu seiner Kenntnis gekommen sei, daß Sydow mit dem Gedanken der Emeritierung umgehe. Woher diese „Kenntnis“ stammte, ist Hegels Geheimnis geblieben. Denn Sydow konnte nur erklären, selber nichts davon zu wissen.

Aus der am 4. Juli 1872 eingereichten Verteidigungsschrift Sydows heben wir den Nachweis der seit seinem Amtsantritt eingetretenen Veränderung in der Ordinationsformel hervor: „Wenn auf die Agende und das in derselben enthaltene Ordinationsgelübde hingewiesen wird, so habe ich auf die Tatsache aufmerksam zu machen, daß die Agende und das in ihr enthaltene Ordinationsgelübde für unsere Provinz erst im Jahre 1829 publiziert worden, ich aber nach einem anderen Formular schon im Januar 1828 ordiniert worden bin; ich muß deshalb jede rückwirkende Anwendung des jetzigen Gelübdes auf mich ablehnen.“

Die amtliche Antwort der amtlichen Behörde auf diesen Punkt entblödete sich nicht, zu bemerken (S. 170): „Nach welchem Formular Dr. Sydow 1828 von dem längst verstorbenen Konsistorialrat Dr. Nicolai ordiniert worden, läßt sich nicht mehr nachweisen. Es bedarf aber auch dieses speziellen Beweises nicht.“

*) Die kleine Schrift ist in anderem Zusammenhang bei der Charakteristik des Ministers von Mühler herangezogen, indem nämlich zwischen den tüchtigen Beamteneigenschaften desselben und dem verhängnisvollen Einfluß einzelner Dezernenten seines Ressorts unterschieden wurde. Es liegt heute kein Grund vor, es zu verschweigen, in welchem Kreise der Verfasser zu dieser Unterscheidung gekommen ist. Es war nämlich im regen Verkehr mit den Führern der eben begründeten freikonservativen Partei, Männern wie Graf Bethusy-Huc und Agidi. Sie sind es gewesen, welche diese (bei den Angriffen auf Mühler im liberalen

Es ist ein scharf zugespitztes Urteil, auf das hier abermals hingewiesen worden ist. Ob es zu scharf gewesen ist, darüber hat das Verfahren Hegels vier Jahre später die Probe abgelegt. Der „Ingrimm“ Hegels zumal gegen die Herrmannsche Kirchenverfassung ist überhaupt keinem Eingeweihten ein Geheimnis gewesen. Wir möchten darüber wenigstens noch ein berufenes Urteil anführen: von dem gleichen besonnenen Gelehrten und Pädagogen, dessen

Lager gänzlich ignorierte) Unterscheidung gemacht haben. In demselben Kreise sind nun aber auch die spöttischen Äußerungen Bismarcks bekannt gewesen über diejenigen Beamten, welche er aus seinem Ressort heraus auf andere Ressorts, darunter speziell auch auf die kirchliche Verwaltung, abzuschieben liebte. Man kannte den Ausdruck, für die kirchlichen Dinge sei der oder jener gerade gut genug. Und mit besonderem Hohn war dies mit Bezug auf Hegel geschehen. Der von diesem in süffisanter Weise vertretene pfäffische Standpunkt gab aber auch allen Anlaß dazu. Die „Rundschau“ zitiert aus einem im Jahre 1868 von Hegel gehaltenen Vortrage über die evangelische Kirchenverfassung den folgenden Passus, daß „die Gnadenmittel für und in der Gemeinde von dazu befähigten und demnach seitens der Kirche dazu berufenen Männern verwaltet werden sollen, welche dann Kraft des Amtes ihre Funktionen nicht aus Vollmacht und im Auftrage der Gemeinde, sondern als Botschafter an Christi Statt verrichten.“

Die „Rundschau im Advent 1868“ hat dem beigelegt: „Nicht aus Vollmacht und im Auftrag der Gemeinde“ — also steht nach dem Herrn Konsistorialpräsidenten das „Amt“ da; so seine Auslegung des apostolischen Wortes: „Wir sind nicht die Herren eures Glaubens, sondern die Gehilfen eurer Freude.“ Aus welchen Quellen zieht nun aber dieses „Amt“ seine Nahrung, um wirklich „an Christi Statt“ die freundige Botschaft von der Veröhnung zu bringen?“

Die absolute Unmöglichkeit einer befriedigenden Antwort auf diese Frage auf protestantischem Boden war dem Verfasser bereits bei der von Kögel schon 1861 im Haag aufgestellten Behauptung von der alleinigen Rechtgläubigkeit seiner subjektiven Meinung klar geworden. Denn daß keinerlei objektives Forum für die von Kögel und Hegel in Anspruch genommene Autorität da ist, dürfte bereits die jenem damals zuteil gewordene Antwort unwiderleglich dargetan haben.

Warnung vor den Exzentrizitäten Lagardes uns an anderer Stelle (III, S. 20) als Vorbild gedient hat.

Es ist der frühere Spandauer Gymnasialdirektor Dr. Groß, der sich über jenen Punkt dahin äußert:

„Hat sich auch die alte Konsistorialverwaltung den neuen kirchlichen Aufgaben in den Großstädten gegenüber anerkanntermaßen als völlig macht- und ratlos erwiesen, während die städtische Selbstverwaltung die mindestens ebenso schwierige Aufgabe auf dem Gebiete des Schulwesens, man möchte fast sagen spielend gelöst hat, so konnte man sich doch, wie namentlich der Erlaß der „Verwaltungsordnung“ beweist, bisher von dem alten Jopf nicht trennen und wollte in der Praxis wenigstens so tun, als ob die neue Kirchenverfassung nicht auch eine kirchliche Selbstverwaltung gebracht hätte, sondern im Grunde alles beim Alten geblieben wäre. Wir sind überzeugt, daß unserer evangelischen Kirche nur durch die Freiheit geholfen werden kann; nicht durch die Freiheit vom Staat nach Hammerstein'scher Methode, sondern durch die Freiheit der Gemeinden von aller überflüssigen Bevormundung. Mit dem Geiste des seligen Konsistorialpräsidenten Hegel, der im Grunde seines Herzens die neue Kirchenverfassung nur mit schwerverhaltenem Ingrimme neben sich duldete, und der auch in dem „Juristischen Wegweiser für Kirchenbau und Parochialteilung“ von H. Weizsäcker noch mehr als billig ist, spuckt, muß gründlich gebrochen werden.“

Wir entnehmen dieses Wort einer auch im übrigen beherzigenswerten Besprechung des Weizsäcker'schen „Wegweisers“ (Zeitschr. für prakt. Theol. XV. 1893 S. 180 ff.) Dasselbe trifft speziell darin zu, daß sich Hegel seit dem Eintritt Falks in das Kultusministerium und Herrmanns in das Präsidium des Oberkirchenrates an die Spitze derer gestellt hatte, welche diesen verhassten Reformern von vornherein „den Knüttel zwischen die Beine zu werfen versuchten“. Den Vorwand dazu hat das Vorgehen gegen Sydow gegeben. Wie dasselbe sofort von seinem Gefinnungsgenossen Kögel verwertet wurde,

und wie Kaiserin Augusta beiden ebenfalls sofort sekundierte, ist in eigenen Abschnitten des Handbuchs dargethan worden.

Auf die weiteren Daten des Sydowschen Prozesses kann an dieser Stelle nicht eingetreten werden. Wir verweisen statt dessen auf die „Aktenstücke, betreffend das über mich verhängte Disziplinarverfahren.“

Auch in der Biographie Sydows ist sowohl seine Verteidigungsschrift aufgenommen (S. 146/59) als seine damals unbekannt gebliebene Eingabe an den König vom 15. April (S. 162/65). Am 27. Mai ist ihm der Entscheid der Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen ihn mitgeteilt worden. Am 2. Dezember ist die Absetzung beschlossen, und zwar verbunden mit sofortiger Suspension unter Entziehung der Hälfte seines Gehalts.

So die Gewalttat, welche nicht sowohl den einzelnen Mann treffen, als vielmehr die endlich (nach jahrzehntelanger bureaukratischer Mißhandlung der Kirche) von Herrmann erwartete feste Kirchenverfassung unmöglich machen sollte. Statt dieses große Werk ruhig in die Hand nehmen zu können, mußte Herrmann sich zuerst durch den der ganzen kirchlichen und theologischen Entwicklung Halt gebietenden Keßerprozeß durchschlagen. Wir führen hier nur kurz an, daß der Entscheid des Oberkirchenrates vom 25. Juni 1873 den Beschluß der unteren Instanz aufgehoben hat. Sydow wurde einfach zu einem Verweise verurteilt. Die Kosten des Prozesses übernahm der Berliner Magistrat. Die Teilnahme der Gemeinde hatte sich schon vorher in einer für Berliner Verhältnisse unerhörten Weise bekundet. Neben dem Magistrat hatten sich nicht weniger als 80 angesehene Familienväter, deren Kinder Sydows Konfirmandenunterricht besuchten, mit einer Petition um Freigebung desselben an den Oberkirchenrat gewandt.

Eine sofortige Suspension vom Amt, wie das Konsistorium sie beliebt hatte, war nach der Kirchenordnung (§ 532) nur bei Kriminalverbrechen oder groben Versehen im Amt gestattet. Nachdem diese

rohe Gewaltmaßregel aber einmal erfolgt war, konnte auch die vorgesezte Behörde nichts dagegen machen, so lange sie nicht im Besitz der Refursschrift sowie des ganzen Aktenmaterials war. Infolge jener Petitionen aber verfügte der Oberkirchenrat wenigstens am 22. Januar 1873 die teilweise Aufhebung der Suspension in bezug auf Konfirmandenunterricht und Konfirmation.

Es ist wichtig, dieses Datum im Auge zu behalten. Denn noch in der gleichen Woche, am 28. Januar 1873, begann der Oberhofprediger Kögel seinen Krieg von der Kanzel aus gegen die gesetzliche kirchliche Oberbehörde.

Seine Predigt an diesem Tage und der wenige Stunden später geschriebene Brief der Kaiserin Augusta bilden im Handbuch den Übergang von dem § 38 über die Ära Kögel zu dem § 39 über die kirchlichen Einflüsse der Kaiserin Augusta.

Die gleiche Methode wie in den Kögelschen Hezpredigten ist in der gleichen Zeit mit ungleich größerem Geschick auf zahlreichen römisch-katholischen Kanzeln zur Anwendung gekommen. Die Maßlosigkeit in dieser Agitation hat sogar die lex Lutz gegen den Kanzelmisbrauch veranlaßt. Neben dieser Gleichzeitigkeit drängt sich jedoch dem Rückwärtsblickenden noch eine weitere Parallele in der Gestaltung der beiden Großkirchen auf. Die mit dem Sydowschen Prozeß beginnende, in der kirchlichen Schreckensherrschaft seit dem Sturze Falks gipfelnde Serie von Ketzerprozessen hat ja ihr größeres Vorbild ebenfalls in der päpstlichen Inquisition. Die Geschichte aber hat gleich sehr im Protestantismus wie im Katholizismus nicht sowohl die von der beiderseitigen Inquisitionsbehörde wie gemeingefährliche Verbrecher behandelten Opfer der klerikalen Hierarchie vor ihren Richterstuhl gefordert, als vielmehr ihre Glaubensrichter. Innerhalb des italienischen Katholizismus ist der Plan zu einer Bibliothek aller auf den Index gestellten Werke an die Hand genommen. Der unzweideutig angesprochene Hintergrund dieses Planes war der einer Ruhmeshalle des menschlichen Geistes in der Zu-

fammenfassung aller derjenigen Geistesprodukte, die deshalb verurteilt wurden, weil der allgemeine Fortschritt der Menschheitsgeschichte durch sie bedingt war. Kaum minder aber hat derjenige, der die Namen aller der Männer zusammenstellt, welche seit dem Sturze Falks dem gleichen geistlichen Gericht wie Sybow verfielen, den Eindruck, sich in einer Art Ruhmeshalle zu befinden.

Wer solchen interkonfessionellen Parallelen weiter nachgeht, stößt dann allerdings zugleich auf eine nicht minder interessante Gegenfährlichkeit der durch diese Rekerprozesse bedingten Entwicklung der päpstlichen und der papstfreien Kirche. Die seit Innocenz III. konsequent durchgeführte päpstliche Inquisition hat die äußere Einheit der mittelalterlichen Kirche gerettet. Die protestantischen Rekerprozesse dagegen haben direkt zu einer Selbstzerfleischung des Protestantismus geführt. Seine besten Männer sind seitens der kirchlichen Obern en canaille behandelt worden. Kann man sich wundern, daß der geistliche Stand in der allgemeinen Achtung eingebüßt hat?

Von dem moralischen Charakter des Vorgehens einer immerhin subalternen Behörde hat jedoch der Kaiser selbstverständlich keine Ahnung haben können. Er wußte nur, daß der verpflichtende Charakter des Apostolikums in Frage gestellt war. Mit Bezug auf das Verhältnis der einzelnen Stücke des Apostolikums zueinander konnte er unmöglich orientiert sein. Dem aufrichtigen schlichten Laien und seiner Laienorthodoxie sind die beiden aus völlig heterogenen Quellen hervorgegangenen Sätze „eingeborener Sohn Gottes“ und „geboren von der Jungfrau Maria“ in eins zusammengefallen. Daß das Apostolikum fast nur in der preußischen Kirche einen untrennbaren Teil des Kultus bildete, hat er ebensowenig wissen können. Wenn ihm vielleicht auch die Verhandlungen der Generalsynode von 1846 bekannt geworden waren, so doch jedenfalls nicht die Art und Weise, wie Leopold von Gerlach ihre Beschlüsse durchkreuzt hatte. Aber auf diese formellen Punkte darf bei dem historischen

Urteil über seine Urteilsweise nicht der Schwerpunkt gelegt werden. Man muß sich vielmehr gerade in den großen Jahren nach der „Wendung durch Gottes Fügung“ in seine Seele hineinversetzen. Man muß seinen Schmerz nachfühlen, daß die steigende Hochflut eines alles zersekenden praktischen Materialismus aus den Jahren des Milliardensegens zugleich die Gründer- und Streberzeit machte. Die gleichzeitig in die Masse geworfene Freidenker-Literatur aber schien ihm, wie jede staatliche, so auch jede kirchliche Autorität erschüttern zu müssen.

Es hat gute Gründe gehabt, daß sogar die „Geschichte der Theologie“, bevor sie auf die neuen wissenschaftlichen Leistungen in dieser Periode, obenan auf die damals so gewaltige Anregung durch Albrecht Ritschl einging, zuerst den § 28 über den „neuen Glauben“ und „die Selbstzersekung des Christentums“ vorhergehen ließ. Daß derartige auf das große Publikum berechnete Schriften dem Kaiser ebensolche Sorge einflößten, wie die Brutalitäten der gleichzeitig aufkommenden Sozialdemokratie, ist leicht verständlich. Je mehr aber die äußere Kulturwelt sich von dem Christentum abzuwenden schien, desto unerschütterlicher mußte wenigstens (dies die Anschauung nicht nur des Kaisers, sondern zahlreicher hochstehender Männer) in der Kirche selber das in ihr historisch erwachsene Bekenntnis gewahrt bleiben. Der einzelne Pfarrer durfte daran so wenig rütteln, wie der Offizier an den Befehlen des Vorgesetzten.

So hat es den Kaiser eine große Selbstüberwindung gekostet, der Aufhebung des Konsistorialbescheids durch den Oberkirchenrat nachzugeben. Er hat nichtsdestoweniger den Argumenten Herrmanns und Falks in jener Konseil-Sizung, von welcher wir erst durch seine späteren Briefe an beide erfahren, seine Zustimmung gegeben. Aber es blieb der Stachel in seiner Seele zurück, welchen die gleichen Briefe deutlich erkennen lassen.

Noch aber ist die Aufgabe des Historikers hinsichtlich des Beginnes der in der evangelischen Kirche sich abspielenden Katastrophe,

auf welche sich schließlich auch die Niederlage im Kulturkampfe zurückführt, nicht erschöpft. Denn es genügt nicht einmal, die derzeitigen Motive des Kaisers zu verstehen. Man hat auch weiter zu fragen, was für die Zukunft daraus zu lernen ist, daß ein so innerlich fromm, so ernst kirchlich gesinnter Herr durch jene Motive seine ganze spätere Handlungsweise bestimmen ließ. Der Mann der Wissenschaft, der Kenner der bisherigen Entwicklung der Kirche, wird nicht anders können als für das volle Recht eines Mannes wie Sydow innerhalb der Kirche einzutreten, welcher er in einer von der Jugend bis zum Alter sich gleichgebliebenen Überzeugung seine ganze Lebensarbeit gewidmet hatte. Aber bei dem Vortrage Sydows, der der (gleich der Spinne im Netz auf die Unvorsichtigkeit der Fliege) lauerten Reaktionspartei den Anlaß gab, gegen ihn vorzugehen, wird doch immer gefragt werden müssen, cui bono?

Der einschlägige Abschnitt des Handbuchs ist dieser Frage nicht aus dem Wege gegangen. In voller Übereinstimmung mit der Prüfung der Sachlage durch den Oberkirchenrat ist dort auf das Verhängnis des „Berlinismus“ für die evangelische Kirche der Schwerpunkt gelegt worden. Denn genau das gleiche wie bei dem Sydowschen muß nun weiter auch bei dem vier Jahre späteren Hoßbachschen Fall betont werden. Ja, wir werden an dieser Stelle sogar noch eine weitere Schlußfolgerung ziehen müssen, die sich auf die Folgen aller dieser „Fälle“ für die Gesamtkirche überhaupt bezieht.

Zweifellos hat die Art und Weise, wie die Gegenpartei sie ausnutzte, sich in den schärfsten Gegensatz zum ABC aller Moral gestellt. Andererseits aber haben alle diese „Fälle“ einer wie der andere die Aufmerksamkeit abgezogen und abziehen müssen von den wirklichen Aufgaben der Kirche. Zumal der immer siegreicher vordringenden Papstkirche gegenüber hat die evangelische Kirche wahrlich an etwas anderes zu denken, als an diese immer neue dogmatische Selbstzerfleischung, wobei jede Partei die eigene Meinung für die

allein mögliche hält. Wir möchten darum auch hier an die ernste Warnung des Bonner Ritschl: „Habt ihr nichts Besseres zu tun?“ erinnern. In den allerseits orientierenden „Rückblicken, Seitenblicken, Ausblicken“ des Handbuchs (§ 22) ist diese Warnung mit dem Ausgangspunkt seiner epochemachenden Wirksamkeit in Verbindung gebracht worden. Ebenso wenig sind dort die Gefahren verschwiegen, die in der Phrasenschablone liegen, welche aus dem Begriff der wissenschaftlichen Lehrfreiheit gemacht worden ist. Daß die Gemeinde gegen die Lehrwillkür der jeweiligen Pfarrer geschützt werden muß, ist ja gerade die richtige Konsequenz des vom Protestantenverein auf seine Fahne geschriebenen Gemeindepinzips.

Wenn also das Gewissen des Kaisers an dem kirchlichen Chaos Anstoß genommen hat, so hat gerade derjenige, welcher die Art, wie dieses Gewissen vom Beichtvater mißbraucht wurde, tief beklagt, allen Anlaß, sich zu fragen, was in dem Ausgangspunkt der Erwägungen des Kaisers selbst für das Kirchenregiment Wichtiges und Pflichtgemäßes lag. Die nunmehr vorliegenden Briefe des Kaisers genügen, um vor dem tiefen Ernst, mit welchem er auch diese Fragen behandelt hat, Ehrfurcht einzuflößen.

Wir haben hier nur die Ursachen der „Wandlung“ in der Kirchenpolitik vorführen wollen, enthalten uns daher jeder weiteren Betrachtung und begnügen uns mit einigen Andeutungen, wo ein weiteres Spezialstudium ergänzend einzutreten haben wird. Obenan werden nämlich hinsichtlich der Zeit von Sydow zu Hofbach (eines Zeitraumes: nicht, wie der Kaiser meinte, von 2, sondern von 4 Jahren) die Kirchenzeitungen aller Fraktionen daraufhin angesehen werden müssen, was für Ereignisse dieser Jahre für den Kaiser „zurechtgemacht“ worden sind. Denn die Wandlung in seiner Kirchenpolitik hat sich erst allmählich vollzogen. Auch als er die Schreiben an den Fürsten Bismarck, an den Kultusminister und an den Oberkirchenrat vom 31. Mai und 1. Juni 1877 ausgehen ließ, war sie noch durchaus nicht bis zu den späteren Schlußfolgerungen

fortgeschritten. Denn sonst hätte er Herrmann nicht wiederholt die nachgesuchte Entlassung verweigert.

Neben den Kirchenzeitungen müssen die gleichzeitigen literarischen Kontroversen genauer verfolgt werden. Obenan dürfte darunter diejenige zwischen Kögels Schwager Leopold Schulze und dem Hallischen Professor Riehm eine spezielle Untersuchung verdienen.

Endlich wird die (auch in Herrmanns Tagebüchern niedergelegte) allgemeine Beobachtung von der raschen Frontveränderung durch alle Instanzen hindurch durch eine Reihe von Einzelbeobachtungen illustriert werden müssen. Jede Wandlung im Kultusministerium hat sofort auf die obersten kirchlichen Instanzen einwirken müssen, die dann ihrerseits wieder durch Konsistorien und Superintendenturen, durch Provinzial- und Kreissynoden auf die Pfarrer und die Presbyterien einwirkten. Es ist im tiefsten Grunde untergeordnet, ob ein derartiger Wechsel sich nach dieser oder nach jener Richtung vollzieht. Denn nicht in der Richtung des Wechsels, sondern in dem Wechsel als solchem, der doch nicht von kirchlichen, sondern von politischen Faktoren bedingt ist, hat immer wieder für die arme evangelische Kirche das Verhängnis gelegen.

Was das Staudersche Regiment in den Gymnasien an Überzeugungslosigkeit gepflegt hatte, hat sich seit dem Sturze Herrmanns auch auf die evangelische Kirche übertragen. Es war jetzt auch in ihr die gleiche Wendung eingetreten, wie seit dem Vatikanum in der römisch-katholischen Kirche. Die zur Alleinherrschaft gelangte Partei hat die anders gerichteten Überzeugungen mundtot gemacht. Innerlich überzeugt worden sind aber die in dieser Weise Unterworfenen auch im Protestantismus dadurch ebenso wenig, wie in der Papstkirche diejenigen, welche der Indexkongregation laudabiliter se subjecerunt. Das Ende vom Lied ist die kolossale Zunahme der innerlich negativen destruktiven Tendenzen gewesen.

Alle derartige Erwägungen späterer Historiker haben natürlich

dem Kaiser persönlich fern gelegen. Dagegen wird derjenige, welcher den damaligen Standpunkt des Kaisers völlig verstehen will, gut tun, noch einmal auf die verwandte Lage in der Zeit des angehenden inneren politischen Konflikts zurückzugreifen. Unererschütterlich hat in jener Zeit der Kaiser — und dies schon vor Bismarcks Berufung — seine Armeereorganisation durchgeführt und den Minister von Roon, durch welchen er sie durchführte, allen Angriffen gegenüber gehalten. Ebenso hielt er auch jetzt fest an der Kirchenreorganisation, und zur Zeit auch noch an dem Träger derselben. Aber wie in jenem ersten Konflikt die Fortschrittspartei im Abgeordnetenhaus, so war ihm jetzt abermals der (nunmehr die Grundlagen der Kirche ebenso wie früher die Grundlagen des Staates erschütternde) Berliner Freisinn ein Feind, mit dem er überhaupt nicht paktieren zu können glaubte. In bezug auf die kirchlichen Spezialfragen darf eben nie außer acht gelassen werden, daß der Kaiser persönlich überhaupt keine andere religiöse Anschauung als wirklich religiös kannte wie die kirchlich orthodoxe.

Um diese — sich stets gleich bleibende — Seite seines Wesens unverkennbar heraustreten zu lassen, ist das von Bismarck mitgeteilte Ostender Gespräch aus dem Jahre 1853 schon in die Untersuchung über die persönliche kirchliche Stellung der beiden ersten deutschen Kaiser hineingestellt worden. In der Kirchenpolitik ist eine Wandlung eingetreten, in dem persönlichen Credo nicht.

In der Anwendung auf die Kirchenpolitik ist dieses Credo schon in dem Sydowschen Falle von bestimmendem Einfluß gewesen. Nur daß damals der Kaiser sich den Gegengründen seiner berufenen Ratgeber gefügt hat. In dem Hoßbachschen Falle aber war dasselbe Credo sowohl in den Briefen an den Präsidenten des Oberkirchenrates und den Kultusminister, wie in dem Schreiben an den Präsidenten des Staatsministeriums zur Grundlage bestimmter Forderungen geworden. In Verbindung damit ging dem Oberkirchenrat ein königlicher Erlaß zu, welcher das von dem Konsistorialpräsidenten

Hegel eingereichte Entlassungsgesuch unter den obwaltenden Verhältnissen ablehnte.

Bei der unverhüllten Auflehnung der unteren kirchlichen gegen die ihr vorgesetzte Instanz glaubte nun aber Präsident Herrmann seinerseits nicht im Amte bleiben zu können. Die in dieser Beziehung von ihm ausgegangenen Schritte und die Art, wie der Kaiser darauf reagierte, sind im Handbuch auf Grund der Briefe des Kaisers selber geschildert.
